BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nick, Friedrich

Die Hof- und Volks-Narren sammt den närrischen Lustbarkeiten der verschiedenen Stände aller Völker und Zeiten ; In zwei Bänden

Bd.: 1

Stuttgart 1861

L.eleg.g. 281 ep-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574374-1

L. eleg. g.

281 ep

(1

<366113187500l5

<366113187500l5

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Hof- und Volksnarren,

sammt den

närrischen Lustbarkeiten

der

verschiedenen Stände aller Völker.

Von

Fr. Nick.

Erster Band.

Stuttgart, 1861.

Verlag von J. Scheible.

Durch J. Scheible in Stuttgart kann ferner bezogen werden:

Ninon de l'Enclos.

Von Robert Bürkner.

Lebensgeschichte dieser Gefeierten in köstlicher Form!
2 Bände. (Ladenpreis 3 fl. 36 kr.)
☞ für nur 1 fl. 48 kr.

Memoiren Don Juans.

Von F. Mallefille.

Vollständig in eilf Bänden.
(Ladenpreis 10 fl.) ☞ für nur 5 fl. 24 kr.

Bojardo's

Verliebter Roland.

Zum ersten Male verdeutscht und mit Anmerkungen versehen von J. D. Gries.
Pracht-Ausgabe in vier Oktav-Bänden.
(Ladenpreis 16 fl.) ☞ für nur 4 fl. 48 kr.
Bojardo's unsterbliches classisches Werk in meisterhafter Uebersetzung!

Die Abenteuer Telemachs,

Sohnes des Ulysses.

Travestirt von Dr. v. Wagemann.
2 Bände, mit Kupf.
☞ für nur 1 fl. 36 kr.
Von berufenen Kritikern über Blumauers travestirte Aeneis gestellt!

Bau- und Betriebs-Ordnung

für die

Haupt-Eisenbahn

Die

Hof- und Volks-Narren,

sammt den

närrischen Lustbarkeiten

der

verschiedenen Stände aller Völker und Zeiten.

Aus Flögels Schriften und andern Quellen

von

Fr. Nick.

In zwei Bänden.

Erster Band:

Hof- und Volksnarren, Possenreißer etc.

Stuttgart, 1861.

Verlag von J. Scheible.

Die

Hofnarren,

Lustigmacher, Possenreißer und Volksnarren

älterer und neuerer Zeiten;

ihre Späße, komischen Einfälle, lustigen Streiche und Schwänke.

Von

Fr. Nick.

Motto:
Ihr vertraget gerne die Narren,
dieweil ihr klug seyd.
2. Corinth. XI, 19.

Stuttgart, 1861.
Verlag von J. Scheible.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von E. Greiner in Stuttgart.

Vorwort.

Wenn es gleich seit einer langen Reihe von Jahren in der literarischen Welt zum Modeton geworden ist, daß der Verfasser oder der Verleger eines Werkes dem Publikum dasselbe bei seinem Erscheinen als unentbehrlich empfiehlt und fast aufnöthigt: so ist doch der Verfasser wie der Verleger des vorliegenden Werkes so weit davon entfernt, in diesen Ton mit einzustimmen, daß im Gegentheile Beide davon überzeugt sind, daß dasselbe entbehrlich ist, wenn auch nicht gerade entbehrlicher als so viele der als unentbehrlich ausgeposaunten. Es führt dasselbe weder in die tiefen Schachten der Wissenschaft, noch will es das Gebiet derselben bereichern, noch sucht es durch neue Gedanken und Ideen, welche

Gemeingut der Menschheit werden sollen, zu glänzen noch die materiellen Interessen zu befördern, — kurz gesagt, es will einfach ergötzen und die Heiterkeit erregen und befördern, indem es sich zur Aufgabe macht, Reden und Thaten dummer und gescheidter Narren, wirklicher und eingebildeter, einem größern Publikum mitzutheilen. Und dazu glaubt es vollkommen berechtigt zu seyn! Haben die Thorheiten der Menschen schon seit den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen viel Unheil in engern und weitern Kreisen angerichtet, haben sie ganze Völker und Staaten, sowie Familien und einzelne Personen dem Verderben zugeführt und haben sie schon viele Tausende von Thränen veranlaßt, so mögen sie auch einmal als Aequivalent eine heitere Seite sich abgewinnen lassen und als Reizmittel unserer Lachmuskeln dienen. Doch ist, wie schon bemerkt, das Werk weit davon entfernt, sich auf die Reden und Handlungen wirklicher Narren zu beschränken, so ausgedehnt auch das Feld ist, auf dem sich Stoff hiezu sammeln ließe; auch diejenigen mußten in den Kreis der Darstellung gezogen werden, welche als Narren

behandelt, angestellt oder als solche sich gebend, durch improvisirte Antworten, dem Ausdruck funkelnder Geistesblitze und durch ebenso treffende als beißende Wahrheiten nicht blos belustigten, sondern nicht selten mehr Nutzen stifteten als mancher Stubengelehrte oder Rath. Erregen die wirklichen Narren bei allem Lächeln, welches uns ihre albernen Worte und Streiche abnöthigen, doch oft das Gefühl der Wehmuth: so ist es bei diesen der schnelle, besonnene, schlagende Witz und die unerschrockene Kühnheit, womit sie den Ergüssen ihrer Laune freien Lauf lassen, was wohlthuend anspricht und von jeher wohlthuend angesprochen hat. Denn schon im Alterthum zogen Leute solcher Art die Aufmerksamkeit auf sich und es sind uns in den verschiedenen Schriften aus demselben manche Reden und Antworten von Menschen dieses Schlags überliefert worden, welche durch ihre Frische immer neu bleiben: ja die alten Griechen und Römer besaßen schon ganze Bücher von Einfällen, Reden und Handlungen solcher Narren und selbst der ernst-feierliche Geschichtsschreiber Tacitus trug kein Bedenken,

facetiarum libros zu verfaſſen. Aber die ſchönſte Blüthezeit für Narren aller Art war das Mittelalter, es war das goldene Zeitalter für die Narrheit, da dieſelbe, wie faſt alles in jener Epoche, zunftartig betrieben wurde. Da war kein Fürſt, von dem, und kein Hof, an dem nicht Narren gehalten worden wären: ſelbſt Biſchöfen, Erzbiſchöfen und Kardinälen däuchten ſie damals unentbehrlich. Freilich waren ihre Späße und Witze wie das Zeitalter ſelbſt oft derb und plump und ſind theilweiſe kaum mehr verdaulich für unſern feiner organiſirten Magen. Da mit dem Beginne der neuen Zeit nicht ſogleich eine größere Verfeinerung der Sitten eintrat, ſondern erſt nach und nach die Rohheit des Mittelalters ſich verlor, ſo wurden auch nach dem Schluſſe des Letztern die Narren in ihren verſchiedenartigſten Geſtaltungen beibehalten und nur allmälig geriethen ſie in Abgang, hauptſächlich ſeit von Paris aus durch Ludwig XIV. ein anderer, feinerer Ton an den Höfen herrſchend zu werden begann. Da verloren mit dem veränderten Tone die Hofnarren ihre Stellung und zugleich mit den Hofpredigern ihren

Einfluß und machten einer verderblichen Maitressenherrschaft Platz. Finden sich nun auch seit lange her keine solche Leute mehr an den Höfen, so ist doch diese Klasse von Menschen noch nicht ausgestorben und wird nie aussterben; noch leben sie im Kreise des Volks. Jedes Städtchen, jedes Dorf fast, ja beinahe jede Gesellschaft hat ihren Spaßmacher, welcher neckend und geneckt die Seele der Unterhaltung ist. Wie mancher naturwüchsige Witz, wie manches treffende Wort wird von solchen lokalen Tonangebern zu Tage gefördert, welche, Kinder des Augenblicks, mit demselben wieder verschwinden, wenn gleich oft der Verbreitung in weitern Kreisen werth und der Aufbewahrung würdig. Mag dieß auch bedauerlich scheinen, so dürfen wir uns doch mit dem Bewußtsein trösten, daß uns aus den verschiedensten Zeiten und Ländern ein großer Reichthum von treffenden Reden, Scherzen, Schwänken u. s. w. erhalten ist, welche oft ein getreues Bild des Geistes und der Sitten des jedesmaligen Zeitalters und Landes, ihren Werth nie verlieren und für alle Zeiten klassisch bleiben werden.

Um sie der Vergessenheit zu entreißen, bedarf es nur eines fleißigen Sammelns und eines treffenden Zusammenstellens. Dieser Arbeit unterzog sich unter Andern in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts Carl Friedrich Flögel in seiner „Geschichte der Hofnarren, 1789," ein Werk, durch das er sich um die Freunde einer heitern und unterhaltenden Lectüre ein großes Verdienst erworben hat. Da dieses Werk längst vergriffen ist und in seiner dermaligen Form den Forderungen eines gebildeten Geschmacks nicht mehr genügt, so entschloß sich der Unterzeichnete zur Herausgabe des vorliegenden Werkes unter vorstehendem Titel. Bilden auch, was den Inhalt betrifft, die Mittheilungen und Nachrichten Flögels die Grundlage, so wird doch die ganze Anordnung und Darstellung, sowie eine Masse neu hinzugekommener Erzählungen auf den ersten Blick zeigen, daß das Werk nicht blos ein erneuter oder aufgefrischter Flögel ist. Die Quellen übrigens, aus welchen ich außer Flögel geschöpft habe, hier anzugeben, dürfte um so weniger nothwendig seyn, da dieselben im Laufe des

Werkes unter dem Texte angeführt sind. Möge nun in einer Zeit, welche entweder fast nur materielle Interessen kennt, oder worin dunkel aufsteigende Gewitterwolken am politischen Horizonte die Stimmung verdüstern, das hier Mitgetheilte bei den Einen die Gedanken an die Sorgen und Mühen dieses Erdenlebens für einige Stunden in den Hintergrund drängen, bei den Andern aber die ernste Gegenwart für Augenblicke vergessen lassen, bei Denen aber, welche um Beides unbekümmert, unsern Herrgott einen guten Mann sein lassen, die Heiterkeit und Jovialität erhöhen! Findet der eine oder andere dieser Fälle, oder finden sie sämmtlich statt, so ist der Zweck desselben erreicht.

Stuttgart, im Mai 1861.

Der Verfasser.

XI.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung.

Die Narrheit im Allgemeinen 1
Lustigmacher und Hofnarren 23
Ursachen des Wohlgefallens an den Hofnarren 33
Treiben, Eigenschaften und Nutzen der Hofnarren 45
Schattenseite und Metamorphose des Hofnarrenwesens 55
Kleidung und Trachten der Narren und Lustigmacher 65
Narrenfeste 78
Hundert deutsche Sprüchwörter in Bezug auf Narren und Narrheit 83

Die Narren und Lustigmacher der Griechen und Römer.

Der privilegirte Spaßmacher 89
Der Parasit oder Schmarotzer 95

Seite

Der Betrüger (Planus) 120
Der Tugendschwätzer (Aretalogus) . . 121
Der Scurra (Spötter) 125
Der Morio 134

Lustigmacher bei orientalischen Völkern . 139
Possenreißer ungebildeter Völker neuerer Zeit 154
Narren und Lustigmacher an deutschen Höfen.
Ueber die deutschen Benennungen der Narren 2c. 168
Hofnarren und Lustigmacher am deutschen Kaiserhof 173
Am Hofe der Markgrafen von Anspach . 194
Am Hofe der Markgrafen von Baden . 195
Am Hofe der Herzoge von Bayern . . 196
Am Königlichen Hofe von Böhmen . . 198
Am Hofe zu Brandenburg 204
Am Hessischen Hofe 240
Am Oesterreichischen Hofe 241
Am Hofe der Churfürsten von der Pfalz 255
In Pommern 261
Bei den Churfürsten von Sachsen . . . 270
In Schlesien 349
In Thüringen 350
In Württemberg 351
Die Lustigmacherei und das Narrenwesen am Fürstenhofe des Deutschordens-Hochmeisters zu Marienburg 353

Seite

Die Lustigmacherei und das Hofnarrenwesen in Spanien 364

Hofnarren bei italienischen Fürsten.

Bei den Herzogen von Ferrara 370
Am Hofe von Florenz 378
Am Hofe zu Genua 381
Am Hofe zu Mailand 382
Bei den Herzogen von Mantua 383
Am Hofe zu Neapel 385
Am Hofe der Herzoge von Savoyen . . 386
Am Hofe zu Verona 389

Lustigmacher und Hofnarren in Frankreich.

Die Minstrels 390
Die Troubadours 395
Eigentliche Hofnarren und Lustigmacher . 409

Lustigmacher und Hofnarren in England.

Minstrels 464
Hofnarren und Lustigmacher 481

Hofnarren und Lustigmacher in den Niederlanden, in Ungarn und in Polen . . 488

Hofnarren und Lustigmacher in Rußland . 493

Das Narrenwesen und die Lustigmacherei in Schweden und Dänemark 505

Einige Narren und Lustigmacher bei vornehmen Personen weltlichen Standes . . 511

Das Narrenwesen und die Lustigmacherei bei Päpsten, geistlichen Churfürsten, Kar-

Seite

dinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten.

Bei Päpsten 515

Bei geistlichen Churfürsten.

Mainz 524

In Cöln 526

Bei Kardinälen 529

Bei Erzbischöfen und Bischöfen . . . 540

Bei Aebten 544

Volksnarren und Volkslustigmacher . . . 546

Zwerge 582

Kurzes Sachregister 612

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Die Narrheit im Allgemeinen.

Zu den köstlichsten Gaben, welche der Schöpfer den Menschen zur Ausgleichung gegen die vielen Müheseligkeiten dieses Erdenlebens verliehen hat, gehören die Gaben des Lachens und des Frohsinnes. Sie bleiben stets die größten Hülfstugenden im Leben, wenn sie gleich, und gerade oft da, wo sie am nothwendigsten und erwünschtesten wären, sich nicht einstellen wollen, ja sogar uns zu verlassen scheinen. Dem Lacher erscheint alles in hellerem, freundlicherem Lichte. Mit Lachen schreitet er über Manches hinweg, wo Andere verzagt umkehren würden, ja er springt sogar, wie ein altes Sprüchwort sagt, über das Grab. Lachend behauptet er: was hätten wir arme Menschen vom Leben, wenn wir nicht über unsere Thorheiten lachen dürften?*) Und er hat Recht. —

---

*) Weber, Demokritos. Ausg. 1859. I. S. 51.

Schon an sich ist das Lachen eine angenehme krampfhafte Bewegung der zum Athemholen gehörigen Werkzeuge; ein Natur-Ausdruck der Behaglichkeit und Freude, und selbst bei Kindern, die noch nicht reden können, ist das Lachen der Natur-Ausdruck des Wohlgefallens, wie ihr Weinen der des Mißfallens.

Xenophon meint, derjenige habe ein geringeres Verdienst, der die Gesellschaft lachen mache, als derjenige, der sie zu Thränen rühre. Der Lustigmacher Philippos aber meinte, als ihn Sokrates fragte, worauf jeder stolz wäre? „ich glaube mit mehr Recht auf meine Gabe, Lachen zu erregen, stolz sein zu dürfen, als Kallipides, der Schauspieler, auf seine Kunst, weinen zu machen." „Und warum — sagt Weber in seinem Demokritos" — „sollte auch der Mensch von dem ausschließlichen Geschenk des Himmels nicht Gebrauch machen? Es gäbe hunderte von Thorheiten weniger, wenn man sie nicht so ernst nähme!" Singt nicht schon Horaz:

Der Folgezeiten Schicksal deckt weislich Gott
Mit Finsterniß und lachet des Sterblichen,
Der weiter als es frommt, hinaussorgt!

Likurg errichtete sogar dem Gott des Lachens eine Statue, und es war immer viel von dem ernsten Gesetzgeber, wenn gleich dem Gott des Lachens ein Tempel gebührte, wie der Tempel Salomo's!

Der Lachende ist fröhlich und Fröhliche sind glücklich. Der Frohsinn ist ein Lebensbalsam der Natur, ein wahrer Fallschirm in dem gefahrvollen und schaukelnden Luftballon des Lebens; denn Heiterkeit gibt Zutrauen zu sich selbst, Zutrauen gibt Muth und Muth bringt Glück. Das Lachen ist der Mai drr Heiterkeit.

Der natürliche Mensch trägt den Frohsinn als leichten Zunder bei sich, denn es ist die natürliche Stimmung des Körpers, Geistes und Herzens. Schon Sokrates, der Weiseste unter den Heiden, zeigt viel Frohsinn; Salomo, der Psalmist und der Apostel Paulus kannten die Freude, welch Letzterer seine Briefe mit einem „freuet euch allezeit" zu schließen pflegte; und Horaz singt:

Nimm, der ernsten Arbeit entladen,
Froher Stunden Geschenk an!

Der Geist der Freude — sagt Demokritos weiter — führte die ersten Menschen einander spielend zu, wie Kinder, und einer der erfreulichsten Züge der Menschengeschichte ist wohl der, daß fast alle Völker aus ihrem Dunkel durch Feste in die Geschichte eintreten, durch Schauspiel, Tanz, Gelage und Possen aller Art. Fast alle feiern den Eintritt des Frühlings. Selbst die melancholischen Aegypter, wenn sie bei ihren Mahlen ein Skelett herumtrugen, thaten dieß doch mit den Worten: „Trinket, seid fröhlich, mit dem Tode seid ihr wie dieses."

Unter Cromwell feierte man den Sonntag so finster, wie einst bei den Juden; König Karl II. von England aber befahl von den Kanzeln herab, lustig zu sein.*)

Es gibt Menschen, ja ganze Nationen, denen schon Mutter Natur das „freuet Euch des Lebens" in's Blut gegossen hat. Witz und Hang zum Lachen und zur Fröhlichkeit ist ihre gewöhnliche Stimmung, ein ewiger Hellauf in Gedanken, Worten und Werken. Und sagt nicht Christus selbst: „freuet euch mit den Fröhlichen?"

Fröhlichkeit und Aufgeräumtheit sind die Grundlagen des Scherzes, und es ist gewiß, daß heitere Ansichten, lustige Einfälle und lachender Witz, die weder Aufwand noch Kraft erfordern, oder der Sinn für das Lächerliche offenbar die Empfindung der Uebel, die uns drücken, vermindern, und uns diejenige Geistesfreiheit und Ideenhelle erhalten, die dem Verstande, die Mittel sich zu helfen, erleichtern.**)

Frohsinn und Freude finden immer und überall Hülfsmittel. Der Hang, fröhlich und freudig zu sein, sich lustig zu machen und damit die Langeweile zu vertreiben, wird deßhalb immer Stoff genug finden; wie schon Aristophanes, der bis jetzt noch unübertroffene

---

*) Weber, Dem. I. S. 88. 89. 115.
**) Weber, Dem. I. S. 91. 106.

Komödiendichter der Griechen seinen Stoff in den Auflösungszuständen des griechischen Staates gefunden hat;*) die Thorheiten der Menschen überhaupt bieten solchen in Hülle und Fülle und waren von jeher die nächste und ergiebigste Quelle, aus welcher die Lustigkeit, der Frohsinn und Humor geschöpft haben, ohne daß sie versiegt wären. Sie wird unerschöpflich sein, so lange es Menschen gibt. —

Die Thorheit wird aber bei vielen Menschen zur Seelenkrankheit — zu dem was man Narrheit nennt. Der Sitz der Narrheit liegt im Denken und Vorstellen, und geht, wenn sie sich in der Persönlichkeit befestigt, in's Handeln über und erscheint daher immer als Verirrung des praktischen Geistes. In der Narrheit ist noch Weisheit, aber ihrer völligen Ansprüche auf die Autorität einer absoluten, entsagenden Kraft entkleidet. Bewegt sich die Narrheit nur in diesen Grenzen, so erscheint sie uns komisch und ist folglich Gegenstand des Lachens und der Belustigung. Die komische Narrheit aber hört beim Blödsinn auf.**)

An Menschen, die der komischen Narrheit verfallen waren — und wir haben es hier nur mit solchen zu thun — zeigte sich niemals

---

*) Vischer, Aesthetik III. S. 1412.
**) Vischer, Aesthetik I. S. 362. 363. 382.

Mangel. Dieß geht aus den Behauptungen der weisesten Männer des Alterthums hervor. Schon Cicero sagt, daß die Welt voll Narren sey. Democritos belachte in seiner Manier die allgemeine Narrheit der Menschen, wie sie Heraclit beweinte und daß man sich auch schon damals an Narren belustigte, beweist der Ausspruch Senecas, welcher unumwunden sagt: „wann ich mich an einem Narren belustigen will, so darf ich nicht weit suchen, ich darf nur mich ansehen."

Der deutsche Kaiser Maximilian war auch der Ansicht, daß die Narrheit der Menschen gar zu üppig blühe. Er pflegte zu sagen: „ein jeder junge Gesell muß sieben Jahre das Narrenseil ziehen und wenn er in diesen sieben Jahren eine Stunde seiner Narrheit versäumt, muß er wieder aufs Neue seine Narrheit beginnen." *) Erasmus von Rotterdam wiederholt den Ausspruch Ciceros, daß die Welt voll Narren sei, setzt aber hinzu, daß sie durch eitel Wahn regiert werde und der Thorheit diene. Er führt uns in seiner Satyre: „das Lob der Narrheit" als kundiger Führer durch alle Gegenden des weitläufigen Narrenreichs, das vor ihm schon Brandt bereist hat, der in seinem „Narrenschiff" ganze Ladungen aller Arten von Narren nach Hause brachte. Ein anderer Sa-

---

*) Zincgref, Apophthegmata. I. S. 70.

tyriker, Geiler von Kaisersberg, musterte später das Heer der Narren aufs Neue und stellte es auf der Kanzel zu St. Peter in Straßburg in hundert und zehen Predigten in Reih und Glied.

Der Prediger Schuppius in Hamburg geht in seiner Ansicht über die Verbreitung der Narrheit noch weiter als Cicero und Erasmus; er behauptet: „Es sind in der Welt fast mehr Narren als Menschen, denn die Zahl der Narren ist nach der heiligen Schrift unendlich." *)

Wie man schon in früheren Zeiten die Thorheiten der Menschen zur Zielscheibe des Humors gemacht hat, beweist eine Anecdote von Johann Rhodus, Professor der Medicin in Marburg, welcher unter anderen Bildern auch einen Haufen Narren an sein Haus malen ließ, Juristen, Mediciner, alle im Narrengewand, sich selbst aber mit einem Uringlas mitten unter sie. Als nun einst ein vornehmer Mann vorübergieng und sagte: „an dem Hause stehen trefflich viel Narren", entgegnete Rhodius, der es hörte: „ja, ja, es gehen aber noch viel mehr und größere vorüber!"

Eine ähnliche Ansicht hatte auch, wie uns Schuppius als Beleg zu seinen Behauptungen erzählt, ein sogenannter kuzweiliger Rath. Derselbe sagte einst zu seinem Herrn, als er ihn, wie gewöhnlich, den Narrenkönig nannte: „ich wollte,

---

*) Schuppius, lehrreiche Schriften. II. S. 270.

daß ich der Narrenkönig wäre, ich würde dann ein gewaltiges Reich haben, und ihr, mein Herr, würdet auch mein Unterthan sein." *) Nicht sehr abweichend von dieser Antwort ist jene, welche der Minister Sully dem König Heinrich IV. von Frankreich gab. Dieser hatte nämlich seiner Maitresse, der Gabriele d'Etrees, nachmaliger Herzogin de Beaufort, ein schriftliches und wie man sagt, mit seinem Blute unterzeichnetes Eheversprechen gegeben. Sully aber zerriß dasselbe vor den Augen des Königs, welcher den Minister deshalb zornig anfuhr: „Ventre saint gris! ich glaube Sully Ihr seid ein Narr!" worauf ihm Sully ganz kalt erwiderte: „ja Sire! aber wollte Gott, daß ich der einzige Narr in ihrem Königreich wäre." **)

Der bekannte Graf Bonneval ***) bringt sogar Alles unter den Gesichtspunkt der Narrheit,

---

*) Schuppius. II. S. 276.

**) Anekdoten zur Lebensgesch. großer Regenten und berühmter Staatsmänner. Leipz. 1766. I. 23. 24.

***) Claudius Alexander Graf von Bonneval, oder Achmet Pascha, geb. 1672 zu Coussac im Limousin, kam im 16. Jahre zur Leibgarde des Königs und zeigte schon früh einen Hang zu ausschweifenden und sinnlichen Vergnügungen und überließ sich einem zügellosen Leben. Er war ein guter talentvoller Soldat und genoß als solcher die Achtung des Marschalls von Luxemburg. Nach

die er zugleich classificirt. Er sagt nemlich in einem Schreiben an seinen Bruder, worin er seinen Uebertritt zur muhamedanischen Religion

---

dem spanischen Erbfolgekrieg (1701), in welchem er ein Regiment anwarb, das er als Oberst selbst commandirte, das sich wie er durch Ausschweifungen auszeichnete, weßwegen ihm auch vom Kriegsminister Beförderung versagt wurde, nahm er seinen Abschied und lebte an mehreren deutschen Höfen. Auf Empfehlung des Prinzen Eugen ward er 1706 als Generalmajor angestellt, focht unter Eugen gegen sein Vaterland und drang 1708 gegen den Kirchenstaat vor. Durch den Rastatter Frieden (1714) ward er durch Prinz Eugens Vermittlung der gegen ihn anhängige Prozeß wegen Hochverraths niedergeschlagen und ihm die Herausgabe seiner Güter zugestanden, die er aber, weil sie sein Bruder schon in Besitz genommen hatte, nicht wieder erhielt. 1716 focht er als Feldmarschall gegen die Türken bei Peterwardein (5. Aug.) mit großer Tapferkeit. Nach dem Frieden von Passarowitz (21. Juli 1716) ward er Hofkriegsrath in Wien. Aber Leichtsinn, Sinnlichkeit, Spottsucht und die Anmaßung, sich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu mischen, waren Ursache, daß dieser, um ihn zu entfernen, 1723 s. Anstellung als Generalfeldzeugmeister in den Niederlanden bewirkte. Politischer Sünden halber ward er verhaftet und zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber zu 1 Jahr Festungsstrafe auf dem Spielberg und nachheriger Landesverweisung begnadigt. Er gieng sodann nach Constantinopel,

zu entschuldigen sucht, unter Anderem: „Uebrigens erinnert Euch, mein Bruder, daß es hienieden nichts als Narrheiten giebt, die sich in lustige, ernsthafte, kriegerische, politische, juristische, kirchliche, gelehrte, traurige 2c. eintheilen lassen, daß aber nur allein die ersten, nebst einer beständigen Oeffnung des Unterleibs uns ein vergnügtes langes Leben verschaffen können." *)

So ist es nun einmal, Jeder trägt seinen Gecken in sich, mancher wird ihn zeitig, mancher später, mancher gar nicht los. **) Wir könnten mit jenem weisen Manne bei Salomo ausrufen: ich bin der allernärrischte, und Menschenverstand

---

wohin ihm der Ruf seiner Thaten sowohl als die Erzählung, wie menschenfreundlich er einst die gefangenen Türken behandelt habe, vorausgeeilt war. Er ward daher sehr gut aufgenommen und großmüthig unterstützt. Er nahm dann die türkische Religion und den Namen Achmet Pascha an. Sein jährliches Einkommen als Befehlshaber der türkischen Artillerie, die er zu verbessern suchte, betrug beinahe 12,000 Thlr. Nebenbei genoß er die Annehmlichkeiten seiner Lage hinlänglich und starb 1747. — Im 2. Band der Memoiren Casanovas finden sich weitere interessante Mittheilungen über ihn.

*) Anekdoten großer Regenten und berühmter Staatsmänner 2c. III. S. 11.

**) Weber, Dem. XII. S. 1.

ist nicht in mir;*) und der Ausspruch Salomos selbst: wenn du den Narren in einem Mörser zerstießest mit dem Stämpfel, wie Grüze, so ließe seine Narrheit doch nicht von ihm, **) wird noch lange vollkommene Geltung behalten.

Zur Bezeichnung der Narrheit ist die deutsche Sprache sehr reich an komischen Ausdrücken. Man ist eigen, hat Eigenheiten, man ist sonderbar, wunderlich, exaltirt, excentrisch — Hasenfuß, Haspel, Zipfel, Querkopf. Der Mann ist mit der Pelzkappe geschossen — hat einen Schuß — Sparren, es fehlt ihm, es ist nicht richtig, spuckt, rappelt, — er ist nicht gebacken, — es fehlt im Oberstübchen, oder unter dem Hute, — er ist gespikt, gespritzt, verschraubt, nicht wohl bei Troste oder „letz," wie es in Schwaben heißt. Er ist auseinander, hinweg, aus dem Geschirr, aus dem Häuschen, überworfen, übergeschnappt, überhirnisch, hinterdenkisch, hintersinnig, — Schwärmer, Phantast, Visionär, — schwermüthig, trübsinnig, — verkehrt, verrückt, unsinnig, aberwizig, wahnwizig, — ein Narr, ein Toller, ein Rasender. Andere Sprachen sind nicht minder reich an dergleichen Ausdrücken, und was beweist das? — Die Welt ist ein Narrenhaus! ***)

---

*) Sprüche Salom. 30, 2.
**) Ebendaselbst 27, 22.
***) Weber, Dem. XII. S. 9. 10.

Die meisten Narren machen die fixen Ideen*), und daß auch diese Art Narren oft zur Belustigung dienen, davon citirt Flögel ein Beispiel. „Nach dem zweiten schlesischen Kriege," — erzählt er — „zog ein blödsinniger Bäcker aus Hirschberg, Namens Teichmann, in Schlesien herum, der aus Liebe zur Poesie, deren Wesen ihm völlig fremd war und aus allerlei Grillen, die man ihm in den Kopf gesetzt, sein Handwerk verlassen hatte. Er trug beständig eine große Schachtel unter dem Arme, worin erdichtete Schreiben von Königen und Fürsten lagen, die man ihm aus Spaß zugestellt hatte und die er im Ernst für ächt hielt. So wurde er z. B. in einem Diplom des chinesischen Kaisers zum Mandarin erklärt und in einem andern vom türkischen Kaiser zum Pascha von drei Roßschweifen. Er trug auch eine große messingne Medaille im Knopfloche, die er nach seiner Aussage von den Generalstaaten erhalten hatte und die er für ächtes Gold hielt. Als ich im Jahr 1750 auf dem Gymnasium zu Breslau studirte und diesen Phantasten gerne wollte näher kennen lernen, wurde ich nebst ihm von einem guten Freunde zu Gaste gebeten, der mich aufforderte, ihn beim Gesundheittrinken den schlesischen Musensohn zu nennen; als ich dieses that, so sagte Teichmann: vorher

---

*) Weber, Dem. XII. S. 6.

würde ich Ihnen gedankt haben, aber nach meiner erhaltenen Bestallung vom türkischen Kaiser schickt sich dieser Titel nicht mehr für mich. Nun, sagte ich, so lebe denn der Pascha mit drei Roßschweifen! Hier stand er ganz ehrerbietig auf und machte mir einen tiefen Bücking. Mit Thränen in den Augen erzählte er, daß er hätte Groß-Vezier werden können, wenn er sich hätte wollen beschneiden lassen, allein er hätte es des Alters halber nicht thun wollen. Er zeigte mir hierauf alle seine erdichteten und lächerlichen Bestallungen in seiner Schachtel und las mir ein Gedicht vor, welches er auf eine Revue des Königs von Preußen hatte drucken lassen und welches anfing:

„Magnus der große Held,
Alexander in der Welt ꝛc."

Nachdem er das Gedicht, welches voll Unsinn war, gelesen hatte, fragte ich ihn, ob er nicht jedesmal ein Glas Wein trinken müßte, um in eine solche Begeisterung zu gerathen? Bei Gott! sagte er, das sollte man denken; aber ich trinke nichts als Thee, wenn ich Verse mache. Mit diesem Phantasten belustigten sich damals der Fürstbischof und andere vornehme Leute in Breslau!" *)

Narren, die des Gebrauchs der Vernunft ganz unfähig sind, nemlich Wahnsinnige, Tolle,

---

*) Flögel, die Hofnarren, S. 5. 6.

Melancholiker ꝛc., verdienen Schonung und Mitleid. Im Orient werden wahnwitzige Leute als von Gott begeistert betrachtet, so daß man ihre Reden für Inspiration hält. Die Santonen bei den Türken machen ihre Religionsübungen um 3 Uhr Nachts; sie bestehen im Kreisdrehen, in heftigen und gewaltsamen Verdrehungen des Leibes und in einem heulenden Geschrei, bis sie, von übermäßiger Anstrengung erschöpft, halb todt zur Erde niederfallen, wobei ihnen der Schaum auf dem Munde steht, und dieß ist, nach der Meinung der Türken, der Augenblick, in welchem sie sich mit Gott und Muhamed im Gespräch befinden. Die nämlichen wunderlichen Verdrehungen des Leibes, Zeichen von Wahnsinn und Schäumen des Mundes, wurde bei den Griechen an der Pythia, wenn sie auf dem Dreifuß zu Delphi saßfür Begeisterung durch Apollo gehalten. Die, selben Erscheinungen sieht man bei den Jongleurs der Amerikaner, den Quäckern und andern Schwärmern, wodurch der Pöbel glauben gemacht wird, sie wären von einer höheren Macht begeistert.

Narren aber, wie wir auch diejenigen, die nur zuweilen über die Schnur des Verstandes und der Klugheit hauen, — die Halbnarren, — die man am besten Thoren nennt, sind Gegenstand der Komiker. *)

---

*) Weber, Dem. XII. S. 7.

Auch pedantische Gelehrte werden oft Narren genannt. Schuppius glaubt sogar, daß die gelehrten Narren die possierlichsten seien und führt folgendes Beispiel an: „Ich denke — erzählt Schuppius — jetzt an ein Weltkind, an einen von Adel, welcher aus Frankreich kam. Sein Vater war aber gestorben und hatte ihm ein schönes Dorf hinterlassen, darin ein gelehrter Pfarrer war. Allein der gute Pastor hatte auch ein menschliches Gebrechen an sich. Man hatte ihn einst auf Universitäten mit einer hebräischen Grammatik an den Kopf geworfen und nun bildete er sich ein, um der hebräischen Grammatik willen müsse man ihn anderen Pastoren in der Nachbarschaft so weit vorziehen, als die Sonne den kleinen Sternen. Er hielt keine Predigt, worin er nicht die Junker und Bauern hören ließ, daß er die hebräische Sprache gelernt hätte. Endlich wurde der Edelmann von seinem Schulzen zu Gevatter gebeten. Es war aber damals der Brauch, daß, wenn einer zu Gevatter gebeten wurde, der noch keine Frau hatte, ihn der Pfarrer examiniren mußte, um sich zu überzeugen, ob er auch den Catechismus verstehe. Weil nun dieser Edelmann keine Frau hatte, so gieng der Pastor zu ihm, um ihn zu examiniren. Er wollte ihn aber nicht wie einen gemeinen Bauerjungen aus dem Catechismus fragen: bist Du ein Christ? sondern die Frage höflicher stellen; daher fragte er: „Junker was

seid Ihr? Der Edelmann antwortete: Herr George, ich bin ein Narr! „Ei," sagte der Pastor, „was ist das? ich frage, was glaubt Ihr?" Der Edelmann entgegnete: „Herr George, ich glaube, daß Ihr ebensowohl ein Narr seid, als ich!" „Ei! Ei!" sagte der Pfarrer, „was sind das für Reden?" „Ja, ja," entgegnete der Edelmann, „das sind die rechten, die es nicht gestehen wollen!" Ich will zwar den Edelmann dieser Unterredung wegen, welche er mit seinem Pfarrer hielt, nicht unter die Heiligen im Kalender setzen, allein ich versichere, daß keine possierlicheren Narren in der Welt sind, als die gelehrten Narren, welche nicht gestehen wollen, daß sie Narren sind, sondern ihre Thorheit mit der Grammatik und Logik vertheidigen. *) Der gleichen Ansicht muß Carl Ludwig, Churfürst von der Pfalz gehuldigt haben, denn als ihn einst Jemand fragte, warum er keinen Hofnarren halte, gab er zur Antwort: „wenn ich lachen will, so lasse ich ein Paar Professoren auf's Schloß kommen und wacker miteinander disputiren!"

Die Rolle eines Narren ist zwar jederzeit verächtlich und kläglich. Doch sind oft auch Vortheile damit verbunden, die man mit dem allgemeinen Ausdruck „Narrenfreiheit" bezeichnet, so daß man manchmal wünschen könnte,

---

*) Flögel, Hofn. S. 7.

die Vernunft bei Seite legen und die Narrenkappe aufsetzen zu können. Schon den Umstand, daß ein Narr die Freiheit hat, die Wahrheit zu sagen, wann und wo er will, ist ein nicht geringer Vortheil. Daher wünschte sich Schuppius die Privilegien eines Narren, dann, meint er, wollte er sagen, was manches Fürsten Rath zu sagen sich nicht getraut, was der Hofprediger nicht sagen wolle, was der Unterthan zwar oft fühle, aber nicht verstehe.

Schon die alten Römer hatten ein Sprüchwort: „wer alles zu thun begehrt, was ihn gelüstet, muß entweder als ein König, oder als ein Narr geboren sein.“ Dieses Sprüchwort schon ist ein hinlänglicher Beweis, daß die Vorrechte der Narren, die sogenannte Narrenfreiheit, sehr alt ist.

Was den Rücken eines Narren eigentlich rettet, ist der Anschein der Einfalt und Dummheit, er mag nun ein wirklicher oder verstellter Narr sein, da man annimmt, er sage die Wahrheit ohne Argliſt, Gleißnerei und Betrug, ohne die Absicht, zu spotten, oder sich dadurch Vortheile zu erwerben und andern zu schaden, während die eine oder die andere Absicht bei klugen und verständigen Leuten vorausgesetzt wird. Dadurch hat er im Leben alle die Vortheile zu genießen, die dem Narren auf dem Theater zugestanden werden. In älteren und neueren Zeiten haben die klügsten Leute bisweilen

die Narrenfreiheit benützt, und sich als Narren und Wahnwitzige gestellt, um gewisse Zwecke zu erreichen, die sie nie erreicht haben würden, wenn man sie nicht für Narren angesehen hätte! So stellte sich David bei Achis, dem Könige von Gath, wahnsinnig, um sein Leben zu retten. „Er verstellte seine Geberden vor den Hofleuten desselben, kollerte unter ihren Händen, stieß sich an die Thüre am Thor, und sein Geifer floß ihm in den Bart.*)

Auch der weise Solon spielte einst die Rolle eines Wahnwitzigen, um seinen Landsleuten unter dem Schutz der Narrenfreiheit einen heilsamen Rath zu ertheilen, der ihm, wenn er sich nicht verstellt hätte, das Leben gekostet haben würde. Die Athener hatten nemlich durch einen langwierigen und schweren Krieg mit den Megarensern wegen der Insel Salamis ganz entkräftet, bei Lebensstrafe verboten, weder schriftlich noch mündlich die Wiedereroberung der Insel in Anregung zu bringen. Dieses Verbot hielt Solon für eine unerträgliche Schande. Er sah wohl, daß viele Jünglinge den Wiederbeginn des Kriegs sehnlich herbeiwünschten, den Anfang dazu aber zu machen gerade wegen jenes Beschlusses sich selbst nicht getrauten. Um die Aufhebung desselben und somit die Möglichkeit der Wiedereroberung

*) 1. Samuel XX, 13. 14.

der Insel herbeizuführen, stellte sich Solon geistesverwirrt und es verbreitete sich von seinem Hause aus die Nachricht in der ganzen Stadt, daß er wahnwitzig wäre. Unterdessen verfertigte er heimlich ein Gedicht in elegischen Versen, lernte es auswendig und lief dann unerwartet, mit einem kleinen Hute auf dem Kopf, eiligst auf den Marktplatz, wo er unter großem Zulauf des Volks den Rednerstuhl bestieg, und seine Elegie hersagte, deren Anfang folgender ist:

Selbst als Herold komm ich von Salamis lieblichen Küsten,
Statt der Sprache des Markts, schmück' ich die Rede zum Lied.

Das Gedicht hatte den Titel Salamis und bestand aus hundert sehr zierlich gemachten Versen. Nach dem Vortrag desselben wurde er von seinen Freunden gelobt. Vor allen andern aber forderte Pisistratus die Bürger auf, den Worten Solons Folge zu leisten. Diese haben wirklich den Beschluß auf, rüsteten sich zum Kriege und wählten den Solon zum Feldherrn, welcher die Megarenser schlug und die Insel Salamis wieder unter die Botmäßigkeit der Athenienser brachte.

Ein ähnliches Beispiel ist aus späterer Zeit bekannt. Als die Sicilianer im dreizehnten Jahrhundert von den Franzosen auf's Aeußerste

mißhandelt wurden und nach der Erlösung von dem Joche ihrer Feinde seufzten, stellte sich Johannes von Procida, der Leibarzt des Königs Manfred auch närrisch, und lief, als er den allgemeinen Haß seiner Nation gegen die Franzosen bemerkte, am Ostermontag als ein Wahnsinniger mit einem Blaserohr auf den Gassen zu Messina umher, den Leuten in's Ohr rufend, daß man Nachmittags alle Franzosen todtschlagen solle; was auch wirklich geschah. Es war dieß die sogenannte sicilianische Vesper. —

Erasmus bezeichnet in seinem „Lobe der Narrheit" die Narren als die glücklichsten unter den Sterblichen und zieht ihr Loos dem der Weisen bei Weitem vor. „Sind nicht," sagte er, „die Narren die glücklichsten unter den Menschen? Dieses scheint vielleicht beim ersten Anblick ein ungereimter Gedanke, aber er ist sehr gegründet. Sie sind von der Furcht des Todes befreit, welche die Menschen beunruhigt; sie werden nicht von Gewissensbissen gequält, und eben so wenig durch Mährlein von der Hölle in Schrecken gesetzt. Sie fürchten keine Gespenster und teuflische Erscheinungen; sie kennen das Unglück nicht, das uns bevorsteht und werden nicht durch leere Besorgnisse von künftigen Unglücksfällen um ihre Ruhe gebracht. Mit einem Wort, sie werden von tausend Sorgen nicht heimgesucht, denen das menschliche Leben unterworfen ist. Sie schämen sich nicht, sie

fürchten sich nicht, sie streben nach nichts, sie sind den Empfindungen des Neides und der Liebe unzugänglich und da sie beinahe den unvernünftigen Thieren gleichkommen, so sündigen sie auch nicht, wie die Gottesgelehrten meinen. Erwäge nun einmal, du närrischer Meister, welche Qualen deine Seele Tag und Nacht von allen Seiten zerreißen, trage alle Müheseligkeiten deines Lebens auf einen Haufen zusammen, so wirst du am Ende einsehen, wie glücklich die Narren sind. Setze noch hinzu, daß die Narren beständig vergnügt sind, singen und lachen, überdieß allen Menschen, mit denen sie Umgang haben, Vergnügen, Scherz und Lachen bereiten, so wirst du bekennen müssen, daß die Götter sie den Menschen bloß deßwegen geschenkt haben, damit sie ihre Traurigkeit in Freude verwandeln. Daher kommt es, daß die Menschen, während sonst der eine nach diesem, der andere nach etwas anderem trachtet, doch alle nach den Narren ein Verlangen tragen, sie unterhalten, ernähren, lieben und ihnen in ihren Anfällen beistehen, auch ungestraft hingehen lassen, sie mögen sagen oder thun was sie wollen. Daher will Niemand ihnen Schaden zufügen, was sich sogar bis auf die unvernünftigen Thiere erstreckt, die sie nicht anfallen, indem ihnen schon von der Natur ein Wink gegeben zu sein scheint, daß es unschädliche Menschen sind."

„Narren sind glücklich" ist ein sehr wahres

Wort in vielen Beziehungen, obgleich die Stoiker, von denen übrigens selbst viele unter die Narren gezählt werden könnten, das Gegentheil behaupten und sagen: „nur der Weise ist glücklich! Die Narren genießen eine stete Selbstzufriedenheit, ihre Unvollkommenheiten und ihre Einbildung macht sie oft glücklicher als jenen Athener, der alle im Hafen einlaufenden Schiffe für die Seinigen hielt,*) oder jenen Geisteskranken, welcher, als geheilt aus der Irrenanstalt entlassen, zu Hause angekommen, weinend in die Worte ausbrach: „Ach warum habt ihr mich nicht dort gelassen!“ — Der Glaube macht glücklich — Nehme sich Jeder an der eigenen Nase.

---

*) Aelian, Var. Hist. IV. S. 25.

Lustigmacher und Hofnarren.

Wir haben es hier nur mit der besten und angenehmsten Art von Narren zu thun, mit Menschen nemlich, die durch lustige Streiche und Possen aller Art sich auszeichnen und gerade deßwegen beliebt sind, denn der gemeine Sprachgebrauch nennt auch Leute, die das Talent haben, Mienen und Manieren Anderer nachzuahmen, — Narren, ohne sie jedoch dadurch beschimpfen zu wollen.*) Diese Art Narren ist es, welche den Alten zur Belustigung dienten und die man Lustigmacher, oder Spaßmacher, zuweilen auch Possenreißer nannte.

Lustigmacher findet man fast bei allen Nationen, doch scheinen sie in einem Klima mehr zu gedeihen als in dem Andern. Den eigentlichen Ursprung des Narrenwesens oder der Lustigmacherei finden wir aber zunächst im Morgenlande. Aus dem wollüstigen und frühzeitig verfeinerten Orient ging die Mode der Lustigmacherei und des Possenreißers über in den

---

*) Weber, Dem. Ausg. v. 1859. XII .S. 141.

Occident, nach Griechenland und Rom, und erhielt sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts.*)

In allen Zeiten waren die Thirynthier Spaßmacher von Haus aus und zu ernsten Geschäften ganz und gar untauglich und unverbesserlich. Man erzählt von ihnen, daß, da sie gerne von diesem Fehler befreit gewesen wären, sie sich deshalb einst an das Delphische Orakel um Rath gewendet hätten. Von demselben sei ihnen die Antwort geworden, sie sollten dem Neptun einen Stier opfern, und wenn sie denselben ohne Lachen könnten in's Meer werfen, so würden sie von ihrem Fehler befreit werden. Weil sie nun befürchteten, sie möchten bei Befolgung des Götterspruchs sich etwas Unpassendes zu Schulden kommen lassen, so verfügten sie, daß kein Knabe bei dem Opfer zugegen sein dürfe. Es schlich sich aber doch einer ein, welcher von diesem Verbote Kenntniß erhalten hatte. Fortgejagt unter großem Geschrei, sagte er: wozu diesen Lärmen? befürchtet ihr etwa, ich möchte das Opferbecken umwerfen? Hierüber entstund ein schallendes Gelächter und die guten Leute erfuhren in der That, daß das Orakel ihnen nichts anderes hätte zu verstehen geben wollen, als daß die seit langer Zeit bei ihnen einge

---

*) Weber, Dem. XII. S. 150.

wurzelte Gewohnheit nicht mehr ausgerottet werden könne.

Auch die Phastiäer übten sich von Jugend auf im Possenreißen und erlangten dadurch eine außerordentliche Geschicklicheit darin. Dafür wurde ihnen aber auch von den Kretensern der erste Rang unter den Lustigmachern zugeschrieben.

Wie fruchtbar namentlich Italien an Lustigmachern und Possenreißern war, lehrt uns die Komödie der Italiener aus dem Stegreife (Comedia dell' arte) in welcher das von jeder Stadt bekannte Lächerliche, sowohl in Betreff der Kleidung, der Sprache als der Charaktere dargestellt und durch Karrikaturen noch possierlicher gemacht wird.

Unter den zahlreichen Klassen von Narren älterer und neuerer Zeiten zeichnen sich besonders die Lustigmacher großer Herren, oder die Hofnarren aus. Da aber mit diesem Worte nicht immer einerlei Bedeutung verknüpft ist, so wird dasselbe hier in seiner weitesten Bedeutung genommen, nemlich in der, daß unter Hofnarren alle wirklichen oder geltenden Lustigmacher zu verstehen sind, denn es waren nicht immer Lustigmacher von Profession, sondern auch manchmal Menschen, die bei klugen Leuten Abscheu und Mitleid erregten. Man findet die Lustigmacher sowohl an den Höfen als auch bei reichen Privatpersonen, die eine Posse oder

Zote gerne mit einer Mahlzeit bezahlten und nicht allein bei weltlichen Personen, sondern auch bei Päpsten, Cardinälen, Bischöfen und Prälaten, die der Unterhaltung durch Possenreißen ebensowenig entbehren konnten, als die weltlich gesinnten Laien, die nicht gesalbt waren. Die Lustigmacher an den Höfen großer Herren waren entweder eigens hiezu bestimmt oder nicht. Im ersteren Falle wurden sie Hofnarren betitelt und ihre Stellung war ein ordentliches Hofamt, woher auch der Name Hofnarr entstanden ist, welcher einige Zeit bei den Königen von Frankreich üblich war (fou du Roi un titre d'office) oder sie hatten den Titel als Hofnarren nicht, spielten aber doch eine solche Rolle, mochten sie auch Hofpoeten oder Poeten des Königs (was ehemals in Frankreich ebensoviel als Hofnarr bedeutete) titulirt werden. Im letzteren Falle spielten sie zwar den Lustigmacher am Hofe, durften aber nicht Hofnarren genannt werden, theils weil es gegen die Sitten der Zeit war, theils weil sie Hof- und Kriegsämter begleiteten, oder auch Leute aus angesehener Familie waren.

Den Ursprung der Sitte, Hofnarren zu halten, wollen einige in den uralten Erzählern finden, die man fast bei allen Völkern antrifft. Wenigstens ist Jedermann bekannt, wie groß schon in dem noch kindischen Zeitalter der Menschheit, welches mit den Kinderjahren so

große Aehnlichkeit hat, die Begierde der Menschen nach Mittheilung von Erzählungen und Mährchen war. Und noch jetzt finden, nach den Berichten von Reisebeschreibern eingebildete und halbwilde Nationen stets ein großes Vergnügen daran, wofür Adanson in seiner Reise nach Senegal ein Beispiel von einem Gesellschaftssaal der Neger anführt.

Auch unter den Troubadours befanden sich Erzähler, welche große Herren mit wahren und erdichteten Geschichten unterhielten. Diese Troubadours arteten nun mit der Zeit in wirkliche Lustigmacher und Hofnarren aus. Eben dieß war schon vor den Troubadours das Geschäft der Barden, die aber auch zuletzt, besonders in Irland, sich in Müssiggänger, Landstreicher, herumziehende Harfenspieler, Possenreißer und Hofnarren verwandelten. Aus diesen Zeiten der Barden stammt die vormalige Sitte der reichen Irländer, sich einen Hofpoeten und einen Erzähler zu halten. Das Amt des Poeten bestand darin, daß er die glorreichen Thaten der Vorfahren in Verse bringen, sie an Festtagen absingen und damit die Gesellschaft erheitern mußte. Allein neben dem lag ihm die Verpflichtung ob, durch allerlei Geschichtchen und Mährchen die Langeweile und Melancholie derjenigen von der Familie zu vertreiben, welche nicht einschlafen konnten. Der Ritter Temple erinnerte sich, von einem reichen Edelmann aus

Nord-Irland gehört zu haben, daß, wenn er in's Gebirge auf die Wolfsjagd ging, die gewöhnlich drei bis vier Tage dauerte, er einen Erzähler mitgenommen habe, weil er dort die Nächte sehr schlecht zubringen mußte und kaum einige Stunden schlafen konnte. Dieser Erzähler hatte vor ihm zu erscheinen, sobald er sich schlafen legte, und Historien von Königen Riesen, Zwergen, verzauberten Jungfrauen und andere dergleichen Mährchen zu erzählen. Dieses Geschäft setzte der Erzähler die ganze Nacht ununterbrochen fort, so daß der Fluß seiner Rede noch nicht versiegt war, wenn der Edelmann wieder erwachte. Die Irländer legten diesem Einschläferungsmittel einen so hohen Werth bei, daß sie glaubten, es gebe auf der Welt nitchs Besseres und Unschuldigeres, die Menschen einzuschläfern und dabei Seele und Leib zu erquicken.

Jedenfalls waren die Hofnarren schon in den ältesten Zeiten gebräuchlich und wenn man dem Stettinischen Seelsorger Philipp Cradelius in seiner Leichenpredigt auf den Hofnarren des Herzogs Philipp II. von Pommern, Hans Mieske*) glauben darf, so hatte schon zu Davids Zeiten der König Achis in Gath eine Menge Hofnarren in seinem Dienst, weil er zu seinen Hofleuten sagte: „Habe ich der Un-

*) Siehe diese Predigt bei Hans Mieske.

sinnigen zu wenig, daß ihr diesen herbrächtet." *) Dieses Citat stimmt wenigstens damit überein, daß wir — wie schon oben bemerkt, — diese Sitte zunächst im Morgenlande suchen müssen.

Schon im fünften Jahrhundert finden wir in der Geschichte Spuren von Hofnarren. Der Hunnenkönig Attila hatte schon damals einen Possenreißer bei der Tafel, Zerkon mit Namen, (was wohl nichts anderes ist, als unser deusches Wort Zwerg). Bei den griechischen Kaisern werden ebenfalls Lustigmacher gefunden und ebenso trifft man auch unter den Carolingern deutliche Spuren von denselben an. Nach den Kreuzzügen kam die Mode, Hofnarren zu halten, an alle europäischen Höfe, nach Italien, Deutschland, England und Frankreich. Die Franzosen glauben sogar, daß man diese uralte Sitte aus dem schon unter Carl dem Großen bekannten Schachspiele beweisen könne, wo die zwei, dem König am nächsten stehenden Steine die Narren (les fous, in der deutschen Benennung die Laufer) heißen.

Die Stadt Troyes in Frankreich hatte ehemals das besondere Privilegium, die Könige von Frankreich mit Hofnarren aus ihrem Sprengel zu versorgen. In den Archiven dieser Stadt wird noch ein Brief von König Carl V. aufbewahrt, worin er dem Bürgermeister und den

---

*) 1. Samuel 21, 15.

Schöppen, mit der Meldung, daß sein Narr gestorben sei, befiehlt, daß sie ihm nach alter Gewohnheit einen andern schicken sollten.*)

Hinsichtlich des Talents und der Bildung gab es sehr verschiedene Sorten von Lustigmachern und Hofnarren, vom armen blödsinnigen Burschen an, der den Herrschaften zugleich als Prügelpuppe diente, bis zum durchtriebensten und gefürchteten Witzling. Einige waren sehr grober Art, wie Klaus Narr, welche mit allem herausplatzten, was ihnen einfiel, keinen Unterschied bei Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten Possen, Unfläthereien und Zoten bedienten, und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, so wurde er doch von hundert Anderen abgeschmackten und geistlosen wieder verdrängt. Andere dagegen waren witzige und sinnreiche Köpfe, wie Brusque und Marot in Frankreich, schlaue Hofleute von der feinsten Art. Von diesen letzteren sagt Tomaso Garzoni: „sie enthalten sich in ihren Reden und Handlungen stets der Grobheit, sie befleißigen sich der Höflichkeit und des Anstandes in allen Sachen, sie sind voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprüchwörter, und ihr Umgang ist so genußreich, daß man sie lieb haben muß."**) Wieder andere waren bloß Tellerlecker, Schmarozer und Schmeichler,

---

*) Flögel, S. 9. **) Flögel, S. 15.

die oft den derbsten Spott und Hohn mit sich treiben ließen, bloß um ihren hungrigen Magen zu füllen, wie die Tischräthe an den Höfen des 17. und 18. Jahrhunderts, und leider auch oft deutsche Gelehrte, Professoren und Poeten, welche zur Erlustigung der Gesellschaft bei Hofe gefüttert wurden.**) Auch hat man aus alten und neuen Zeiten Beispiele, daß selbst mißgestaltete und blödsinnige Leute an Höfen als Narren zur Belustigung dienten. Die Römer schon ergötzten sich an dem Blödsinn der Morionen und Rom hatte seine eigenen Morionen-Märkte.

Zu denjenigen Hofnarren, die es eigentlich nicht ex officio waren, gehören noch besonders die sogenannten lustigen Käuze, an denen viele Fürsten Gefallen gefunden haben. Diese sogenannten Käuze — sagt Flögel — sind eine eigenthümliche Art von Leuten, welche in Gesellschaft stets Heiterkeit und Gelächter erregen, so daß es einer munteren Gesellschaft schwer fällt, derselben zu entbehren. Es sind Leute, die jederzeit dem Witz und Scherz ihrer Freunde und Gönner ausgesetzt sind, die von Männern, Kindern, Frauen, Freunden und Feinden beständig geneckt werden, kurz: sie sind stets der Gegenstand, an dem sich Jeder von der

---

**) Hauff, Skizzen nach dem Leben u. d. Natur, II. Bd. S. 87 ff.

Gesellschaft zum Gefallen reibt. Es gibt solche Kauze, welche sehr klug und vernünftig sind, gleichwohl aber wegen einer besonderen Eigenheit, oder auch wegen eines Uebelstandes ihrer Gestalt, stets das Unglück haben, zur Belustigung der Gesellschaft zu dienen. So viel ist gewiß, daß kein Mensch, dem es an Klugheit und Lebhaftigkeit des Geistes fehlt, selbst wenn er lächerliche Seiten darbietet, zu einem lustigen Kauze sich eignet. Ein dummer Lustigmacher schickt sich nur für den ungebildeten Theil des Volks; witzige, gebildete Köpfe verlangen schon mehr, einen, der ihren Scherz reizt und zugleich Theilnehmer der lustigen Einfälle der Gesellschaft ist. Wenn ein Lustigmacher diesen Vortheil hat, so lenkt er das Gelächter von sich ab auf diejenigen, die ihn antasten. Falstaff war ein Held in dieser Hinsicht, und gibt uns selbst eine Beschreibung seiner Fähigkeit im Lustigmachen. „Alle Arten von Menschen", sagt dieser lustige Ritter, „machen sich eine Ehre daraus, mit mir zu scherzen. Kein menschlicher Verstand kann etwas erdenken, welches mehr zum Lachen reizen könnte, als das, was ich selbst erfinde, oder was schon meinetwegen erdacht worden ist. Ich bin nicht nur selbst witzig, sondern ich bin auch Ursache, daß es andere sind." *)

*) Flögel, Hofn. S. 47.

Ursachen des Wohlgefallens an den Hofnarren.

Einige Schriftsteller, wie Addison, Home ꝛc. bezeichnen als Ursache des Wohlgefallens an den Hofnarren den Stolz großer Herren, weil es ihrer Eitelkeit schmeichle, eine Zielscheibe ihres Witzes und ihrer Scherze um sich zu haben und weil nach Hobbe die Neigung zum Lachen zunächst aus dem Stolz abzuleiten sei, denn das Lachen sei nichts anderes, als der plötzliche Ausdruck der unverhofften Wahrnehmung irgend einer (gewissen) Unvollkommenheit bei anderen Leuten, was mit einem gewissen Stolze erfülle. Jeder lache über einen andern, dem er sich an Verstand und Einsicht überlegen glaube. Auf diese Art ergötze sich nun Jeder mit einer Person, die in gewissem Sinne niedriger stehe als er. In den Zeiten unserer ungebildeten Vorfahren, die sich vom Stolz und vom Hasse beherrschen ließen, hätten die Fürsten und angesehensten Männer einen einfältigen Menschen unter der Benennung

eines Narren, der als Zielscheibe ihrer Scherze ihrer Eitelkeit schmeichelte, unterhalten.

Dieser Ansicht ist Flögel nicht. Er findet nähere und beweisendere Ursachen vielmehr in der menschlichen Natur selbst, nemlich in der Neigung zum Lachen, zur angenehmen Unterhaltung, in der nothwendigen Zerstreuung nach ernstlichen, mühevollen, beschwerlichen und verdrüßlichen Geschäften, welcher Neigung große Herren mehr unterworfen seien als weniger hochgestellte Leute. Der Stolz, — sagt er weiter, — ist keine allgemeine, sondern eine besondere Ursache unseres Vergnügens am Lächerlichen, die sich nur bei Menschen von einer gewissen Gemüthsbeschaffenheit findet, bei andern aber nicht, welche dieser Gemüthsbeschaffenheit entbehren. Im Gegentheil wird der Stolz durch Narren und einfältige Leute oft empfindlich gedemüthigt. So kam z. B. einst ein vornehmer Herr mit einem Ordensbande in ein Irrenhaus und ein Narr sagte sogleich: „Mancher trägt ein Ordensband, der den Strick verdient.“ Etwas ähnliches widerfuhr dem Markgrafen Hans von Brandenburg. Derselbe fragte bei seiner Anwesenheit auf dem Reichstage zu Nürnberg seinen Wirth Leonhard von Plauen, einen lustigen Kauz, wie es denn käme, daß in Nürnberg so viel hübsche Bürger wären? Als der Wirth in der Ueberraschung die Frage nicht gleich beantworten konnte, sagte

der Markgraf: „das kommt daher, weil die Fürsten und Edelleute auf dem Reichstage dazu helfen.“ Der Wirth bat, Seine Gnaden möchten ihm vergönnen, auch zu fragen, woher es käme, daß es so viele häßliche Fürsten gebe: (Der Markgraf war von Person nichts weniger als schön) und sagte dann weiter, die Ursache davon sei darin zu suchen, daß, weil die Fürsten oft und lange von Hause abwesend und auf dem Reichstag seien, der Schirrmeister, Stubenheizer und Narren dazu helfen! Eine andere Anekdote in dieser Richtung erzählt man sich aus dem Alterthum. Es sei nemlich ein Mensch nach Rom gekommen, der dem Kaiser Augustus so ähnlich gesehen, daß sich Jedermann darüber verwundert hätte. Als es der Kaiser erfahren, habe er ihn rufen lassen und gefragt, ob seine Mutter nicht zu Rom gewesen wäre? Nein, habe er geantwortet, — aber mein Vater sehr oft! Die erste Anekdote ist nichts als ein Nachdruck der zweiten, wie denn unzählige Anekdoten neuerer Zeit aus älterer Zeit wieder aufgewärmt und auf andere Personen übertragen worden sind.

Manche Stunde ging den Fürsten und Fürstinnen im Zeitvertreib mit ihren Narren und Närrinnen hin. Man gab sich oft große Mühe um einen guten Hofnarren oder eine Närrin an den Hof zu bekommen und verschrieb sie mitunter aus weiten Landen. Um seiner Ge-

mahlin „eine feine Närrin für eine Kurzweilerin“ zu verschaffen, wandte sich der Herzog Albrecht einst selbst an einen vornehmen Herrn in Böhmen, dem er schrieb: „Wir sind in Erfahrung gekommen, daß die edle und tugendsame Christina Kurzbachin eine Närrin, die unter euch geboren und erzogen, bei sich haben soll, wodurch die hochgeborene Fürstin, unsere freundliche, herzgeliebte Gemahlin, verursacht worden ist, sie darum anzulangen und zu bitten; es hat sich gedachte Kurzbachin auch erboten, wiewohl ihr dieselbe Närrin nicht länger, denn bis zu ihren Lebtagen zuständig sei und nachmals auch als ihrem Erbherrn zukommen würde, so wolle sie, wo wir dieselbe von euch erlangen können, auch wohl damit zufrieden sein, und sie unserer herzgeliebten Gemahlin ihres Theils nicht versagen; so ist von unsert und unserer freundlichen, geliebten Gemahlin wegen an euch unser gnädiges Bitten und Sinnen, ihr wollet euch dießfalls gegen uns gutwillig erzeigen und uns zu Gefallen die Närrin zukommen lassen.“ Außerdem wandte sich der Herzog noch an einen Freund und bat diesen um Vermitttlung in der Sache mit dem Erbieten; er wolle alles, was auch drauf gehe, um diese Närrin zu erhalten, mit allem Danke entrichten.*)

*) Raumer,'s hist. Taschenb. 6. Jahrg. 1835. Fürstenleben u. Fürstensitte v. J. Voigt, S. 309.

Unter den größten Männern alter und neuer Zeit findet man Staatsmänner, Kriegshelden und Philosophen, die ein großes Vergnügen am Lächerlichen fanden und berühmte Lacher waren. Demokrit wurde der Lacher genannt. Philipp, König von Macedonien, war nach dem Zeugniß des Demosthenes ein großer Freund des Lächerlichen, so sehr, daß er einst den Possenreißern zu Athen ein Talent sandte, damit sie ihm ihre lächerlichen Schwänke aufschreiben und schicken sollten. Ebenso sind Demetrius, Poliorcetä und Sylla als Liebhaber des Lächerlichen bekannt.*) Wenn daher die Großen von jeher, um sich nach der Bildungsstufe ihrer Zeit auf der Höhe ihrer Zeit geistig zu vergnügen, gerne Lustigmacher um sich sahen, so spielte dabei der Trieb, auf Kosten Anderer zu lachen, unter Umständen auch sich selbst Preis zu geben, immer eine Hauptrolle. Das unendliche Gelächter der Unsterblichen im Olymp über den um die Tische hinkenden Hephästos ist das Urbild alles fürstlichen Spasses. Die Aufdeckung oder Andeutung äußerer oder innerer Mängel, menschlicher Schwächen, Fehler und Laster, wie ihnen auch die höchstgestellten Personen unterliegen, wirkt humoristisch, auch in Sphären, wo sonst Alles auf Unnahbarkeit

---

*) Weber, Demokritos. XII.

berechnet ist und Mienen, Geberden und Ausdruck nach conventionellen Regeln geordnet sind.*)

Auch der Geschmack großer Herren an Bizarrerien und seltsamen wunderlichen Dingen wird als eine Ursache des Wohlgefallens an den Hofnarren und Lustigmachern bezeichnet und es ist nicht zu läugnen, wie es auch die Geschichte bezeugt, daß man bei großen Herren bisweilen solchen Geschmack gefunden hat. Hier einige Anekdoten in dieser Hinsicht.

Der englische Geschichtschreiber Camden erzählt, König Hemigston hätte seinem Vasallen Balduin unter der Bedingung ein Lehen gegeben, daß er alle Jahre am Christtage (andere sagen an des Königs Geburtstage) als Lehenspflicht vor dem Könige einen Sprung thun sollte, Pausbacken mit einem Knall aufblasen u. s. w., einen Wind sollte streichen lassen, und zwar so laut, daß es Jedermann hören konnte; davon erhielt Balduin den Beinamen, der F—rzer! **)

Dem berühmten Prinzen Condé, der sich bisweilen gerne auf Kosten Anderer belustigte, kam einst ein Dorfschulze auf dem Wege entgegen um ihn mit einer Rede zu bewillkommnen. Da er sich nun einige Male sehr tief vor

---

*) Hauff, Skizzen aus dem Leben und der Natur. 1840. II. Bd. S. 91.

**) Flögel, S. 42.

ihm bückte, sprang ihm der Prinz, der gerade aufgeräumt war, unvermuthet über die Achseln weg, so daß er hinter den Schulzen zu stehen kam. Dieser, der vor Begierde brannte, seine Rede zu vollenden, ließ sich durch den Sprung nicht irre machen, sondern drehte sich um und fuhr in seiner Rede fort. Damit aber der Prinz nicht noch einmal über ihn hinwegvoltigiren möchte, machte er seine Verbeugungen weniger tief. Allein der Prinz, der den Redner gerne los gewesen wäre, legte seine beiden Hände auf die Achseln des Schulzen und sprang zum zweitenmal über ihn hinweg, so daß der gute Mann es endlich für besser hielt, nach Hause zu gehen, als Beiden weitere Veranlassung zum Halsbrechen zu geben.*)

Der Herzog Carl III. von Mantua, der Vater des letzten Herzogs von diesem nunmehr ausgestorbenen Hause, hatte seine Freude an einem Benehmen, in dem er nicht leicht einen Nachahmer finden dürfte. Dieses Herzogs größte Belustigung war nemlich die, daß er sich tüchtig ausschelten ließ, wobei er sich manchmal der Gefahr aussetzte, geprügelt zu werden. Da der Carneval zu Venedig und tausend andere Gelegenheiten in dieser Stadt einem Jeden die Freiheit gestatten,

---

*) Anekdoten berühmter Staatsmänner. IV. S. 231.

sich zu maskiren, so zog der Herzog bisweilen ein Kleid an, wie es bloß die allerlumpigsten Leute trugen und ließ sich von Leuten begleiten, deren Aussehen und Stärke bei Auftritten, welche ernstlich werden konnten, den Ausschlag zu geben vermochten; er packte bald diesen, bald jenen an, um sich heruntermachen und ausschelten zu lassen. Zuweilen gieng er in die Kramläden, wo kostbare und zerbrechliche Sachen zu verkaufen waren, wie Spiegel 2c., nahm dieselben in die Hand und ließ sie absichtlich zu Boden fallen, aber wie wenn sie ihm von ungefähr aus den Händen entgleitet wären. Dieß gieng natürlich niemals ohne ein Wetter von Scheltworten ab, worüber sich dann der Herzog zu Tode lachen wollte! *)

Peter der Große sah einst auf seinen Reisen einen Mann, der ihm in seinem marktschreierischen Aufzuge so wohl gefiel, daß er ihm eine Zeit lang zusah, wie er bald mit einem Kochlöffel, bald mit der Spitze des Degens dem um ihn versammelten Pöbel die Zähne ausriß. Sogleich wandelte ihn die Lust an, das nämliche zu thun, und nach einigen gelernten Handgriffen fand er an dieser Operation so viel Vergnügen, daß fast kein Zahn seines Gefolges mehr vor ihm sicher war. Nach seiner Zurückkunft nach Petersburg hatte ein russischer Cavalier

*) Flögel, S. 43.

sich etwas zu Schulden kommen lassen, das den Monarchen ungemein gegen ihn aufbrachte. Er ließ ihn gleich in der ersten Hitze rufen, um seinen Zorn an ihm auszulassen, und es stand ihm nach damaliger Sitte in Rußland von der gewichtigen Hand des Kaisers eine derbe Züchtigung bevor. Einer seiner Freunde benachrichtigte ihn in aller Eile von der Ungnade des Kaisers, damit er in der Geschwindigkeit noch ein Mittel finden könnte, den ernsten Ausbruch des Zorns wenigstens zu schwächen, wenn er ihn auch nicht ganz abzuwenden im Stande wäre. Der Cavalier eilte seiner Züchtigung entgegen; unterwegs aber fiel ihm ein Mittel bei, der Heftigkeit des Kaisers vielleicht auszuweichen. Er trat in das Zimmer desselben ohne sich im Geringsten furchtsam zu zeigen, hielt aber das Sacktuch vor den Mund, wie wenn er an heftigen Zahnschmerzen litte. Kaum hatte ihn der Kaiser erblickt, als er mit seinem gewöhnlichen furchtbaren Stabe bewaffnet (den man noch jetzt in der kaiserlichen Kunstkammer unter den Reliquien Peters des Großen zeigt) auf ihn zuging. Schon hatte er den Arm erhoben, als er das Taschentuch vor dem Munde des Delinquenten bemerkte. — „Was fehlt Dir?" — „Schon seit gestern" — enwiderte der schlaue Russe — „leide ich an den heftigsten Zahnschmerzen." — Bei dem letztercn Worte senkte sich der Arm des Kaisers allmählig und

in weniger als einer Minute heiterte sich sein Blick auf. Mit einer etwas weniger drohenden Stimme fragte er den Edelmann: ob er einen hohlen Zahn habe? „Er ist zwar nicht ganz hohl," erwiderte dieser, „indessen taugt er doch nichts und verursacht mir unausstehliche Schmerzen." (In der That hatte er einen hohlen Zahn.) „Man hole mir meine Instrumente", befahl der Kaiser, „und Du setzest Dich hierher, wir wollen bald fertig werden! Der schon halb getröstete Hofmann setzte sich und der Kaiser riß ihm den Zahn zwar etwas unsanft aber doch glücklich heraus. Nachdem sich der Russe für diese hohe Gnade bedankt, fing der Kaiser an, ihm wegen seines Vergehens Vorwürfe zu machen; dieser war aber klug genug, sich nicht vertheidigen zu wollen; er fiel dem Kaiser zu Füßen und bat um Verzeihung. Peter begnügte sich für jetzt auch damit, ihm einige gelinde Verweise zu ertheilen und entließ ihn, ohne weiter an das Vergehen zu denken.

Zu Carlscrona in Schweden war eine vornehme schöne Dame, Gemahlin eines Admirals, welche ihr größtes Vergnügen darin fand, nach geendigtem Gottesdienst beim Herausgehen aus der Admiralitätskirche sich unter die gedrängten Haufen der Matrosen zu mischen und sich von denselben hin- und herstoßen zu lassen!

Der nachmals so berühmte Lord Montague vertauschte als Knabe den väterlichen Palast

mit dem rußigen Loche eines Schornsteinfegers, bei dem er als Junge einen Monat unbekannt lebte und als er da entdeckt und nach Hause gebracht wurde, entfloh er wieder, ging als Schiffsjunge nach Lissabon, und durchreiste Spanien als Knecht eines Maulthiertreibers.

Derartigen Gefallen an seltsamen Dingen findet man besonders bei den Engländern. So setzte im Jahr 1776 ein Kaufmann, der 60,000 Pf. St. besaß, einen Vetter zum Erben ein, der kein Kaufmann war, mit der sonderbaren Clausel, daß er, Krankheitsfälle ausgenommen, bei Verlust der ganzen Erbschaft alle Tage von 2—3 Uhr auf der Börse sich einfinden sollte. Der Erbe war hierüber sehr unzufrieden. Er konnte nicht die kleinste Reise unternehmen und durfte sich bloß Sonntags aus der Stadt entfernen, weil an diesem Tage die Börse geschlossen ist. Die Stiftungen, die im Versäumnißfalle erben sollten, hatten ihre Spione, die ihn scharf beobachteten, daher er täglich zur bestimmten Zeit auf die Börse fuhr, daselbst, ohne mit Jemand zu sprechen, herumging, und nach 3 Uhr sich wieder in seinen Wagen setzte.

Ein anderer Engländer hielt sich eine reizende Maitresse bloß deßwegen, um, wenn es ihm einfiel, ihre Haare zu kämmen und mit den Händen darin zu wühlen, was ihm den höchsten Grad von Wollust verursachte!

Ein Herzog von Zweibrücken war auch ein

ganz komischen Kauz, der, gern den großen Herrn spielend, einen Minister des Innern, einen Minister der Auswärtigen, einen Minister des Kriegs und einen Minister der Finanzen besaß. Diese vier Portefeuilles waren in Einer Person vereinigt, welche verpflichtet war, vier verschiedene Uniformen zu haben, die in einem Schranke des herzoglichen Vorzimmers hingen. Wenn der Staatsrath — der Herzog und vier seiner Herren Jagdhunde, — allwöchentlich dreimal Sitzung hielt, mußte ihm ein Minister nach dem andern „treugehorsamsten Bericht" erstatten. Wenn der Minister des Innern in hellblauer Uniform mit silbergesticktem Kragen seinen Vortrag gehalten, mußte er abtreten, um draußen, im Vorzimmer, die dunkelgrüne, goldgestickte Uniform des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten anzulegen und als solcher um huldreiche Audienz zu bitten. Als Kriegsminister mußte er in weißer und als Finanzminister in scharlachrother Uniform seinem „allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Herrn und Gebieter alles berichten, was seit der letzten Sitzung im Bereiche seines Departements vorgefallen war! *)

---

*) Oettinger, König Jérôme Napoleon. 2. Bd. S. 11.

Treiben, Eigenschaften und Nutzen der Hofnarren ꝛc.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Sitte des Lustigmachens und Possenreißens so allgemein geworden, daß man an Höfen und Tafeln großer Herren die Schalksnarren in Menge fand, welche sich auch überall eines freieren Zutritts und einer höheren Gunst zu erfreuen hatten, als jemals zuvor. Possenreißer mußten ganze Gesellschaften mit kurzweiligen Reden, schnellen wizigen Antworten, mitunter auch mit ziemlich groben Zoten unterhalten und belustigen. „Ein solcher Possenreißer kann," wie sich ein älterer italienischer Schriftsteller ausdrückt: „die ganze Welt in Reden, Geberden und Kleidern nachäffen; er spricht bergamaskisch, als wäre er der gröbste Bauer der ganzen Umgegend. Bald macht er den Rector Magnificus in der Stellung des Leibes, bald einen Spanier in höflichen Geberden, bald einen Deutschen im Gange, bald einen Florentiner im Schnarren beim Reden, bald einen Neapolitaner im Krähen. Er kann auch das

Angesicht fast auf tausenderlei Weise verändern und verzerren. Bald zieht er die Augbrauen ein und verdreht die Augen, als wenn er schielte, bald zieht er die Lippen so seltsam zusammen, daß man glaubt, er habe eine Maske vorgenommen; bald streckt er die Zunge spannenlang heraus, wie ein durstiger Schäferhund in der Hitze; bald dehnt er den Hals, wie wenn er am Galgen hienge, bald zieht er ihn wieder ein und biegt den ganzen Leib zusammen, als wenn ihm der Teufel auf den Schultern säße, bald macht er einen krummen Rücken, bald schlägt er die Arme übereinander, als ob er voll Andacht wäre, bald bewegen sich die Hände und die Finger wie bei einem Gaukler; bald strekt er sich wie ein fauler Schlingel, bald geht er einher, wie ein Lastträger, bald richtet er sich auf, wie ein Esel. Ueberhaupt geht seine ganze Kunst dahin, lachen zu machen, und wenn er anfängt zu lachen, so muß jeder der ihn ansieht, mitlachen."

„Dieses," fährt er fort — „sind die Tugenden der Possenreißer, um welcher Willen sie den Fürsten und Herren angenehm sind, in Freuden leben und wohl bezahlt werden. Solche Gesellen muß auch Jedermann in Ehren halten und um ihre Gunst sich bewerben, da sie beständig um den Herrn in seinem Zimmer, an seiner Tafel und auf seinem Wagen sind. Wer bei dem Herrn etwas zu suchen hat, der

darf es nur mit diesen Leuten halten, welche ihm leicht Zutritt verschaffen, oder ein gutes Wort einlegen können. Mit einem Wort: der Herr ist niemals ohne den kurzweiligen Rath und der Narr niemals ohne den Herrn, und wenn der Herr ihn einige Zeit entbehren muß, so möchte er aus Unmuth krank werden. Der Narr muß allezeit obenan sitzen. Die Narren sind nunmehr die vornehmsten Räthe, sie wissen alles, verbessern alles, verbieten alles und erklären alles nach ihrem Willen und Wohlgefallen, so daß Ungelehrte und Gelehrte nach eines kahlen, heillosen und unverschämten Fuchsschwänzers und Possenreißers Pfeife tanzen müssen. Es schämt sich auch — heißt es weiter — ein solcher Gesell nicht, andere, die besser sind, als er, zu verachten und zu beschimpfen, denn er versteht nicht was Ehre und Schande ist. — Wenn er unter seine Gesellschaft kommt, (wie man denn mehr als einen Narren zu Hofe hat) brüstet er sich wie ein stolzes Pferd und glaubt, er sey der beste Hahn im Korbe und der Vornehmste unter allen, worauf denn seine Konsorten anfangen zu lachen, daß sie bersten möchten, und machen ihn durch ihren Beifall so aufgeblasen, daß er meint, er sei ein Elephant, da er doch nur ein Esel ist, bis sich endlich das Blatt mit ihm wendet, und die Ungnade ebenso groß, oder noch größer wird, als zuvor die Gnade gewesen, da er denn mit äußerstem Spott und Hohn

abſitzen und ehrlichen Leuten die Stelle einräumen muß, was gemeiniglich der Ausgang aller ihrer Ehren und Hoheit iſt, daher ich alle Schalksnarren und Poſſenreißer will vermahnt haben, daß ſie in ihren Schranken halten, ſonſt möchten ſie mit der Zeit (wie es denn oft geſchehen) auf einen Eſel geſetzt, mit dem Schwanze bezäumet, mit einer ſtrohenen Krone beehret, und abgeſtäubt werden, wie ſie mit ihrem Hochmuth und ihrer Vermeſſenheit verdient haben." *)

Das Nachäffen und Verſpotten anderer Leute, um ſie lächerlich zu machen und die Beluſtigung ihrer Herren, war alſo, wie man aus dieſem, eben nicht ſchmeichelhaften Sittengemälde ſieht, von jeher das Treiben und die Hauptbeſchäftigung der Poſſenreißer und der roheren Arten von Hofnarren; aber es gab auch ſehr geiſtreiche Hofnarren, Leute vom feinſten Witz und Benehmen, und Herren von Geiſt haben ſtets lieber ſolche, als blödſinnige und dumme Narren in ihrer Umgebung gehabt. Daher ſagt jener Hofnarr: „Wer ein guter und rechtſchaffener Narr oder Geck ſeyn will, der muß zuvor klug geweſen ſeyn." Wie in der Komödie zur Rolle eines Narren immer ein ſehr kluger Kopf und ein trefflicher Schauſpieler erfordert wird, ſo gehörte auch zu einem wahren und vollkommenen Hofnarren ein eigenes Genie, ein Mann, der Witz und Scharfſinn

*) Tomaſo Garzoni, bei Flögl. S. 13.

und Gegenwart des Geistes in einem hohen Grade besaß. Die Hofnarren machten manchmal den Narren im Spaß und manchmal benahmen sie sich so närrisch, daß man nicht wußte, ob man sie für Narren oder kluge Köpfe halten sollte, aber immer wußten sie sich hinter ihre Narrheit zu verstecken, um so desto treffender ihren Witz spielen lassen zu können. So mußte sich selbst auch einst Karl der Kühne von Burgund von seinem Narren verhöhnen lassen. Denn er sagte ihm auf der Flucht aus der Schweiz etwas, worüber sich der Narr eine harte Behandlung hätte zuziehen können, wenn Personen, wie er, nicht für unverletzlich gehalten worden wären. Der Herzog in seinen Unterredungen hatte öfters des großen Karthaginensers erwähnt, welcher den Römern die Weltherrschaft zweifelhaft gemacht. Nun auf der Flucht sagte Le Glorieux (so hießt der Narr): „Monseigneur, nous voilà bien annibalisés!“ (Nun, wir sind ordentlich gehannibalt)!*)

Auch von der nützlichen und practischen Seite betrachtet läßt sich für das Hofnarrenwesen Manches anführen, wobei die Erholung durch Belustigung wohl oben anstehen möchte. Schon längst hat man die ganz gegründete Bemerkung gemacht, daß der Mensch nie in einer

*) J. v. Müller, Gesch. d. schweiz. Eidgenossenschaft. 5. Thl. S. 32.

beständigen gleich starken Spannung der Seelenkräfte bleiben könne und wenn er dieß thun wollte, so wäre die sicherste Folge, daß seine Seele ganz kraftlos und zu allen vernüftigen Verrichtungen ganz untauglich würde. Der allerweiseste Mensch kann nicht immer weise sein und der größte Denker nicht immer denken. Nach der Anstrengung der Seelenkräfte ist irgend eine Erholung nöthig, um die leeren Zwischenräume oder die Langeweile auszufüllen, welche die Weisheit nicht ausfüllen kann. Hiezu gehört nun auch die Belustigung an der Narrheit anderer Menschen, sei diese nun wirklich oder nur erheuchelt. Die Wahrheit dieser Behauptung unterliegt keinem Zweifel, sie ist in der Geschichte und durch die Erfahrung begründet. Sokrates hat oft gelacht, getanzt, gespielt und geschäkert, ohne daß dieß seiner philosophischen Würde Eintrag gethan hätte, und Cicero, selbst einer der größten Lacher seiner Zeit, empfiehlt Lachen und Scherz als eine Erquickung nach wichtigen und mühevollen Geschäften und so haben sich auch die vernünftigsten und weisesten Leute einen Narren gehalten, wie sich Viele einen possirlichen Affen oder Hund halten, um durch seine Possen sich die Zeit zu verkürzen, wenn sie sich von geistiger Anstrengung erholen wollten.*) Die großen Herren damaliger

*) Flögel, S. 47.

Zeit hielten sich einen Lustigmacher, der bei den schweren, verdrüßlichen und mühsamen Regierungs- und Hausſorgen durch Scherz und Lachen ihre düstere Laune aufheiterte, oder auch die Langeweile vertrieb, da das Leben selbst der Höchstgestellten damals bei weitem nicht die socialen Annehmlichkeiten und Genüsse bot, wie sie einer späteren Zeit vorbehalten waren.

Die Offenheit und Redlichkeit war eine Haupttugend der lustigen Räthe; sie waren privilegirt den Höflingen und Eingeladenen das Kindische, Schädliche, Unnütze und Schlechte, was so leicht unter Müssigängern einreißt, vor die Nasen und Ohren zu halten; es war dieß immer hundertmal besser, als durch dritte und vierte Hand, hinter dem Rücken oder gar nicht. Mancher unüberlegte, allzurasche Rath der ernstesten Geschäftsmänner ohne Welt ist durch ein treffendes Bonmot eines gescheiten Narren in der Geburt erstickt worden, wie auch manche allzurasche Handlung eines Fürsten selbst. *) Bisweilen haben sie aber auch ihren Herren einen guten Rath gegeben, auf den kluge Leute am Hofe nicht verfielen, und zu Beseitigung von Mißständen beigetragen, über die sich ein anderer Mensch ohne die Maske der Narrheit nicht hätte äußern dürfen. Man hatte schon damals das Sprüchwort:

---

*) Weber, Dem. XII. 172.

Ein Herr, der Narren hält, der thut gar weislich dran,
Weil, was kein Weiser darf, ein Narr ihm sagen kann!

und Dr. Gregorius Lamparter, Württembergischer Kanzler und nachmaliger Rath des Kaisers Karl V. pflegte zu sagen: „ein jeder Fürst sollte zwei Narren haben, einen, den er vexirt, und einen, der ihn vexire!“

Schuppius, in seinem Regentenspiegel, redet im Interesse der Wahrheit den Narren ebenfalls das Wort. Er sagt unter Anderem: „Ein großer Herr sollte entweder Geschichtschreiber seyn, oder Narren halten, denn was ein Kanzler nicht sagen will, und was ein Hofprediger nicht sagen darf, das sagt ein Narr und Geschichtschreiber. Dieser sagt, es sei geschehen, ein Narr sagt, es geschehe noch. Man sagt: Kinder und Narren sagen die Wahrheit; weil nun Kanzler und Räthe und andere Große, Hofprediger und Superintendenten nicht wollen für Kinder und Narren angesehen werden, daher kommt es, daß große Herren so selten die Wahrheit hören.“

Dafür, daß die Hofnarren bisweilen Veranlassung zu Entdeckung von Ordnungswidrigkeiten und Mißbräuchen gaben, spricht die folgende Anekdote: Ein Hofnarr an einem gewissen Hofe machte sich dadurch, daß er Jedermann ganz ungenirt die Wahrheit sagte, viele geheime Feinde. Einst sagte er auch einem fürstlichen

Kammerdiener, der sich in alle Angelegenheiten mischte, die ihn nichts angingen und dabei sehr hochtrabend und vorlaut war, die Meinung auf eine so derbe Weise, daß die umherstehende Hofdienerschaft in ein schallendes schadenfrohes Gelächter ausbrach. Darüber wurde der Kammerdiener so wüthend, daß er dem Hofnarren drohte, ihn bei der nächsten besten Gelegenheit ohne Weiteres ums Leben zu bringen. Der Hofnarr, der diese Drohung im Ernst nahm, lief in seiner Bestürzung sogleich zum Fürsten und bat ihn um Schutz. Der Fürst ließ sich den Vorfall erzählen und sagte dann zu seinem Hofnarren, er solle nur guten Muthes seyn und sich durchaus nicht fürchten, denn wenn ihn der Kammerdiener umbringen würde, so wolle er denselben alsbald henken lassen. Dieser Trost leuchtete aber dem Narren nicht ein; „Nein, nein", sagte er, „das begehre ich keineswegs, ich bitte vielmehr, Ew. Durchlaucht wollen ihn den Tag zuvor aufknüpfen lassen, ehe er mich umbringt!" Diese Antwort belustigte den Fürsten ungemein und er verbot dem Kammerdiener auf's Schärfste, dem Narren nur im Mindesten feindselig zu begegnen. Zugleich aber ließ er gegen den Kammerdiener eine Untersuchung einleiten, die viele und schlimme Streiche, die er gespielt hatte, an den Tag brachte! *)

*) Flögel, S. 23.

Im Ganzen ist jetzt die zünftige Narrenzucht ausgestorben, ob aber die Welt bei diesen wie bei andern Sittenänderungen besser geworden ist, mag dahingestellt bleiben. Jene Lustigmacher von Profession hatten Andere öffentlich zum Besten und Jedermann hatte seine Freude daran: die jetzigen Hofnarren mit anderem Titel und anderen Ansprüchen belustigen nur dadurch, daß sie sich selbst zum Besten geben, öffentlich, noch mehr aber heimlich, zwischen vier Wänden. *)

---

*) Weber, Democrit. XII. S. 171.

Schattenseite und Metamorphose des Hofnarrenwesens.

Wenn gleich die Sitte, Hofnarren zu halten, fast allgemein und der Dienst als Hofnarr ein ordentliches Hofamt war, so gab es doch auch Fürsten, welche dieselbe mißbilligten und keine Hofnarren und Lustigmacher an ihren Höfen duldeten; sie dachten wie Salomo: „wer einem Narren Ehre anlegt, das ist, als wenn einer einen Edelstein auf den Rabenstein würfe.“*) So war Kaiser Heinrich III., genannt der Schwarze, ein großer Feind der Schalksnarren: weil, wie er sagte, ohnedieß genug Narren in der Welt seien und es einem Fürsten viel bes= ser anstehe, das Seinige auf diejenigen, die sich in Reichssachen wohl verdient gemacht, als auf dergleichen unnütze Bursche und Einführer böser Exempel zu wenden. Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, pflegte zu sagen, er könne weder Schalksnarren noch stolze Leute um sich leiden. Der Churfürst Friedrich III.

---

*) Sprüche Salomo's 26, 8.

mit dem Beinamen der Fromme, Pfalzgraf bei Rhein, gab seinem Sohne, Herzog Christoph, als er diesen mit Truppen den Niederländern zu Hülfe schickte, die schriftliche Lehre mit: „Schmeichler, Gotteslästerer und Schalksnarren laß dir nicht wohlgefallen, wer aber dich straft und dir wohl rathet, den laß dir lieb sein.*) Auch Kaiser Rudolph II. konnte keine Schalksnarren um sich leiden, sondern unterhielt sich lieber mit gelehrten und klugen Leuten. Kaiser Ferdinand I., welcher den 25. Juli 1564 starb, war herablassend gegen Jedermann, in der Geschichte wohl bewandert, selbst mehrerer Sprachen kundig, ein Beschützer der Gelehrten und Künstler, aber ein Feind der Narren und Possenreißer.**) Ernst der Fromme nannte die Hofnarren die Schande der Fürsten, und Christian der I. König von Dänemark sagte, als ihm einige Hofnarren vorgestellt wurden: „wenn ich Narrenpossen sehen und hören will, so darf ich meinen Hofleuten nur erlauben, daß sie „narriren" dann habe ich dergleichen Leute in Menge." Ebenso konnte der römische Kaiser Marcus Aurelius die Theaternarren nicht leiden, obgleich ganz Rom in dieselben verliebt

---

*) Zincgref, deutscher Nation Apophthegmata I. S. 22. 28. 104.

**) Raumers histor. Taschenb.: II. Jahrg. S. 6.

war. Als der römische Senator Fabius Patroclus bemerkte, daß dieser Kaiser allezeit selbst den Rath besuchte und sogar im Theater mit weisen Männern umgeben war, sagte er zu demselben: „Warum besuchst du den Schauplatz, nicht als ob es der Schauplatz, und den Rath, nicht als ob es der Rath wäre? denn in dem Rath sollen die Weisen rathen und auf dem Schauplatz sollen sich die Narren mit ihren Possen sehen lassen.“ „Mein Freund“ erwiderte hierauf der Kaiser: „du irrest dich; denn in den Rath, wo so viele sind, wollte ich gerne alle Narren führen, damit sie klug würden. Aber auf den Schauplatz führe ich darum weise Leute mit mir, mehr um mit ihnen zu reden als auf die Narrenpossen Achtung zu geben. Wisse übrigens, daß ich mich bloß dem Volke zu Gefallen bisweilen auf Schauplätzen einfinde, nicht aber, mich an Possen zu ergötzen.“

Unter der ausgebreiteten Sippschaft der Hofnarren, Lustigmacher, Possenreißer und Hanswurste gab es natürlich bisweilen auch wirkliche Schandbuben, Bösewichter, Gotteslästerer, Verläumder aller Art und die gröbsten Zotenreißer; und solche hätten freilich an wohlgeordneten Höfen nicht geduldet werden sollen. Unter den Lustigmachern am Hofe Friedrich Wilhelms des I. Königs von Preußen, war es keinem erlaubt, Zoten zu reißen, Grobheiten zu machen, oder boshafte Streiche zu begehen.

Warum konnte dieß an andern Höfen nicht ebenso sein? Es ist richtig, daß manche Fürsten, besonders die, welche Gefallen an den Wissenschaften und an dem Umgange mit Gelehrten fanden, die Hofnarren und ihre Sippschaft nicht leiden konnten. Dies beweist aber keineswegs, daß nur Fürsten von schlechten Eigenschaften einen Gefallen an denselben gefunden haben; denn selbst die klügsten und verständigsten Fürsten, die dabei gelehrt, fromm rechtschaffen waren, haben ihre Freude an den Hofnarren und ihren Schwänken und Possen gehabt.

Im 17. Jahrhundert sagt Philander von Sittewald über die Hofnarren unter anderem: „der witzigste unter allen Dienern des Herrn sind der Schalksnarr und der Fuchsschwänzer; diese zween haben zu Hof das Prä und den Vorzug; sie reden dem Herrn, was er gerne hört, lachen heimlich in die Faust, fressen und saufen das Beste, machen sich zeitlich bezahlt und lassen den Herrn sammt den übrigen Dienern das Nachsehen haben. Das Hofleben ist gleich einem Mann, der Almosen ausgibt, bei welchem oft ein starker Schelm durch den andern dringt, und dem armen Mann, an dem es wohl angelegt wäre, das Brod vor dem Maule wegnimmt und doch dessen nicht werth ist, denn wer sich zu Hofe schämen und der Gelegenheit nicht frisch gebrauchen will, der

thut närrisch, weil es nicht alle Tage mit vollem Löffel hergeht. Sind derowegen große Herren theils recht elende Leute, welche eine Lüge, einen Fuchsschwanz so theuer kaufen müssen und eher selbst Noth leiden, als daß ihrer Schalksnarren oder Fuchsschwänzer einer mangeln sollte. Ja welche eher alle Diener mit Ungunst abschaffen, ehe sie einen Suppenfresser oder Zeitungsflickerin erzürnen wollten. Der arme verblendete Herr meint Wunders, was Treu er von den Hallunken zu erwarten habe, wie all sein Aufnehmen an ihnen allein stehe, weil sie ihm reden, was er gerne hört, zu allem ja und recht sagen, Gott gebe, es müsse das Land darüber zu Grund und scheitern gehen, rühmen und loben ihn, als ob er in der Welt allein ein Cavalier, Ritter und Held wäre, und bei Damen allein den Dank zu gewarten hätte. Ist also zu Hof irgend ein Esel zu finden (wie sie denn alle Esel sind) so ist es gewiß der Herr selbsten, wenn er diesen beiden ohne Unterschied also folget." *)

Eben dieser Philander von Sittewald beschreibt in seinem Gesicht „die Höllenkinder" das Quartier der Hofnarren 2c. in der Hölle nicht sehr schmeichelhaft. „Nach diesem" — sagt er — „kam ich an einen Ort unter große Gewölbe, als ob ich in Fürsten- und Herren-

*) Flögel, S. 33.

Keller ginge; bald verlor ich allen Geruch und Geschmack, deßwegen fragte ich, wie mir solches geschehen? und einer der Geister antwortete mir, es wären die Schalksnarren, Possen- und Zotenreißer, Aufschneider und dergleichen Bursche, so allda lagen, deren Gespräch, Geschwätz und Possen als garstig und abgeschmackt solches verursachten. Diese elenden Tropfen peinigten einander fast sehr, und erzählten je einer einen Schnaken und mußte sich der andere durch die Hechel ziehen lassen, daß er für Verdruß hätte bersten mögen." *)

Mit dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. fieng der Geschmack an eigentlichen Hofnarren sich zu verlieren an, welche bald nicht mehr zum obligaten Luxus der höchsten Personen gehörten. An ihre Stelle traten andere Dinge, Theater, Redouten, Revüen, Maitressen 2c., denn mit der fortschreitenden Cultur erhielt auch der Geistesgenuß eine andere Richtung, ein anderes Ziel.**) „Die geistige Entwicklung — sagt Hauff ferner — drang den Großen den Geschmack an Wissenschaften, an schönen Künsten, besonders an der schönen Literatur der Franzosen als Mode auf. An manchen Höfen ging die Narrheit, bevor sie Abschied nahm, noch eine Weile neben

---

*) Flögel, S. 34.
**) H. Hauff, Skizzen aus dem Leben und der Natur. II. S. 87 ff.

dieser neuen Puppe der Literatur her. So stiftete König Friedrich I. von Preußen seiner geistreichen Gemahlin zu lieb eine Akademie der Wissenschaften; zu seinem höchsteigenen Privatvergnügen aber hielt er Hofnarren! Im Allgemeinen indeß konnte die mit der wachsenden Aufklärung durch Anstand und feine Sitte im konventionellen Leben geläuterte Hofluft ferner nicht mehr das Lebenselement plumper Späße und Zoten sein, und je feiner sich das Netz konventionellen Treibens wob, desto plumper war auch der Griff, mit dem der schaale Lustigmacher das feine Gespinnst zerriß.

Es ging aber der Hofnarr deßhalb nicht unter. Er gehört zu denjenigen unsterblichen Figuren, die sich durch alle Geschichte, unter allen Graden der Cultur vom Alterthum bis auf den heutigen Tag durchschmiegen. Auf die Ansprüche, welche der jedesmalige Geschmack an sie macht, und auf die Art, wie er sie äußerlich ausstaffirt, kommt nichts an. Der Kern, der Geist ist derselbe. Die Perücke des modernen Narren war im Grunde nichts, als eine im Geist der Zeit revidirte Auflage der alten Schellenkappe. Die Grundzüge bleiben trotz der Verschiedenheit der äußeren Stellung dieselben, nemlich die Verpflichtung: bei jeder vorkommenden Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die einem Witz gleich sah, und sodann eine vertrauliche Kriecherei und die servile Un-

verschämtheit dem Herrn gegenüber. Der Narr in der Schellentracht mit seinen plumpen Späßen und rohen Scherzen Alles in's gemeine Niveau herunterziehend, versah bei seinem Herrn und Gebieter den Dienst des Sklaven jenes römischen Triumphators, ihm von Zeit zu Zeit zurufend: „Gedenke daß du ein Mensch bist.“ Der jetzige Narr in seinem Tone sagt im Grunde seinem Beschützer dasselbe. Der Hauptunterschied besteht jetzt nur darin, daß der Narr, wenn er zu derb wurde, eine Maulschelle davontrug, während man bei der Impertinenz seines verfeinerten Nachtreters ein gleichgültiges ungnädiges Lächeln entgegensetzt.

Eine Haupteigenschaft der bestallten Witzlinge war immer eine gewisse Boshaftigkeit, welche aber nach dem Zeitalter sehr verschiedener Qualität war; aber es lief doch immer auf Eines hinaus, ob ein Narr in der Schellenkappe mit der Pritsche drein schlug, oder ob die späteren gebildeten Witzlinge mit feinen Nadelstichen kizelten. Wenn der Narr von Ehemals bei einem Skandal, der bei Hofe aus kam, ohne weiteres eine Unflätherei hinwarf, die jeder offen angriff, so drechselte der Schöngeist eine artige Zote, die man sich lächelnd in's Ohr sagte.

Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs noch hatte man sich an der seltsamen Vermummung und den burlesquen Sprüngen der Kammer-

lappen ergötzt. Um die Zeit des siebenjährigen Kriegs machte es einen analogen Effekt, wenn der zu Hof gezogene deutsche Gelehrte, mit jeder Rede gegen den Parquetboden-Anstand verstieß. Der arme Repräsentant deutscher Kunst und Wissenschaft diente als Witzableiter, und wenn er die feinen Leute, die ihm boshaft das Fell verzausten, oft recht derb auf die Finger schlug, so genoß man mit herzlichem Lachen desto inniger des angenehmen Bewußtseins, welche Kluft die wahre Bildung zwischen der Crême der Nation und der plumpen, uncivilisirten Masse derselben sich eröffnet und befestigt habe.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war das anders. Die deutsche Literatur hob sich auf einmal wunderbar. Es gab jetzt deutsche Fürsten, welche die Träger der Wissenschaft und Kunst an ihren Hof zogen und sich nicht zu öder Kurzweil, sondern zu ernstem Geistesgenuß mit deutschen Schriftstellern und Dichtern umgaben. Aus den lustigen Räthen wurden da und dort Hofräthe, Geheime Hofräthe, ja Geheime Räthe. An den geistlichen Höfen war zwar immer noch eine Zeit lang der deutsche Versifex der Tischrath, Zwerchfellerschütterer und Beförderer der Verdauung. Aber auch hier siegte endlich der bessere Geschmack.

Der Schalksnarr ist aber deßwegen nicht todt, weil er keine Larve mehr trägt und keine Pension mehr hat. Wie das Herrenwesen sich mo-

dernisirt hat und unter anderen Verhältnissen neu aufgelebt ist, so hat auch er sich in die inneren und äußeren Verhältnisse seines Herrn geschickt. Er ist daher in der neuen Ordnung der Dinge so wenig untergegangen, daß er vielmehr mit seinem Herrn die Proportionen in's Ungeheure erweitert hat, denn er dient nicht mehr den Fürsten, sondern dem Publikum, und nennt sich Journalist!

Wir finden daher den Schalksnarren, den die Zeit vom Fürstenhofe gejagt, jetzt am munteren Hofe des Publikums, und ganz in den alten Charakterzügen, wenn auch die Art und Weise seines Dienstes eine andere geworden ist. Die Natur seines neuen Dienstes bringt es mit sich, daß er nicht mehr in Person aufwartet, daß nur sein Geist, nicht sein Körper die bunte Jacke trägt, wenn er als Feuilletonist die Herrschaften amüsirt.

Kleidung und Trachten der Narren und Lustigmacher.

Das Hauptkennzeichen eines Narren war der beschorene Kopf, weßhalb man auch oft die Mönche wegen ihrer Tonsur mit den Narren verglichen hat. So pflegte Johann Geiler von Kaisersberg zu sagen: „die Franziskaner sind geschoren, wie die Narren, sind im Gesicht bedeckt als unehrliche Schandbuben und mit Stricken gebunden wie Diebe."

Wahrscheinlich hat man diese Sitte aus dem Alterthum beibehalten und sie nach und nach den neueren Zeiten angepaßt, denn der Lustigmacher bei den Griechen war auch beschoren ebenso waren es die Mimen (Gaukler) und die Morionen (Narren und Possenreißer) durften nicht mit behaartem, sondern nur mit geschorenem, kahlem Haupte vor ihren Gebietern erscheinen.

Die Kopfbedeckung hieß man die Narrenkappe oder Gugel (Kügel, Kogel, Kagel, vom lateinischen Cucullus), eine im Hoch-

deutschen ganz veraltete, aber in Schwaben noch hie und da gebräuchliche Bezeichnung. Dieses Wort bezeichnet diejenige Art von Kopfbedeckung, welche, beiden Geschlechtern gemein, eine kugelförmige Gestalt hat, und zuweilen einem türkischen Bund oder Turban ähnlich ist. So scheint es auch Luther verstanden zu haben, wenn er in seiner Bibelübersetzung sagt: daß die Babylonier und Chaldäer bunte Kogel auf ihren Köpfen getragen hätten.*) Obgleich die Mode im Lauf der Zeit die Form und Gestalt der Gugeln veränderte, so behielt man doch den Namen bei, so daß vielerlei Arten von Kopfbedeckungen beider Geschlechter diese Benennung führten. Besonders wurden die Kappen, wie sie noch im Jahr 1790: nicht nur die Frauen, sondern auch die Bergleute trugen, Kogeln, Gugeln, Gugelhüte, Gugelhauben genannt. Auch unter den deutschen Reichskleinodien soll sich eine sogenannte Gugel befinden. Ums Jahr 1351 hatten die Kogeln „vornen einen Lappen und hinten einen Lappen, die waren verschnitten und verzattelt." Später, ums Jahr 1362 trugen die jungen Männer „meistens alle geknaufte Kugeln, wie die Frauen und diese Kopfzierde erhielt sich mehr als 30 Jahre in der Mode." Noch später, ums Jahr 1389 führten Ritter und Knechte, Bürger und reisige Leute

---

*) Hesekiel, 23, 15.

Hundskugeln und die Frauen bohemische (böhmische) Kogeln.“ Diese Kogel „storzt eine Frau auf ihr Haupt, als man die Heiligen malet mit dem Diadem.“ Sogar Mönche einiger Orden trugen um jene Zeit Kugelhüte. „Diese wohrent ohne Knoppel und hatten stumpfe Zipfel und wohrent wohl einer Spannen lang.“ In Niedersachsen hießen solche Hüte Kagel, Kaggel, Kogel und waren im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eine gewöhnliche bürgerliche Tracht. Die Bergleute haben diese Tracht aus Bequemlichkeit beibehalten und pflegen ihre Kappen zuweilen Gugeln oder Kugeln zu nennen. In ihrer Sprache heißt daher der Ausdruck: „die Kugel an die Kaa (oder Kaue, eine bretterne Hütte über dem Schacht) nageln“ so viel als allen Unfug bei der Zeche treiben.

In Thüringen, in Schwaben, in Franken, besonders in Nürnberg trugen noch in den 1790er Jahren die Weiber Kugeln oder Kageln, schwarz, mit rundlichen Theilen, welche über den Hals auf die Schultern giengen.

Die Gugel oder Narrenkappe, wie sie ehemals von der Gesellschaft der Narrenmutter zu Dijon getragen wurde, war eine runde Kappe, in Form eines Helmes, welche zu gleicher Zeit den Hals und die Schultern bedeckte. Die Narrenkappen in alten Holzschnitten scheinen an das Narrenkleid befestigt gewesen zu sein, wie die Mönchskapuzen an die Kutten.

Die Doctoren und Magister trugen ehemals ebenfalls solche Gugeln. Daher sagt Luther in seiner Randglosse zu Ezechiel 23, 15: „Kogel heißt hebräisch Seruch und ist ein Kogel, wie vor Zeiten die Magister und Studenten Kogel trugen, da viel unnützes Tuch um den Kopf her hieng."

Noch zu Frischlins Zeiten trugen die Professoren solche Kappen, die den Narrenkappen ähnlich waren; und Lorenz Zinkgref, churpfälzischer Rath, sagte einst zu ihm, daß diese Kappen den Narrenkappen nicht sehr unähnlich seien, worauf Frischlin erwiderte: „Herr Licentiat! wir tragen unsere Narrenkappen offenbarlich; ihr aber traget eure Narrenkappe unter dem Mantel verborgen."

Den Narren war aber die Gogel nicht charakteristisch genug und weil Gelehrte, Mönche, und gemeine Leute solche auch zu tragen gewohnt waren, so fügten sie für sich als besondere Auszeichnung noch Eselsohren hinzu. Schon im 15. Jahrhundert waren diese ein Attribut und Schmuck der Narren. Der Anführer „der sorglosen Kinder" (enfants sans souci) in Frankreich, der alle Jahre mit seinen Untergebenen einen prächtigen Einzug in Paris hielt, wurde der Narrenkönig genannt und trug statt des Diadems eine Kappe mit zwei Eselsohren. In den Holzschnitten zu Brants Narrenschiff aus dem 15. Jahrhundert, sind alle

Narren mit Eselsohren abgebildet. Auf dem Narrenstock der Gesellschaft der Narrenmutter zu Dijon, den der Apotheker Poissonnier zu Dijon besaß, und worauf die Jahrzahl 1482 stand, befanden sich viele Narren und alle mit Eselsohren geziert. Die Narren, welche Holbein zu Erasmus Lob der Narrheit gezeichnet hat, haben ebenfalls fast alle Eselsohren. Diese Mode hat sich also noch im 16. Jahrhundert erhalten und auch in der alten englischen Komödie kommt die Narrenkappe mit Eselsohren vor. In Frankreich aber findet man im 15. und 16. Jahrhundert auch den Hasenschwanz als Hutzeichen und den Fuchsschwanz als Halsbinde als wesentliche Bestandtheile der Narrentracht.

Ein weiterer Narrenputz im 15. Jahrhundert war der Hahnenkamm. Bei den Engländern hieß ein Narr oder Geck Excomb, was ursprünglich einen Hahnenkamm bedeutet, weil die Narrenkappen ehemals mit einem Streifen rothen Tuchs verziert waren, der einem Hahnenkamm ähnlich sah und über die Gugel von der Stirne bis in den Nacken lief. Diese Hahnenkämme entdeckt man auf einigen Narrenkappen in den Holzschnitten zu Brants Narrenschiff. In Holbeins Zeichnungen bei Erasmus ist auf der Narrenkappe des rechtsgelehrten Narren ein sehr ansehnlicher Hahnenkamm deutlich zu sehen. Wahrscheinlich rührt der Putz des

Hahnenkamms aus dem Alterthum; denn schon Lucian gedenkt eines Lustigmachers mit beschorenem Kopfe, der auf dem Wirbel nur wenig Haare hatte, die in Form eines Hahnenkammes zusammengefaßt waren.

Unter die uralten Ehren- und Abzeichen der Narren gehört aber besonders der Narrenkolben, welcher anfänglich vermuthlich nichts anderes war, als eine Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben, (Typha Linnäi) führt, in Sümpfen wächst und zuerst braune, dann schwarze walzenförmige dicke Kolben hat. Sie führt auch den Namen Narrenzepter (sceptrum morionis). Der Narrenkolben war von Leder, in Form einer Herkuleskeule, mit einem Riemen, daß ihn der Narr in der Hand tragen oder am Arme hängen lassen konnte, entweder um damit zu necken, oder um sich zu vertheidigen. Ein solcher Kolben von Leder war auch derjenige, dessen in folgender Anecdote, welche Johannes Pauli erzählt, Erwähnung geschieht. „Ein Edelmann — erzählt er — hatte einen Narren, welchem er einen hübschen ledernen Kolben machen ließ. Als er ihm diesen einhändigte, sagte er zu ihm: diesen Kolben gieb Niemand, als dem, der närrischer ist, als du. Der Narr sprach ja! Nun ward der Edelmann krank, und mußte sich der Hülfe eines Arztes bedienen. Als dieser fortging, fragte ihn die Frau, wie ihm ihr Gemahl ge-

falle? worauf der Arzt sagte: er wird fahren, er bleibt nicht! Der Narr, der dieses hörte, lief in den Stall und sah nach, ob man Anstalten zur Reise mache; allein er konnte nichts davon entdecken. Bei dem Besuch des Arztes am folgenden Tage fragte die Frau wieder und die Antwort des Arztes lautete wie das letztemal: habt Acht auf ihn, er wird fahren und nicht bleiben! Der Narr ging abermals in den Stall und da er wieder keine Zurüstung zum Fahren bemerkte, ging er selbst zu dem Edelmann und sagte zu ihm: Herr! sie sagen, du werdest fahren und nicht bleiben, wie lange willst du ausbleiben? ein Jahr? — o länger, lieber Gesell! — Zehn Jahre? o länger, ich weiß gar nicht wie lange!" — „Nun," sagte der Narr, „ich sehe aber gar keine Zurüstung im Stalle, deßhalb will ich dir meinen Kolben geben, da du viel närrischer bist als ich; denn sollte ich so lange ausbleiben, so würde ich an den Ort, wohin meine Reise geht, so viel schicken, daß ich zu leben hätte!" Der Edelmann nahm diese Worte zu Herzen, bereitete sich zum Tode, und machte sein Testament." —

Außer den gewöhnlichen, einfachen, schlechten Narrenkolben hatte man auch sehr zierliche und kunstreich gearbeitete, an denen meistens ein Narrenkopf angebracht war. Der Narrenkolben, sowie die Narrenpritsche sind wahrscheinlich aus dem Schwerte (Cluden, clunaculum) der alten

Histrionen entstanden, dessen schon alte Schriftsteller erwähnen.

Der Kragen war ebenfalls ein Schmuck der Narren; anfänglich trug man dieses Kleidungsstück allgemein, bis man später, als sich die Mode änderte, etwas Närrisches darin finden mochte und es als Narrenputz betrachtete, wie es eben mit der Mode ist, daß das, was heute für schön gilt, morgen verächtlich ist. — Uebrigens ist der Kragen als Narrenschmuck bei dem deutschen Hanswurst noch im Gebrauche.

Als eine besondere Ausstattung der Narrenkleidung dienten namentlich die Schellen, welche erst etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein eigenthümlicher Putz der Narren wurden. Die Sitte, Schellen an den Kleidern zu tragen, war früher an und für sich sehr allgemein und das hohe Alter der Schellentracht ist schon daraus ersichtlich, daß der jüdische Hohepriester an seinem himmelblauen Oberrock ohne Aermel Schellen trug. An diesem Rock hingen unten am Saum goldene Schellen und zwischen denselben ebensoviel runde Knöpfe oder Kugeln von blauer, rother und purpurfarbener Wolle in Gestalt von Granatäpfeln. Diese Schellen dienten theils dazu, den Hohepriester zu hören, wenn er in das Heiligthum und aus demselben ging,*) und daß der Klang gehört

---

*) 2. Moses, 28, 33. 34. 35.

würde im Heiligthum und damit seines Volkes vor Gott gedacht würde;*) theils dienten die Schellen zur Zierde. Durch diese Schellen sollte ferner angedeutet werden, daß durch den Hohepriester alle bösen Worte hätten sollen versöhnt werden, wiewohl die Bedeutung dieser Schellen an der Kleidung des Hohepriesters noch auf verschiedene Weise ausgelegt wird **).

Die Schellen waren aber nicht allein eine Zierde des Ornats der Hohepriester, sondern es erhielten auch die königlichen Prinzen bei den Juden in den folgenden Zeiten die Erlaubniß, diesen Schmuck am Sabbat zu tragen und im Talmud heißt es ausdrücklch, daß die Kinder am Sabbat mit Binden an den Händen gehen könnten und die Kinder der Könige mit Schellen. Dieser Schmuck war übrigens bei den Morgenländern überhaupt gebräuchlich, wie denn auch die persischen Könige mit Schellen sich zierten.

Den Schellenschmuck des alten Testaments haben zur Zeit des Verfalls des Christenthums auch die Bischöfe und Priester des Christenthums nachgeahmt, so daß man verschiedene Anecdoten von ihren mit Schellen und Glöcklein versehenen Röcken findet, und Erasmus in seinem Lob der Narrheit der Cardinäle und

---

*) Sirach, 45, 11.
**) Flögel, Hofn. S. 62.

Bischöfe mit ihren „Narrenschellen" besonders gedenkt*).

Vom 13. bis in's 15. Jahrhundert bilden die Schellen einen besonders bevorzugten Bestandtheil der Toilette großer Herren und Damen auch in Deutschland; ja einige behaupten, daß dieser Gebrauch schon im 11. Jahrhundert bei christlichen Fürsten üblich gewesen sei; eine Behauptung, für deren Richtigkeit Beispiele aufgestellt werden könnten.

Aber nicht allein Fürsten und vornehme Damen brüsteten sich in der Schellentracht, sondern auch Leute niedrigerer Stände, die es bezahlen konnten, zogen darin auf, was folgendes Zeugniß aus einer alten Chronik beweist: „Anno 1400 — sagt dieselbe — bis man schrieb 1430 war ein so großer Ueberfluß an prächtigen Gewant und Kleidunge der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vor niemals gehört worden, da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von 10, 12, 15 und bisweilen von 20 Marken. Etliche trugen Ketten von 4 oder 6 Marken, sammt köstlichen Halsbändern, großen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen*)."

Auch bei den Römern war eine Art Schellen-

---

*) Erasmus, S. 56.
**) Flögel, S. 67.

tracht gebräuchlich. Ein griechischer Schriftsteller des Mittelalters, der aber aus guten alten Quellen geschöpft hat, nämlich Zonaras, erzählt, daß, wenn ein römischer Kaiser oder Feldherr nach Ueberwindung der Reichsfeinde auf dem Triumphwagen seinen Einzug in die Stadt Rom mit dem feierlichsten Gepränge gehalten habe, sei auf dem Wagen nicht nur ein Henker gestanden um sein Loos anzudeuten, wenn er je seine Pflichten aus Stolz vergessen sollte; sondern es hätten auch an dem Wagen ein Glöckchen und eine Peitsche gehangen, um ihm die Möglichkeit vor Augen zu stellen, er könnte noch das Unglück haben, mit Ruthen gehauen und zum Tode verdammt zu werden; denn die Missethäter, welche zur Todesstrafe geführt wurden, trugen ein Glöckchen am Halse 2c.

Um nun wieder auf die Schellentracht der Narren zu kommen, so findet sich die älteste Erwähnung der Schellen bei der Geckengesellschaft zu Cleve, welche Graf Adolph zu Cleve im Jahr 1381 stiftete. Die Mitglieder dieser Gesellschaft mußten nicht allein mit einer Mönchskappe von gelber und rother Farbe, mit vielen Schellen an derselben und am Aermel bei ihren feierlichen Zusammenkünften erscheinen, sondern sie mußten auch als Ordenszeichen, welches auf ihre Kleider gestickt war, das Bild eines Narren tragen, der eine halb rothe, halb

von Silber gestickte Kappe mit Schellen und schwarze Schuhe hatte und eine vergoldete Schüssel mit Früchten in der Hand hielt.

Die Gesellschaft der Narrenmutter zu Dijon, welche schon vor dem Jahr 1450 bestand, hatte Kleider von dreierlei Farben, grün, roth und gelb, Mützen von eben diesen Farben mit zwei Spitzen oder Hörnern mit Schellen, und den Narrenstock (Marotte) mit einem Narrenkopf statt des Knopfes.

Die bei den Tournieren im 15. Jahrhundert vorkommenden Narren trugen ebenfalls Kappen mit Schellen und bei dem Schönbartlaufen in Nürnberg, welches 1493 aufkam, trugen die dabei betheiligten lustigen Personen und Narren alle theils große theils kleine Schellen.

Die Narren trugen die Schellen theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Gugel, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils anstatt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, theils an den Knieen, am Ellbogen und sogar an den Schuhspitzen.

Die Ursachen der Schellentracht bei den Narren weiß man nicht genau anzugeben. Einige meinen, man habe für die Narren deßwegen eine so seltsame Tracht gewählt, damit sie von Niemand beleidigt würden, wenn sie etwas Närrisches begiengen; was einem verständigen Menschen nicht ungestraft hingehen würde; die Schellen wären also gleichsam eine

Warnungsglocke gewesen. Andere nehmen an, daß sie die kindische Art anzeigen sollten, weil Kinder und rohe ungebildete Nationen an dem Geklingel solcher Schellen einen großen Gefallen finden; oder sollte dadurch ihre Plauderhaftigkeit angedeutet werden, daß sie alles heraus sagten, was sie auf dem Herzen hätten? Die wahrscheinlichste Ursache ist aber wohl die: so viel man anfänglich auf die Schellentracht hielt, so fand man am Ende diese Mode doch sehr lächerlich, die von den Pferden und Maulthieren, bei denen sie lange vorher gebräuchlich war, endlich auf die Menschen überging. Am Ende überließ man sie den Narren, woher auch das Sprüchwort entstund: „je größer der Narr, je größere Schellen!“

Narrenfeste.

Die früher sehr beliebte Sitte, bei öffentlichen Festen Narren auftreten zu lassen, verliert sich in's graue Alterthum, denn schon die Römer führten bei ihren Triumphen allerlei Narren und Frazenbilder zur Belustigung des Pöbels auf. In Deutschland mußten bei den Tournieren Narren die Pracht des Festes erhöhen und hiezu ließen sich oft junge Leute von guter Familie gebrauchen. Man gab ihnen Kleider von den schreiendsten Farben und Kappen mit Schellen. Diese Narren sprangen mit den lächerlichsten Bewegungen und Geberden um die Reiter herum, trieben ihre Pferde an und leisteten ihren Herren Beistand, wenn ihnen ein Unglück begegnete. Max Walther, ein reicher und in Leibesübungen wohl erfahrener Mann, trieb bei solchen Gelegenheiten unerhörte Pracht. In einem Tournier 1480 hatte er vierzehn Narren in einerlei Farbe gekleidet. Einer davon war sein Wappenmeister und zu Pferde, wie der seines Gegners, und beide hatten Sackpfeifen bei sich, die sie während des Kampfes bliesen.

Unter den übrigen zwölf Narren waren zwei die kleine Narren, oft Kinder der angesehensten Eltern, auf dem Nacken trugen und die possirlichsten Sprünge machten. Ein solcher Aufzug und Aufwand brachte zu jener Zeit — wie Flögel sagt — Ruhm und Ehre.

Als Johann Georg, Churfürst von Brandenburg, die Geburt seines ältesten Prinzen feierte, wozu Festivitäten veranstaltet wurden, die vier Tage dauerten und in Tournieren, Schifferstechen, Feuerwerken und Ringelrennen bestanden, war an der Spitze einer jeden der vier Quadrillen ein Mann, der auf lächerliche Weise in ein Horn blies und dabei allerlei Possen machte.

Bei den Pfingstschießen in Schlesien und Nürnberg waren ehemals Pritschenmeister und Narren wesentliche Personen und wie sehr das Bürgerthum an den Lustigmachern hing und sie als ein altes Herkommen durchaus nicht abschaffen lassen wollte, bewiesen die Bürger der Stadt Lübeck noch in den 1790er Jahren. Die Handwerker hatten nämlich bisher bei ihren Schützengesellschaften immer einen Narren, wozu sie durch ein altes kaiserliches Privilegium berechtigt waren. Im Verlauf der Zeit trat aber eine Aenderung des Geschmacks ein und der Narr war nicht mehr die wichtige Person wie vormals. Seine Einnahme bestand fast allein in dem, was er zusammenbettelte, weil

er an diesen Tagen die Freiheit hatte, in allen Häusern herumzugehen. Dem Magistrat war dieses bunte Geschöpf längst ärgerlich und er schlug daher den Bürgern die Abschaffung des Narren vor, welche er nicht wohl befehlen konnte; die Bürger wollten sich aber lieber alles gefallen lassen, als ihren Narren missen. Nun verbot der Magistrat das Betteln desselben, damit die Bürger, die ihn nun bezahlen mußten, desto eher seiner müde werden sollten. Diese aber drohten, gewisse Gelder, die sie jährlich für die Armen zusammenlegten, zurückzubehalten — und der Narr ward wieder in sein altes Recht eingesetzt.

In dem ehemaligen Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen ist ein Ort, Namens Grosselfingen, in welchem jedes Jahr einmal ein sogenanntes Narrengericht gehalten wurde. Die Einwohner kleideten sich wie Harlekine und hatten die Freiheit, einen Jeden, der an diesem Tage in ihren Bezirk kam, eine Strafe aufzuerlegen und ihm die trockene Wahrheit in's Gesicht zu sagen. Der Ursprung dieser Gewohnheit ist uns unbekannt, ebenso, ob sie jetzt noch besteht.

Auch bei Privatlustbarkeiten hat man sich von jeher der Narren und Possenreißer zur Belustigung und zum Zeitvertreibe der Gäste bedient, wie die Griechen bei ihren Hochzeiten. Die Juden in Schlesien pflegten solche noch in den 1790er Jahren zur Belustigung der Gäste

bei ihren Hochzeiten zu dingen; diese Art Narren kleideten sich in eine lächerliche Tracht, verspotteten einander in Knittelversen, sprangen über Tische und Bänke und hie und da ritt auch einer auf dem andern.

Bei dem ehemaligen Schönbartlaufen in Nürnberg, wovon später noch ausführlicher gesprochen werden wird, durften nach damaliger Sitte natürlich auch die Possenreißer und Narren nicht fehlen. Dem Festzuge selbst gingen immer einige Vermummte in Narrenkleidern voraus mit Kolben oder Pritschen in der Hand Platz machend; ihnen folgte Einer im Narrenkleide mit einem großen Sack voll Nüssen, welche er unter die sich darum raufenden Jungen warf. Hierauf kam gewöhnlich Einer zu Pferd, mit einem Korbe Eier, die mit Rosenwasser gefüllt waren und womit die Frauenzimmer geworfen wurden. Dann traten die Schönbartleute selbst mit ihren Hauptleuten und Musikanten auf. Auch andere Vermummungen, z. B. wilde Männer, wilde Weiber, Indianer, ganz mit Kastanien behangen, kamen vor. Den Schluß des ganzen Zuges bildete meistens, wenigstens vom Jahr 1475 an, die Darstellung der Hölle mit den seltsamsten Abwechslungen. Dieses Fest des Schönbartlaufens hörte vom Jahr 1539 an auf.

Außer dem Schönbartlaufen gab es noch viele weltliche Belustigungen, bei denen die Narren

und Possenreißer eine hervorragende Rolle spielten; z. B. fürstliche Einzüge mit Mysterien, sogenannte Zwischenspiele oder Entremets, Fastnachtslustbarkeiten mit den verschiedenartigsten Abwechslungen (wozu auch das Schönbartlaufen gehörte), die sogenannten Wirthschaften 2c. Aber auch bei kirchlichen Festen kamen die seltsamsten Possenspiele vor, wie bei dem Narrenfeste, bei welchem die Priester sich einen Narrenbischof oder Narrenpapst wählten und in den Kirchen die ausgelassensten Narrheiten und mitunter auch wirkliche Schweinigeleien trieben; — das Eselsfest, zum Andenken an die Flucht Josephs und Maria's nach Aegypten; die schwarze Prozession zu Evreux zu Ehren der Heiligen; der große Tanz zu Marseille zu Ehren des heiligen Lazarus; die Prozession zu Aix, eine Art Frohnleichnamsfest; der Adam zu Halberstadt am Aschermittwoch, und noch jetzt zeigt man in der Domkirche daselbst einen Stein an einer Säule, auf den sich am Aschermittwoch ein Mensch setzen mußte, den man Adam nannte, weil er den Stammvater des Menschengeschlechts vorstellen sollte; er war mit Lumpen bedeckt und hatte sein Haupt verhüllt; nach beendigter Messe jagte man ihn zur Kirche hinaus 2c.; ferner die Oster- und Weihnachtspossen, das Kirchweihfest, das Martins- oder Nikolausfest 2c. — Feste, die später besonders werden beschrieben werden.

Hundert deutsche Sprüchwörter in Bezug auf Narren und Narrheit.

Aus den Sprüchwörtern, obgleich sie nicht immer die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange ausdrücken, ist in der Regel die Denkungsart eines Volkes zu erkennen. Sie sind ein Ausdruck seines Witzes, ein Schatz von praktischen Regeln im Leben, die durch eine lange Erfahrung erprobt, das Gepräge der Wahrheit an sich tragen. Es folgen daher der Vollständigkeit wegen auch einige Sprüchwörter, die sich auf die Narren und die Narrheit beziehen:

1) Bei einem Narren richtet man nichts aus, weder mit Bitten noch mit Drohungen.
2) Narren muß man mit Kolben laufen, d. h. wo gute Worte nicht helfen, muß man Schläge gebrauchen.
3) Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Vernünftige antworten können.
4) Ein Narr redet was ihm einfällt.
5) Narren sind der Fürsten Prediger.
6) Narren und Kinder reden die Wahrheit.
7) Ein Narr macht ihrer viel.

8) Hoffen und Harren, macht manchen zum Narren.
9) Je größer der Narr, je größer die Schellen.
10) An vielem Lachen erkennt man einen Narren.
11) Er ist ein Narr, soweit er warm ist.
12) Der ist kein Narr, der einem etwas Böses räth, aber der ist ein Narr, der es thut.
13) Alte Narren, wenn sie gerathen, sind besser als andere Narren.
14) An Worten erkennt man den Narren.
15) Aus zu großer Weisheit wird man zum Narren.
16) Glück und Weiber sind den Narren hold.
17) Das Lob ist der Narren Prob.
18) Je größerer Narr, je bessere Pfarr.
19) Wer Jedermanns Freund sein will, muß Jedermanns Narr sein.
20) Die Narren haben das beste Leben.
21) Ein Narr lobt den andern.
22) Kinder und Narren sind gerne beisammen.
23) Gelehrte Narren sind über alle Narren.
24) Es muß ein Jeder ein Paar Narrenschuhe zerreißen, wenn er nicht mehr zerreißt.
25) Narren bedürfen keiner Schellen, man kennt sie an den Sitten.
26) Narren haben gut Glück.
27) Es sind nicht alle Narren beschoren.

28) Es sind viel Narren ohne einen Kolben.
29) An Narren hilft weder Chrisam noch Tauf.
30) Narren reden wie Narren.
31) Wer mit Narren zu Acker geht, der egget mit Gäuchen zu.
32) Mit Narren muß man zu Narren werden.
33) Bist Du mit einem Narren besessen, so laß Dich beschwören.
34) Narren reden Narrentand.
35) Es sind nicht alle Narren, die nicht in Rath gehen, und nicht alle Doctoren, die rothe Barette tragen.
36) Narren sagen auch etwa wahr.
37) Wer Narren will weise machen, der hat gern viel zu schaffen oder vergebene Arbeit.
38) Wenn die Narren zu Markte kommen, so lösen die Krämer Geld.
39) Zwei Narren in Einem Haus, haben stets Streit und Strauß.
40) Allenthalben, wie der Hanswurst in der Komödie.
41) Am ersten April,
Schickt man die Narren, wohin man will.
42) Wenn zwei Narren einander unterrichten, wird keiner ein Doctor.
43) Je älter der Geck, je schlimmer.
44) Wem das Glück zu wohl will, den machts zum Narren.
45) Gott ist der Narren Vormund.

46) Er ist wie der Hanswurst im Trauerspiel.
47) Narren bauen Häuser, der Kluge kauft sie.
48) An vielem Lachen und Flennen,
Kann man den Narren erkennen.
49) Ein Narr ist genug im Haus,
Sonst muß der Klug' hinaus.
50) Das Lernen hat kein Narr erfunden.
51) Kein Narr war je so dumm, er fand einen, der ihn für klug hielt.
52) Wären wir alle gescheidt, so gälte ein Narr hundert Thaler.
53) Zwei Narren unter Einem Dach und zwei Töpfer in Einem Dorfe vertragen sich nicht.
54) Wenn die Narren kein Brod äßen, wäre das Korn wohlfeil.
55) Er ist ein Narr in Folio.
56) Er ist ein Narr in seinen Sack.
57) Wo drei sind, muß Einer der Narr sein.
58) Der Narr hat Vortheile in allen Landen.
59) Es ist kein Narr, er ist seines Vortheils gescheidt.
60) Mit einem Narren läßt sich kein Kind taufen.
61) Den Narren bringt sein eigen Glück um.
62) Es ist besser mit einem ganzen Narren handeln, als mit einem halben.
63) Der Narren Glück, ihr Unglück.
64) Ein Narr, der fragen darf, sieht gescheidter aus, als ein Gescheidter, der antworten muß.

65) Er hat einen Narren daran gefressen.
66) Es hat Narren geregnet, daß mans hat patschen hören.
67) Wenn man einen Narren im Mörser zerstieße, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm.
68) Besser ein witziger Narr, als ein närrischer Witzling.
69) Dem Narren wäre zu helfen, wenn man die rechte Ader träfe.
70) Wollt ihr einen Narren haben, so laßt ihn von Eisen machen.
71) Eines Narren Bolzen sind bald verschossen.
72) Nach der That finden auch Narren Rath.
73) Mit Narren ist schlimm spaßen.
74) Jedem Narren gefällt seine Kappe.
75) Er sucht einen Narren, vor'm Spiegel fänd er ihn.
76) Wer einen Narren schickt, dem kommt ein Thor wieder.
77) Wer einen Narren haben will, der kaufe zwei, so hat er einen zum Besten.
78) Narren wachsen unbegossen.
79) Gäb' es keine Narren, so gäb' es keine Weise.
80) Verbirgt sich der Narr auch hinter der Thür, Er streckt die Ohren doch herfür.
81) Zu viel Weisheit ist Narrheit.
82) Wäre Narrheit ein Zipperlein, man würde wenig beim Tanze sehen.

83) Einen zum Narren haben.
84) Die Narrheit geht um den Erdkreis, wie die Sonne.
85) Er ist ein armer (guter) Narr.
86) Narren haben mehr Glück als Recht.
87) Narrenhände beschmieren Tisch und Wände.
88) Narrenhaut läßt sich nicht flicken.
89) Einen am Narrenseile führen.
90) Narrenschiff fährt aller Ecken an.
91) Narrenspiel will Raum haben.
92) Keiner ist so klug, daß er nicht ein wenig Narrheit übrig hätte.
93) Die Narrenschellen klingen vielen besser als die Kirchenglocken.
94) Mancher läßt sich die Narrenschuhe mit Eisen beschlagen.
95) Jedem gefällt seine Weise wohl,
Drum ist das Land der Narren so voll.
96) Ein Narr macht hundert Narren.
97) Ein Narr bleibt ein Narr,
Leihe ihm gleich ein Pfarr!
98) So's fordert Zeit, so bist ein Narr,
Das ist auch Kunst und Weisheit gar.
99) Den Nußbäumen und Narren sind Kolben die besten Salben.
100) Suchst du einen Thoren, so faß dich an den Ohren.

Die Narren und Lustigmacher der Griechen und Römer.

Der privilegirte Spaßmacher.

Der privilegirte Spaßmacher bei den Griechen war eine Art von Bedienung, die man zur Belustigung bei Privatfesten für nöthig hielt und welche in allen Gesellschaften willkommen war. Ein solcher Syaßmacher belustigte nicht allein die Anwesenden durch seine komischen Einfälle, sondern er war selbst auch das Ziel aller witzigen Schwänke und Possen der Tischgenossen, während er dagegen wieder die Freiheit hatte, jeden von der Gesellschaft ungestraft zu necken, seine Fehler aufzudecken und ihn dadurch dem Gelächter der Gesellschaft Preis zu geben. Das Alter dieser Lustigmacher geht bis auf die Zeit des trojanischen Krieges zurück, denn schon damals sollen Radamanthus und Kalamedes die Sitte eingeführt haben, daß diejenigen, welche zu einer gemeinschaftlichen Gasterei nichts beitrugen, den Lustigmacher spielen und die übrigen Gäste durch

Possen und humoristische Erzählungen belustigen mußten. *)

Eines der Hauptgeschäfte dieser Lustigmacher war, daß sie die Reden, Geberden und Handlungen anderer Leute possenhaft nachäfften, um dadurch ein Gelächter zu erregen. Eudikus **) ahmte die Fechter nach und Straton aus Tarent die dithirambischen Gesänge. ***) Herodot, der bei dem König Antiochus in großer Gunst stand, wurde Logomimus genannt, weil er die Reden anderer Leute auf eine lächerliche Weise nachahmen konnte. Plutarch erzählt von Satyrus, daß er den stammelnden Demosthenes so täuschend nachahmen konnte, daß Jedermann geglaubt habe, er höre den Demosthenes selbst reden. Klisophus †) konnte den König Philipp von Macedonien mit Hinken, Mundkrümmen, Verdrehung der Augen und anderen Geberden so geschickt nachahmen, daß Jedermann, der ihn sah, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

So viel Vergnügen aber die Griechen an ihren Lustigmachern fanden, so wenig ergötzte sich der berühmte Scythe Anacharsis ††) an

---

*) Flögel, Gesch. d. kom. Lit. I. S. 141.
**) Athenæus, I, 35, Eud. et Strat.
***) Herod. Ath. 1, 34.
†) Athen. VI, 53.
††) Athen. XIV, 2.

denselben, als er nach Athen kam um mit Solon bekannt zu werden. Denn als er bei einem Gastmahl daselbst die Lustigmacher ihre Possen treiben und Jedermann lachen sah, blieb er allein ganz ernsthaft; als man aber einen Affen vorführte, der seltsame Possen machte, fing er an überlaut zu lachen und als er deßwegen befragt wurde, sagte er: der Affe ist von Natur possirlich und lächerlich, bei dem Menschen ist es aber nur eine angenommene, erzwungene Weise.

Der König Philipp von Macedonien *), der selbst ein Erzpossenreißer war, fand sein größtes Vergnügen an dergleichen Lustigmachern und ihren Schwänken, weßhalb in seinem Gefolge stets derartige Personen sein mußten, mit denen er schäkern, Possen treiben und sich auch gelegentlich betrinken konnte; mit ihnen berathschlagte er aber zugleich die wichtigsten Angelegenheiten. Wohlgesittete und bescheidene Leute konnte er nicht leiden; seine Günstlinge waren meist Säufer und Possenreißer. Damals bestand zu Athen eine lustige Gesellschaft von 60 Personen, lauter Possenreißer, die im Hercules-Tempel des diamëischen Bezirkes in Attika ordentliche Zusammenkünfte hielt. **) Dieß ist vermuthlich die erste Gekengesellschaft, von der uns

---

*) Athen. X, 46. 17. 76. 77.
**) Athen. XIV, 3.

die Geschichte berichtet. Unter derselben befanden sich: Kallimedon, die Meerkrabbe genannt, Dinios Mnasigeiton und Menächmus. Als der Ruf dieser Narrengesellschaft auch dem König Philipp bekannt wurde, schickte er ihnen ein Talent (etwa 1375 Reichsthaler), wofür sie ihm ihre Possen und Schwänke geschrieben überschicken sollten. Dieses würde das älteste Facetienbuch seyn, wenn es noch vorhanden wäre. Diese Gesellschaft wurde die Gesellschaft der Sechziger genannt; daher entstand das Sprüchwort, wenn einer etwas Lächerliches gesagt hatte: „das haben die Sechziger gesagt;“ oder wenn einer Possen trieb: „er kommt von den Sechzigern.“

Wie sinnreich König Philipp selbst war, wenn es galt, andere zu verspotten, zeigt die Antwort, die er dem Menekrates, *) einem Arzte aus Syrakus, der sich für einen Gott ausgab, sich in Purpur kleidete und eine goldene Krone trug, ertheilte. Dieser Narr schrieb einst dem König: „Du regierst zwar in Macedonien, aber ich regiere in der Arzneikunst. Du kannst, wenn es dir beliebt, die Gesunden zu Grunde richten, ich aber vermag die Kranken gesund zu machen und die Starken vor Krankheit zu bewahren, wenn sie mir folgen, daß sie ein gesundes Alter erreichen. Die Ma-

*) Athen. VII, 34. Aelian, XII, 51.

cedonier dienen dir als Trabanten, mir aber diejenigen, welche curirt sein wollen, denn ich Jupiter schenke ihnen das Leben."

Philipp schrieb ihm weiter nichts zurück als: „Philipp wünscht dem Menekrates Verstand; ich rathe Dir, nach Anticyra zu reisen (d. h. Nießwurz zu brauchen)."

Diesen Jupiter mit seiner Götterschaar ließ Philipp einst zu Gaste laden, lagerte sie sämmtlich auf ein sehr hohes Tischbett, das für Götter ausgeschmückt war, und ließ einen Altar vor sie hinsetzen, worauf das köstlichste Räucherwerk brannte; der süße Geruch stieg zwar anfänglich ganz lieblich in ihre Nasen; da sie aber sahen, daß man ihnen von den herrlichen Gerichten, woran sich die Erdensöhne weideten, nichts zu kosten gab, liefen sie hungrig und durstig unter allgemeinem Gelächter davon.

Der Sohn Philipps, Alexander der Große, ob er gleich lange nicht den lustigen Humor seines Vaters hatte, und ihm an sinnreichen und witzigen Einfällen weit nachstehen mußte, hatte doch unter seinem Gefolge auch Lustigmacher. Plutarch gedenkt des Athenophanes und des Proteas, die ihn bei der Tafel mit lustigen Einfällen und Schwänken unterhalten mußten. Dieser Letztere war zugleich ein großer Säufer, mit dem Alexander zuweilen Wettkämpfe im Trinken anstellte, in Folge dessen er, Alexander, nach dem Bericht des Athenäus und

anderer Schriftsteller seinen Tod gefunden haben soll.*)

Dionysius der Jüngere zu Syrakus und Demetrius der Städtebezwinger, konnten dergleichen Schalksnarren auch nicht entbehren.

In der Beschreibung eines griechischen Gastmahls werden auch die Possenreißer und Lustigmacher als nothwendige Personen angeführt. Von einem solchen Lustigmacher heißt es: „Nun trat ein häßlicher Kerl mit einem geschorenen Kopf und noch einigen wenigen übriggebliebenen Haaren auf. Dieser tanzte mit gezwungenen und ganz übertriebenen Geberden, damit er desto lächerlicher erscheinen möchte und sang dabei mit einem ägyptischen Accente Anapästen.**) Zuletzt überschüttete er die Anwesenden noch mit Stichelreden. Einige, die getroffen wurden, lachten darüber; Alcidamus aber, an den er sich auch machte, und welchen er das Melitäische Schooßhündchen nannte, ward böse, und da er offenbar den Lustigmacher schon lange beneidete, weil er Beifall hatte und die Gäste unterhielt, warf den Mantel von sich und forderte ihn zum Zweikampfe auf, mit der Drohung, wenn er sich weigere, ihn mit dem Stocke zu Boden zu schlagen. Der arme Lustigmacher bestand

---

*) Athen. X, 44.

**) Verse mit zwei kurzen und einer langen Sylbe: ⏑ ⏑ —.

also den Zweikampf und es war überaus lustig, einen Philosophen mit einem elenden Lustigmacher sich balgen und Streiche austheilen und empfangen zu sehen. Einige der Anwesenden schämten sich, andere lachten; bis endlich Alcidamus, der genug hatte, und von dem viereschrötigen Kerl überwunden war, nachgab, worüber ein heftiges Gelächter entstand."

Bei den Griechen sagte man von einem Lustigmacher, von dem die Possen gleichsam nur herausströmten: „er hat die Possendiarrhöe."

Weil man die Lustigmacher bei einem Gastmahle für unentbehrlich hielt, so ließen sich auch Frauenzimmer zu dergleichen Zeitvertreib gebrauchen; sie legten sich daher mit Fleiß auf die schönen Wissenschaften, um ihren Verstand und Witz zu schärfen, für den Fall, daß sie humoristische Erzählungen und spaßhafte Einfälle zum Besten geben sollten.

Der Parasit oder Schmarotzer.

Das Wort Parasit, welches eigentlich im Griechischen einen Tischgenossen bezeichnet, hatte anfänglich nicht die verächtliche Bedeutung, die es in der Folge erlangte; denn es bezeichnete ursprünglich eine geistliche Würde bei den

Griechen. Die Parasiten wurden bei dem Gottesdienst des Apollo and Hercules gebraucht und mit goldenen Kronen geziert; sie hatten die Aufsicht über die den Göttern gewidmeten Erstlinge des Getreides, welches in einem Magazin, das den Namen Parasition führte, aufbewahrt wurde; überdieß mußten sie das zum Opfer taugliche Getreide auslesen und Rechnung darüber führen; als Belohnung erhielt das Collegium der Parasiten mit den Priestern zugleich einen Theil von den Opfern zu ihrem Unterhalt. Diese Parasiten der Griechen hatten also einige Aehnlichkeit mit dem Collegium der Epulonen zu Rom, welche eingesetzt wurden, um den Priestern ihre häufigen Funktionen zu erleichtern; anfänglich waren es drei; dann sieben und endlich gar zehn (Triumviri, Septemviri, Decemviri Epulones), deren Amt darin bestand, daß sie bei öffentlichen Schauspielen und den dabei stattfindenden Opfern die feierlichen Mahlzeiten anstellen mußten, welche zwar für die Götter bestimmt waren, allein, wenn sie eine Weile zur Schau gestanden hatten, von den Priestern und Epulonen verzehrt wurden. Es ist bekannt, wie köstlich diese Gastmahle und wie geübt diese Epulonen in der Gastrosophie waren.

Nach und nach artete diese Bedeutung des Worts Parasit aus, wurde verächtlich und man verstand bald alle Arten von Schmarozern unter demselben, wozu die priesterlichen Parasiten

wahrscheinlich die erste Gelegenheit gegeben haben mochten, wie etwa im alten Testament die famosen Söhne des Hohepriesters Eli, die das Beste vom Opfer sich selbst zueigneten.

Sonst wurden die Schmarozer bei den Griechen Episiti genannt, Leute, die um des Unterhalts oder des Essens wegen einem andern dienen; auch Gnathones (von γναθος, die Kinnlade), weil ihr Hauptgeschäft in dem Arbeiten mit der Kinnlade bestand. Lucullus nannte sie Bäuche, weil der Parasit gleichsam lauter Bauch ist. Bei Plautus heißen sie Fliegen,*) weil sie ungeladen zu Gaste kamen, und Mäuse, weil sie immer an fremdem Brode nagten. Sonst führten auch bei den Römern **) und bei den Griechen in späterer Zeit ohne Zweifel als Uebersetzung aus dem Lateinischen den Namen Schatten (umbra, σκια), weil sie ihrem Patron immer nachfolgten, wie der Schatten dem Körper, oder weil sie gleichsam die Schatten des großen Herrn waren, in dessen Gefolge sie kamen. Eigentlich aber nannte man Schatten jene ungeladenen Personen, die ein vornehmer Gast zur Mahlzeit mitbrachte. So schreibt Horaz an Torquatus, ***) den er zu einem frugalen

---

*) Poen. III, 3, 76.
**) z. B. Plutarch, Sympos. VII, 6.
***) Epist. 1, 5, 28.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mahle einladet, „er könne auch einige gute Freunde mitbringen, denn es hätten mehrere Schatten Raum."

Auch die Schmarozer waren von sehr verschiedener Art. Einige unter ihnen waren wirklich ganz verächtliche Leute von schlechtem Charakter; andere aber nicht. Unter die ersteren gehörten besonders die Taugenichtse von Bedienten, welche junge Leute von reicher oder vornehmer Familie verführten und ihre Väter betrügen halfen, Gelegenheitsmacher und Kuppler; ferner die Speichellecker der Großen, die ihre tyrannischen Handlungen als Werke der Gerechtichkeit ausposaunten und ihrem Despotismus Weihrauch streuten; die Müssiggänger, welche alle Arbeit verabscheuten, lekerhaften Speisen nachliefen und bloß Bauchdiener waren, wie Artepithismus, *) welcher an einen Freund schrieb: „Die Schläge und sonstigen Mißhandlungen der verfluchteu Zecher sind mir unerträglich und gleichwohl bin ich nicht im Stande, meinem nichtswürdigen, begierigen Magen Einhalt zu thun. Er verlangt nicht nur gesättigt, sondern selbst mit leckerhaften Speisen befriedigt zu werden. Ich Unglückseliger! was zwingt uns nicht dieser allesfressende und allesverschlingende Magen auszustehen!"

Einige schmarotzten nicht blos um ihren nach

---

*) Alciphr. III, 6.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

leckeren Speisen gierigen Magen zu füllen, sondern auch, wenn alles bei einem Gastmahle betrunken war, um etwas wegzuschnappen. So schreibt ein solcher Parasit: *) „Du weißt es, die Stadt beging den Kureotistag feierlich. Man nahm mich zum Gastmahle mit, um sich mit mir lustig zu machen, und ich tanzte den Kordax. **) Die Gäste tranken um die Wette, bis endlich, da dieser Wettstreit unaufhörlich fortdauerte, die Gesellschaft trunken wurde, und der Schlaf sich aller Anwesenden bemächtigte, die Knechte selbst nicht ausgenommen, daß sie mit dem Kopf zu nicken anfiengen. Ich blickte um mich herum, ob ich einiges Silbergeschirr entwenden könnte. Doch dieses hatte man schon, als sie noch nüchtern waren, aus den Augen geschafft und in Sicherheit gebracht. Ich nahm also ein Handtuch unter den Arm und sprang geschwind davon, daß ich auf der Flucht darüber einen Schuh verlor. Sieh nur, wie kostbar es ist, von ägyptischer Leinwand mit hermionitischem Purpur gefärbt, ein ausnehmend feines, kostbares Gewebe!“ Die Parasiten mochten überhaupt immer des Stehlens wegen im Verdacht sein, daher singt Juvenal von einem derselben:

---

*) Alciphr. III, 46.

**) Kordax, ein wollüstiger Tanz bei den Griechen.

— — — — Doch dir setzt keiner das Gold vor;
Oder geschieht es einmal, steht fest dir ein Wächter daneben,
Welcher die Gemmen gezählt und beachtet die spitzigen Nägel.

Unter diese verdächtige Art der Parasiten gehörten auch die Gymnasten, nemlich unwissende Schmeichler und kleine armselige Geister von Natur, die alle Beschimpfungen ertrugen, und zu dieser Lebensart gleichsam gemacht zu seyn schienen, weil sie zu nichts Anderem taugten und hieraus ihren Lebensunterhalt zogen.

Unter die mittlere Klasse von Parasiten, welche doch hie und da den Schein der Ehre genossen, ob sie gleich aus Noth ein beschwerliches kümmerliches Leben führen mußten, sind die Clienten *) großer Herren zu rechnen, von welchen Juvenal in seinen Satyren spricht: „Ferner die Miethlinge in den Häusern der Vornehmen, welche unter dem Vorwand, Unterricht zu ertheilen, in der That nichts anderes als eine Art von Knechten waren, wie Grammatiker, Redner, Musiker, und alle diejenigen, die als Gelehrte in den Häusern der Großen lebten und sich besolden ließen."

Die dritte geehrte und vornehmste Klasse der Parasiten waren die Hofkavaliere der Großen,

---

*) Clienten, bei den alten Römern zwar freie, aber erbunterthänige Vasallen eines Adeligen.

die mit an ihrer Tafel speisten (commensales), und sie bei ihren Lustreisen begleiteten (comites).

Die Parasitica oder Schmarozerei ist nach dem Ausdruck des Simo bei Lucian *) „eine Kunst, welche sich mit Speise und Trank, und mit demjenigen beschäftigt, was man dieser Dinge wegen sagen soll; ihr Zweck aber ist die Wollust.“ Ebenso sagt dieser Simo sehr sophistisch und komisch, daß Schmarozerei nicht allein eine Kunst, sondern auch in Vergleichung mit allen übrigen Künsten im Allgemeinen und dann mit jeder im besonderen, die vornehmste Kunst und daß die Freundschaft nichts anderes sey, als der Anfang der Schmarozerei, daß sie die Redekunst und Phisophie weit übertreffe und daß die größten Philosophen, wie Aeschines, Aristipp und selbst Plato Schmarozer gewesen, welcher letztere aber die Kunst nicht lange getrieben, weil er kein Geschick dazu gehabt hätte.

Die ganze Kunst der Schmarozerei bestand in zwei Stücken: daß die Parasiten andere durch lustige Einfälle lachen machten, während sie sich selbst dem Gelächter und Spotte Preis gaben und alles auf eine übertriebene Weise lobten, was ihre Gönner und Freunde sagten

---

*) im Parasyt, Cap. 9.

und thaten. Gnatho beschreibt im Terenz *) diese Kunst so:

Menschen gibt's, so die Allererſten wollen sein
und sind's doch nicht.
Diesen folg' ich; diesen geb' ich nicht selbst mich
zum Lachen hin,
Nein! ich lache ihnen zu und bewundere ihren
Witz zugleich.
Lobe, was man sagt, und sagt man's Gegentheil,
so lob' ich's auch.
Sagt man Nein! vernein ich — ja! bejah' ich;
kurz, 's ist Regel mir,
Allem stimm' ich bei, dieß Handwerk wirft am
meisten jetzt ab.

Dieses übermäßige Loben hat Lucian auch als einen Hauptzug in dem Charakter eines Parasiten angeführt. „Sollte auch etwa," sagt er, „ein boshafter Knecht und Ohrenbläser dich angeben und sagen: du allein hättest den kleinen Jungen der Dame, als er getanzt, oder auf der Cyther gespielt nicht gelobt, so wäre die Gefahr für dich eben nicht klein. Du mußt also schreien wie ein Laubfrosch, mußt dich bemühen, vor allen andern gehört zu werden, um der erste und lauteste unter den Lobrednern zu seyn und oft, wenn andere bereits schweigen, mußt du noch ein ausstudirtes Lob anbringen, welches voller Schmeichelei ist. Wenn aber

*) Ennuch. II, 2. V, 17—21.

der große Herr etwa selbst ein Poet oder Schriftsteller ist und sein Geschmier über der Tafel vorliest, alsdann vornehmlich muß du loben und schmeicheln, daß du bersten möchtest und dabei auf neue Arten von Lobsprüchen bedacht seyn. Es gibt aber auch solche, die wegen ihrer Schönheit bewundert seyn wollen und diese mußt du Adonides und Hyacinthen nennen, sollten sie gleich ellenlange Nasen haben. Kurz, du mußt loben, denn wenn du schweigst, so schickt dich dieser Dionysius gleich in die Steinbrüche, als einen, der ihn beneide und aus dem Wege zu räumen suche. Diese Herren müssen also ohne Widerrede Weise und Redner seyn, und auch die Sprachschnitzer die sie etwa begehen, müssen gar zierliche und feine Redensarten heißen und eine Verordnung gemacht werden, daß man sich künftig so auszudrücken habe."

Diodorus von Sinope*), ein griechischer komischer Schriftsteller, drückt die gleiche Ansicht etwas gröber aus, wenn er von einem Parasiten in seinem Epiklerus redet: „Wenn einer, der Rettiche oder einen verfaulten Fisch gegessen hat, einem andern in's Gesicht rülpst, so sagt der Parasit zu ihm: du hast gewiß Rosen oder Veilchen gegessen und wenn einer bei Tische einen streichen läßt, so hält er seine

*) Athen. VI, 46.

besonders bei den Miethlingen, was sie leiden müssen, noch ehe sie in die Häuser der Reichen aufgenommen werden, dann, was sie auszustehen haben, nachdem es wirklich geschehen ist und endlich, was für eine tragische Entwicklung das Schauspiel bekommt. „Du mußt," sagt er zu einem solchen Miethlinge, „irgend an einem verächtlichen Winkel zur Tafel sitzen, wo du bloß ein Zeuge der aufgetragenen Gerichte bist, und, wie die Hunde die Knochen abnagest, wenn sie irgend noch an dich gelangen, oder hungrig gern ein trockenes Laub ableckst, worin man etwas eingewickelt hat, das denen, die über dir an der Tafel sitzen, zu schlecht ist."

Eine besondere Haupteigenschaft des Parasiten war, daß er Ohrfeigen und Nasenstieber, Kopfstöße, Rippentritte und Prügel mit heiterer Stirn und lachender Miene, wie ein Spartaner, aushalten mußte. Deßwegen nannte man sie auch die Gepeitschten (Flagrones.) Schläge duldende (Pladipagita); Lacedämonier, von ihrer lacedämonischen Geduld; Hartköpfe, (duri capitones) weil ihre Köpfe so hart waren, daß sie alle Schläge ertragen konnten. Daher sagt ein Parasit bei Aristophon, einem griechischen Komiker: „Wer zuerst zu einem Gastmahl kommt, bin ich; daher nennt man mich die Suppe; wenn man betrunkene Schläger auseinander bringen will, so bin ich der

Kämpfer; wenn Häuser zu erbrechen sind, so bin ich der Sturmbock und wenn Schläge zu erdulden sind, bin ich der Ambos."

Ja selbst mit Hunger wurden die Parasiten bisweilen, absichtlich von ihren Gönnern gequält, um ihre Lust an den Leiden dieser armen Geschöpfe haben zu können! Der Kaiser Heliogabulus ließ alle Arten von Speisen höchst täuschend aus Wachs, Holz, Elfenbein, Thon, Marmor u. s. w. machen, um damit eine ganze Tafel zu besetzen. An dieser ließ er Leute Platz nehmen, die er vorher aufs Aeußerste hatte aushungern lassen und nun weidete dieses Ungeheuer seinen Blick daran, wenn diese Armen im Angesichte der Speisen, die ihren Appetit auf tausendfache Art umsonst reizten, fast rasend wurden und Hungersqualen litten.

Dieser Mensch ließ oft auch seine Gäste sich betrinken und sie dann im Schlaf des Rausches mit Bären und Löwen, denen die Klauen und Zähne genommen waren, zusammensperren und beobachtete durch ein verborgenes Fenster den Schrecken und die Angst, wenn sie erwachten und sich unter diesen wilden Bestien sahen.

Auch kam es nicht selten vor, daß die Parasiten durch die Grausamkeit ihrer Herren des Spasses halber dem Tode nahe gebracht wurden oder gar ihr Leben verloren. Kaiser Nero hatte einen Speisesaal, der wegen seiner Bauart berühmt war. Die Decke und ein Theil der

Seitenwände drehten sich durch einen verborbenen Mechanismus um die Tafel herum, ahmten die Bewegungen des Himmels nach und stellten die verschiedenen Jahreszeiten vor, die bei jedem Gang neuer Gerichte abwechselten, im Sommer z. B. Gewitter vorstellten und auf die Gäste Blumen statt des Hagels und wohlriechende Essenzen statt Wassers herabregnen ließen. Heliogabalus ließ sich ebenfalls einen solchen künstlichen drehbaren Speisesaal verfertigen, worin er die Parasiten mit einer solchen Menge Veilchen und andern Blumen überschütten ließ, daß einige davon erstickten. Ebenderselbe Kaiser ließ seine Parasiten an ein Wasserrad binden und während des Umschwungs desselben bald unter das Wasser tauchen, bald wieder in die Höhe heben, daher er sie seine ixionischen *) Freunde nannte. Auch geschah es häufig, daß er seinen Parasiten durch seinen Küchenmeister Gefässe mit Fröschen, Skorpionen, Schlangen und andern dergleichen garstigen Thieren als Jahresbesoldung schickte.

Unter den Briefen des Alciphron befinden sich auch enige parasitische; sie sind zwar nur fingirt, allein sie zeichnen doch die Sitten, den

---

*) Ixion, Name eines thessalischen Königs, der, weil er die Gastfreundschaft des Zeus mißbrauchte, zur Strafe in der Unterwelt an ein beständig umgetriebenes Rad geschmiedet wurde.

Charakter, die Handlungen und Leiden der Parasiten auf eine so lebhafte Art, daß man sie als treue Gemälde der damaligen Zeit ansehen kann*). Der Parasit Heoemokorus schreibt unter anderem: „ach wie grausam mißhandelten mich jene reichen Zecher; von allen Seiten zwangen sie mich, um die Wette über Vermögen zu trinken, und mehr zu essen als mein Magen fassen konnte. Einer stopfte mir eine Wurst in den Mund, dieser stieß mir ein großes Stück Brod in die Backen und ein anderer machte ein Gemische, nicht von Wein, sondern von Senf, Fleischbrühe und Essig zusamen und goß es wie in ein Faß in mich." Ein anderer Psichoklaustes schreibt: „Ich, Struthion und Kynädus, wir Schmarozer, begaben uns gestern gegen fünf Uhr in vollem Laufe nach des jungen Charikles Landhaus in Ancyle. Unser Haar war abgeschnitten und in dem Bade zu Serangium hatten wir uns gewaschen. Da er ein Freund des Scherzes und des Aufwandes ist, so empfing er uns mit Vergnügen. Ihm und seinen Gästen dienten wir zur Belustigung: wir gaben einander wechselweise Schläge und sagten wohlklingende anapästische Verse her. Indem sich auf diese Art die Gesellschaft der Munterkeit und Freude überließ, trat plötzlich der wilde Smikrines herein. Ein Haufe Knechte

*) Alciphr. III, 43.

folgten ihm, die uns mit Hast anfielen. Er selbst gab dem Charikles zuerst auf den Rücken Stockschläge, dann schlug er ihn ins Gesicht und führte ihn als den niederträchtigsten Sclaven mit fort, uns hingegen wurden auf des Alten bloßen Wink die Hände auf den Rücken gebunden. Nach vielen kaum zählbaren Geißelhieben, die er uns gab, führte uns der Grausame zuletzt ins Gefängniß zur Verwahrung."
In einem andern Briefe wird erzählt, daß man einem Parasiten beim Schmause Kopfstöße versetzt, Fleischbrühe in die Augen gespritzt, daß er anstatt des Kuchens an einem in Honig getauchten Stein habe nagen müssen, indeß andere Gäste Milchtorte und Gebackenes mit Sesamkörnern bestreut, verzehrten. Eine kleine Buhlerin füllen eiue Blase mit Blut und schlug ihm solche au den Kopf, daß er in Blut gebadet wurde, als sie zersprang. Ein Anderer klagt: „Sie zwingen mich, auf einem Fuße hüpfend, feurigen, starken Wein, ohne Vermischung mit Wasser zu trinken, sie werfen mir Beine, Füße, Knöchel gleich den Hunden vor, schlagen Ruthen an mir entzwei und hauen mich zum Spasse mit Peitschen und anderen Riemen."

An der Tafel erhielten die Parasiten, wie leicht zu vermuthen ist, den untersten Platz, nur wurde eine Ausnahme gemacht, wenn ein vornehmer Herr seine Parasiten oder Gesellschafts-

Cavaliere zu einem Geringeren als seine Schatten mit zu Gaste brachte.

In der griechischen und römischen Komödie wurden dergleichen Schmarozer häufig zur Belustigung der Zuschauer aufgeführt und auch durch besondere Symbole kenntlich gemacht. — Man konnte sie erkennen

1) an einer Strigel; mit dergleichen Strigeln von Erz mußten sie ihre Herren im Bade reiben, um den Körper in Schweiß zu bringen, oder auch, wenn sie mit Oel gesalbt waren, ihnen die Unreinigkeiten vom Körper loskrazen und das Uebrige mit Handtüchern abtrocknen;

2) an einem Oelkruge; theils weil sie ihre Herren im Bade mit Oel salben mußten, theils weil sie ungerufen zu fetten Gastereien sich drängten;

3) an einem Stecken; was anzeigte, daß sie von ihren Herren beständig herumgejagt, bald hierhin und bald dorthin geschickt wurden. Ihre Larve war schwarz oder bräunlich, weil sie besonders von jungen Leuten immer verschickt wurden und durch das beständige Ausharren in freier Luft eine bräunliche Farbe bekamen. Ihre Ohren machte man lang und herabhängend, weil sie ihre Herren aus Spaß bei den Ohren zogen. Sie trugen auch keinen Bart und waren auf dem Kopf glatt geschoren.

Was den Ursprung und das Alter der Schmarozerei betrifft, so kann dieselbe in dieser Hin-

ficht wohl mit mancher Kunst und Wissenschaft um den Vorzug streiten. Und wenn man dem griechischen Komiker Diodorus von Sinope glauben darf, so hat sie ihren Ursprung dem Jupiter selbst zu danken. Denn er schreibt in seinem Epiklerus: „Alle Künste sind von Menschen und nicht von Göttern erfunden worden, aber die Parasiterei ist eine göttliche Erfindung: denn Jupiter, der Schutzgott der Freundschaft, erfand sie zuerst. Die größten Helden Homers sind Schmarozer; Nestor und Idomeneus waren die Parasiten Agamemmnons; und Patroklus trieb diese Kunst bei Achilles.

Die beiden Dionysius von Syrakus, Vater und Sohn, nährten eine Menge solcher Leute an ihrem Hofe, die auch deßwegen den Namen Dionysiokolakes, Schmeichler des Dionysius,*) erhielten. Bei'm älteren war Cheirisophus in Diensten. Als dieser einst den König mit einigen seiner Günstlinge lachen sah, so fing er auch an, überlaut zu lachen, ob er gleich so weit von ihnen entfernt war, daß er ihre Worte nicht verstehen konnte. Als ihn Dionysius nach der Ursache seines Gelächters fragte, da er nicht gehört haben konnte, was gesprochen worden, erwiderte Cheirisophus: „ich lachte blos, weil ich den Gegenstand eures Gesprächs für etwas Lächerliches gehalten habe.“ Bei dem jüngeren Dio-

*) Athen. VI, 55.

nysius, der durch übermäßiges Trinken sich blöde Augen zugezogen hatte, stellten sich seine Schmarozer ebenfalls blödsichtig, wodurch sie ihn auf den Glauben brachten, als sähe er besser als sie; sie tappten an der Tafel wie Blinde mit den Händen nach der Speise und den Bechern, bis sie Dionysius mit der Hand dazu leitete. Eben dieses thaten auch die Schmarozer des Hiero, als seine Augen schwach wurden.

Als Demokles,*) ein Parasit des jüngeren Dionysius einst auf einem Schiffe nach Syracus gefahren kam, so verklagten ihn seine Gefährten, daß er allerlei zum Nachtheile des Dionysius geredet habe. Allein Demokles sagte, als er den Dionysius sehr aufgebracht sah: „meine Gefährten haben ihren besonderen Grund, unwillig über mich zu sein: sie sangen auf der Reise beständig die Päane des Stesichorus und Pindar, ich aber sang mit meinen Freunden die Päane (Lob- oder Sieg-Gesang), die Du verfertigt hast. Daß ich wahr rede, kann ich dadurch beweisen, daß meine Ankläger nicht einmal die Melodie zu Deinen Gesängen wissen; ich aber will gleich alle auswendig hersingen." Als Dionysius wieder heiter wurde, fuhr Demokles fort: „ich bitte mir zu Gnade aus, daß einer von meinen Anklägern den Gesang hersage, den

*) Athen. VI, 56.

Du auf den Aeskulap gefertigt hast.“ Durch diese Schmeichelei gewann Demokles das ganze Zutrauen seines Herrn wieder, welcher sich auf seine Verse viel einbildete und nach dem Ruhme eines guten Dichters geizte, obgleich seine Verse elend genug sein mochten, denn der Dichter Philoxemos, welcher den Dionysius seine Gesänge absingen hörte, wobei seine Schmarozer dieselben in den Himmel erhoben, sagte, statt in das Lob mit einzustimmen: führt mich nur wieder in die Steinbrüche! (Dionysius hatte ihn nämlich schon einmal in dieselben geschickt, als er seine Gedichte zu loben nicht für gut fand,) indem er es für erträglicher hielt, daselbst die härtesten Arbeiten zu verrichten, als so elende Verse anzuhören und sogar zu loben.

Dionysius war überhaupt wegen seiner Neigung zu lüderlichen Leuten bei den Alten sehr berüchtigt. Daher schrieb der komische Dichter Eubulus in seinem Tyrannen von ihm: „Gegen ernsthafte Männer ist er wild und unbiegsam, gegen die Schmarozer und die, welche ihn verspotten, gnädig; diese hält er allein für freie Menschen, wenn sie auch Sklaven sind.“

Philipp von Macedonien, sonst einer der trefflichsten Köpfe des Alterthums, fand ebenfalls an Trinkgelagen und lüderlichen Leuten großen Gefallen und liebte die Schmarozer, die er aber auch wacker vexirte, da er selbst ein sehr sinnreicher Spötter war und die Gabe der

Satyre in hohem Grade besaß. Sein Parasit Klisophus *) ahmte seine Mienen, Geberden und Leibesstellungen als ein Affe auf's Natürlichste nach. Als Philipp mit einem Pfeile ein Auge ausgeschossen worden und er deßhalb eine Binde trug, erschien Klisophus ebenfalls mit einer Binde über dem Auge; als der König das Bein verrenkt hatte und hinken mußte, hinkte der Parasit, als er mit ihm ausging, an eben dem Beine. — Wenn der König über der Tafel bei einer scharfen Speise den Mund verzog, so verzerrte auch Klisophus das Gesicht, wie wenn er von derselben Speise äße. Als Philipp einst mit ihm Possen trieb, sagte er: „ich gebe Dir ja keinen Unterhalt," womit er sagen wollte, daß der König den Hofnarren spiele: und doch wäre er der Hofnarr, den der König deßwegen halte, ihn mit Possen zu belustigen, nicht aber der König ihn.

Ein anderer Schmarozer Namens Arkadion **) war dem König entlaufen; er traf ihn aber doch auf einer Reise zu Delphi und sagte: Bis wohin willst du vor mir fliehen? Arkadion antwortete in folgendem schmeichelhaftem Hexameter:

„Bis ich zu Menschen komme, die Philipps Namen nicht kennen!"

---

*) Athen. VI, 54.
**) Athen. VI, 55.

Diese Antwort wendete ihm die Gnade des Königs völlig wieder zu, da in der Antwort die Schmeichelei lag: Philipp sei in der ganzen Welt berühmt.

Sein Sohn Alexander, der lieber ein Gott als ein Mensch sein wollte, wenigstens es gerne hörte, wenn man ihn Gott nannte, war ebenfalls ein großer Freund der Schmarozer, er überließ sich denselben ganz und gar, wodurch bescheidene Leute stets in Verlegenheit geriethen, da sie ihn weder mit den Schmeichlern um die Wette, noch weniger als jene loben wollten, indem das eine für sie unanständig und schändlich, das andere aber gefährlich schien. Als er einst einem Lustigmacher ein ansehnliches Geschenk gab, sagte ein Schmarozer: „das ist sehr dumm gehandelt!“ Was sagst du? rief Alexander. „Ich kann es nicht leiden,“ antwortete der Parasit, „wenn ich sehe, daß ihr Leute, die ihr vom Jupiter abstammt, an allen Narren ein Vergnügen findet; denn Vulcan diente dem Jupiter zum Hofnarren und die Silenen dem Bacchus!“ Doch gab es auch Zeiten, wo Alexander nur allzusehr fühlte, daß er ebenfalls weiter nichts als ein armer gebrechlicher Mensch sei. Denn als er einst Arznei genommen hatte und darauf ein heftiges Schneiden im Leibe fühlte, sagte sein Parasit Nikesias zu ihm: was soll uns geschehen, wenn ihr Götter so viel ausstehen müßt? worauf Alexander erwiderte:

„was sind wir für Götter? ich fürchte sogar, wir sind den Göttern verhaßt!"

Um die Vergötterungssucht Alexanders drehten sich alle Schmeicheleien seiner Parasiten. Als ihn einst der Philosoph Anaxarches*) auf einer Reise begleitete und unvermuthet ein so heftiger Donnerschlag erfolgte, daß der Schrecken fast alle betäubte, sagte der Schmarozer zu ihm: „Hast Du das gethan, o Alexander, Jupiters Sohn?" worauf der König lächelnd antwortete: „ich begehre nicht furchtbar zu sein, ob Du es gleich gerne haben willst, und mich zu bereden suchst, daß ich mir die abgehauenen Köpfe der Könige und Satrapen auf der Tafel soll aufsetzen lassen." Und als der König einst verwundet wurde, und der Parasit Dioxippus sein Blut fließen sah, citirte er den Vers aus Homer:

Wahrlich ein Blut, wie es die seligen Götter vergießen!

Noch gefährlicher waren die Schmeicheleien wodurch man ihn gegen die natürlichen Regungen des Gefühls abzustumpfen suchte. Denn als er nach der Ermordung des Klitus in tiefen Schmerz versunken war, so trat der Schmarozer Anaxarches ins Zimmer und rief: „Ist das der Alexander, auf den jetzt die ganze Welt sieht? Der Alexander, der ebenso jämmerlich da-

*) Athen. VI, 57.

liegt wie ein Sclave und sich vor den Gesetzen und dem Tadel der Menschen fürchtet, denen er als Herr und Sieger allein ein Gesetz und eine Richtschnur aller Gerechtigkeit sein und welcher nur herrschen und regieren, nicht aber dienen und sich von einem leeren Vorurtheil leiten lassen sollte? Weißt Du nicht, daß Jupiter ebendeßwegen die Gerechtigkeit und Themis zu Beisitzerinnen hat, damit Alles, was von großen Beherrschern gethan wird, recht und billig sei?"

Diesem unwiderstehlichen Hange, sich schmeicheln zu lassen, ist es auch zuzuschreiben, daß Alexander seinem Hofpoeten und Schmarozer Chörilus erlaubte, ein Heldengedicht auf ihn zu machen. Alexander war nemlich mit demselben übereingekommen, ihm für jeden guten Vers seiner Alexandrias einen Philippd'or und für jeden schlechten eine Maulschelle geben zu lassen. Chörilus, der eine sehr große Meinung von sich hatte, hörte schon die Goldstücke in seiner Casse klingen und schrieb frisch darauf los. Zwanzig bis dreißigtausend Verse, dachte er (und es stund ja bei ihm, wie viele tausend er machen wollte), werden ein hüsches Sümmchen abwerfen! Nachdem das Werk fertig war, fand sich allerdings mitunter mancher leidliche Vers, wofür er seine Philippsd'or baar erhielt, aber der schlechten und also auch der Ohrfeigen waren

so viel, daß der arme Chörilus, noch ehe er an den letzten Gesang kam, den Geist aufgab.

Auch bei den Nachfolgern Alexanders in seiner zerrissenen Monarchie kommen noch viele Parasiten vor, die von den Schriftstellern damaliger Zeit namentlich aufgeführt sind. Der König Lysimachus hatte einen Parasiten Namens Bithys,*) dem er einen hölzernen Scorpion, oder wie Plutarch schreibt, eine Kröte, auf's Kleid setzen ließ, die einer natürlichen sehr ähnlich sah. Als sie der Parasit erblickte, sprang er aus Furcht zurück und als die Anwesenden ihn auslachten, sagte er zum Könige, nachdem er die Täuschung entdeckt hatte: „ich will Dich auch fürchten machen. „Das möchte ich sehen!“ erwiderte der König. Der Parasit aber sagte nur die Worte: „gib mir ein Talent!“ Denn Lysimachus war außerordentlich geizig. —

Es haben jedoch nicht allein Männer ihre Schmarozer, sondern auch vornehme Frauen haben ihre Parasitinnen**) gehabt, wie zum Beispiel die Königin von Syrien und Cypern. — Diese Parasitinnen wurden Leitern genannt, weil sie ihren Frauen den Rücken darboten, wenn dieselben in den Wagen hinein oder aus demselben heraus steigen wollten. Andere Frauenzimmer bedienten sich in Ermanglung

---

*) Athen. VI, 49.
**) Athen. VI, 69.

menschlicher Spaßmacher gewisser Thiere, womit sie sich die Zeit vertrieben.

Der Betrüger (Planus).

Diese Art Lustigmacher waren Leute, welche durch eine scherzhafte Täuschung andere hinter das Licht führten. Unter diese Classe gehört vorzüglich Matreas aus Alexandrien, welcher wegen seiner listigen Streiche von Griechen und Römern bewundert wurde. Zu Athen lebte ein Possenmacher dieser Art Namens Kephisodorus, der durch seine zum Schein verübten betrügerischen Streiche bei Andern Lachen erregen wollte. Bisweilen lief er in großer Eile einen Berg hinan, als eile er einer Feuersbrunst entgegen oder als ob sonst ein großes Unglück in der Stadt vorgefallen wäre; bald schleppte er sich ganz athemlos einen Berg herab, und stützte sich auf einen Stock, als ob er nicht weiter könnte, was am Ende bei den Zuschauern großes Gelächter erregte, wenn sie die Täuschung inne wurden. Ein andermal führte er einen Haufen Taglöhner, welche Holzbündel auf den Schultern trugen, in eine so enge Gasse, daß sie weder vor noch rückwärts konnten. Ein anderer solcher Planus, Pantaleo, stellte sich, wenn er fremde Leute sah, die ihn nicht kannten, als wache er von einem

ausgeschlafenen Rausche auf und plauderte nach seiner Art so tolles Zeug, daß Alle über ihn lachen mußten. Ja, das Täuschen soll bei ihm so sehr zur Gewohnheit geworden sein, daß er auf seinem Todtenbette einen jeden von seinen zwei Söhnen einzeln zu sich rief und jedem einen Ort nannte, wo er einen Schatz vergraben habe, den sie aber nach seinem Tode, alles Grabens ungeachtet, natürlich nicht fanden.

Horaz gedenkt auch eines solchen Planus, der den Leuten weiß machte, er habe ein Bein gebrochen, und sie hernach auslachte; als er aber wirklich ein Bein brach, so rührte sich kein Mensch, ihm zu helfen, ob ihm gleich die Thränen aus den Augen stürzten und er betheuerte, daß er nicht, wie sonst, spaße. Allein die Leute riefen ihm zu: „Suche dir einen Fremden, der deine Possen nicht kennt, um dich aufzuheben."

Der Tugendschwätzer (Aretalogus).

Das Wort Aretalogus hatte bei den Römern verschiedene Bedeutungen:

1) bedeutete es einen Prahler, der mit vielen Worten von seinen Verdiensten und seinen Heldenthaten sprach und sich dadurch weit über

andere Menschen auf eine lächerliche Weise zu erheben suchte;

2) einen Philosophen, der auf dem Katheder viel von der Tugend schwatzte, aber selbst nicht tugendhaft lebte. Dergleichen Leute nennt Seneca Kathederphilosophen. Einen solchen ließ Leonardus Augustinus auf einem schwarzen Achat abbilden, Hände und Arme erhoben, als wenn er auf dem Catheder sitzend, in der Philosophie Unterricht ertheilte;

3) einen pedantischen Philosophen, der mit vielen Worten über die abstractesten und unnöthigsten Dinge mit der langweiligsten Spitzfindigkeit disputiren konnte;

4) wurde unter dem Ausdruck Aretalogus auch ein Mensch bezeichnet, der durch Anekdoten und Mährchen sich bei einfältigen Leuten in Ansehen zu setzen suchte;

5) gelehrte Lustigmacher, welche große Herren nicht allein durch ihre Unterredungen bei der Tafel unterrichteten, sondern sie auch durch lustige Einfälle unterhielten;

6) solche Poeten, welche dergleichen Aretalogos in ihren Gedichten aufführten und sie an den Tafeln der Grafen um Geld oder für eine Mahlzeit oder auch sonst vorlasen und gleich den Troubadours und Bänkelsängern damit von einem Orte zum andern zogen, um sich etwas zu verdienen, wurden auch selbst Aretalogi genannt.

7) Bedeutet Aretalogus einen philosophischen Schmarotzer oder gelehrten Parasiten, der an den Tafeln der Reichen von Tugend und Lastern viel schwatzte, ohne selbst tugendhaft zu sein und dadurch bei seinen Zuhörern Gelächter und Spott rege machte. Der Kaiser Augustus ließ, wie Sueton in seinem Leben, Capitel 74, berichtet, oft an seiner Tafel dergleichen philosophische Parasiten peroriren und disputiren, um sich an ihren Pedantereien zu belustigen.

Von einem solchen parasitischen Weltweisen, Namens Thrasykles sagt Lucian: Derselbe, der ehrbar gekleidet, bei einem sittsamen Gange und in einem Weisheit versprechenden Mantel, des Morgens einen Haufen von der Tugend schwatzt, die Wollust verdammt und die Genügsamkeit anpreißt, stürzt nach dem Bade, wenn er zur Mahlzeit kommt, einen großen Becher, den der Aufwärter ihm reicht (er liebt aber den Wein ungemischt), aus, als ob es ein Trunk Wasser aus dem Fluß Lethe*) wäre, und thut gerade das Gegentheil von allem dem, was er des Morgens gelehrt hat, indem er, wie ein Habicht, die Speisen wegraubt, den Nachbar mit Vorhaltung des Ellbogens verdrängt und das Kinn voll von Schmutz, wie ein Hund, vorwärts ge-

---

*) Lethe, in der gr. Götterlehre ein Fluß in der Unterwelt, woraus die Verstorbenen Vergessenheit tranken.

beugt, sich den Wanst füllt, als ob er die Tugend in den Schüsseln zu finden gedächte und auch noch das Fett mit den Fingern zusammenstreicht, damit ja nicht das Geringste davon übrig bleibe!

Es hatten aber nicht bloß die Männer dergleichen philosophische Parasiten, sondern sogar auch Damen, da sie sich das Ansehen geben wollten, als wären sie gelehrt und Philosopheninn.

Unter die philosophischen Parasiten oder Tugendschwätzer der feineren Art gehörte vorzüglich Aristippus von Cyrenne, der mit einer feinen Lebensphilosophie auch das Talent verband, ein vollkommener Hofmann zu sein, und sich von aller Pedanterie und cynischem Schmutze fern zu halten, wiewohl die Urtheile der Gelehrten über ihn stets verschieden gewesen sind, namentlich in Ansehung seiner Lebensart bei dem Tyrannen Dionysius, dem jüngeren von Sicilien. Denn als Aristipp hörte, daß dieser Regent viel auf gelehrte Leute halte, so begab er sich an dessen Hof und gewann seine Gunst in einem hohen Grade; daher mußten selbst seine Feinde gestehen, daß er den Purpurmantel ebenso gut als den Bettlerstab zu tragen wisse. Und weil er sich mit großer Klugheit in Zeiten und Menschen zu schicken wußte, so konnte ihn bei Dionysius Niemand stürzen, obgleich er viele Feinde am Hofe hatte. Er ver-

mied die Pedanterie der übrigen Philosophen, hatte einen unerschöpflichen Reichthum an humoristischen Einfällen, machte sich gerne einen guten Tag und konnte dem Tyrannen manchmal ein Wort der Wahrheit sagen. Es ist daher kein Wunder, daß er eine Menge öffentlicher und heimlicher Feinde hatte, besonders unter den Schülern des Sokrates, die an seiner Lebensart Anstoß nahmen, da sie dieselbe eines Philosophen und eines Zuhörers ihres großen Lehrers ganz unwürdig hielten.

Der Scurra (Spötter).

Das Wort Scurra soll bei den Römern zuerst einen Nachtreter oder Bedienten bedeutet haben, der sich aus Armuth dem Gefolge eines Reichen anschloß. Später ward dieses Wort bald in guter, bald in schlechter Bedeutung gebraucht. Urbanus, facetus und scurra hatten Anfangs ganz dieselbe Bedeutung. Unter Urbanität verstand man bei den Römern einen feingebildeten Geschmack mit einem Anstriche von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß und Politesse, die man aus dem Lesen der besten Schriftsteller und aus dem Umgange mit den gebildetsten Personen in einem sehr verfeinerten Zeitalter unvermerkt annahm; besonders gehörte

unter die Eigenschaften eines urbanen Mannes, daß er eine Fertigkeit haben mußte, kurze und scharfsinnige Spöttereien (dicta, dicteria) bei allen Gelegenheiten anzubringen, was der Hauptcharakter eines Scurra war. Daher wurde, wie Makobin, Saturn II, 1., erzählt, Cicero von seinen Feinden der consularische Scurra (scurra consularis) genannt, weil er eine große Fertigkeit in derlei Stichelreden hatte, welche von seinem Freigelassenen Tiro in 3 Büchern gesammelt wurden, längst aber verloren gegangen sind. Dieser spitzigen, muthwilligen, auch bisweilen zotigen Einfälle, worin der Scurra eine große Aehnlichkeit mit dem Lustigmacher der Griechen hatte, gedenkt auch Plinius, freilich nicht sehr rühmlich, in seinen Briefen *). Weil sie bei den Römern zur Belustigung bei der Tafel gebraucht wurden, so ist es kein Wunder, daß sie sehr frühe in Parasiten, Schmarotzer und Tellerlecker ausarteten. Sie verspotteten nicht allein andere, sondern auch sich selbst, und ahmten nicht bloß Menschen in Handlungen, Geberden und Mienen nach, sondern auch Thiere, weßhalb solche Leute auch mimische Scurren genannt wurden.

Der Charakter des Scurra wurde endlich so verächtlich, daß Horaz den Lollius, der sich am Hofe Augusts beliebt machen wollte, um vor-

*) Epist. IX, 17.

wärts zu kommen, sehr ernsthaft warnt, sich ja nicht als einen Scurra gebrauchen zu lassen, weil der Scurra von einem Günstling und Freunde der Großen so sehr verschieden sei, wie eine H.... von einer ehrbaren Matrone!

Das Wort Scurra wurde bei den Römern nicht immer in einerlei Bedeutung genommen. Bald hieß es so viel als Liebling, Favorit eines großen Herrn, welche Art Günstlinge man bei den Römern Deliciä nannte; bald bedeutete es einen feinen Höfling, oder nach unsern jetzigen Begriffen einen Hofcavalier, der durch seine lustigen Einfälle dem Gebieter die Langeweile vertrieb. Mit dergleichen geehrten Lustigmachern muß man nun aber nicht die verächtliche Classe des Scurra vermengen, welche eigentlich das waren, was wir Parasiten, Schmarozer, Speichellecker und Hofnarren nennen.

Der römische Feldherr Lucius Cornelius Sylla *) war ein großer Freund von Spötte-reien und nichts war ihm willkommener, als die Einfälle der Scurren. Denn er hielt sich nicht nur in seiner Jugend und ehe er zu Ehrenämtern gelangte, zu Gauklern und Possenreißern und lebte mit ihnen auf eine mehr als herablassende Weise, sondern er zog auch nach Erlangung der unumschränkten Gewalt alle Tage die unverschämtesten Pickelhäringe an seine Tafel,

*) Athen. VI, 78.

machte ihnen den Vorrang im Spotten und in lustigen Einfällen streitig und versäumte darüber viel wichtige Dinge, was weder seinem Alter noch seinem Range angemessen war. Man durfte ihm über der Tafel und bei Trinkgelagen nichts Ernsthaftes sagen; so geschäftig und mürrisch er sich auch die übrige Zeit bewies, so war er gar nicht mehr der Sylla, sobald er sich mit einer solchen Gesellschaft an die Tafel gesetzt hatte. Ebendaher kam es auch, daß er sich von Gauklern und Tänzern wie ein gezähmtes Thier an der Nase herumführen und sich in allen Dingen von ihnen leiten und regieren ließ. Er schenkte schönen Frauenzimmern, Possenreißern, Komödianten und dergleichen Personen ganze Ländereien nebst ihren Einkünften und zwang auch viele Weiber sich wider ihren Willen mit derartigen Subjecten zu verheirathen.

Fast in noch höherem Grade war Markus Antonius den Scurren, Possenreißern, und Gauklern ergeben und spielte selbst den Scurra! Er betrank sich zu ungewöhnlichen Zeiten, machte einen unerhörten Aufwand, trieb sich in allen schlechten Häusern herum, schlief am hellen Tage und ging hernach umher, um wieder nüchtern zu werden; bei Nacht stellte er dagegen Maskeraden, Schauspiele und Lustbarkeiten an und stattete viele Gaukler und Possenreißer bei ihren Hochzeiten aus. Ja er soll sich einst bei des

Gauklers Hippias Hochzeit die ganze Nacht so voll gegessen und getrunken habe, daß er den Morgen darauf in einer von ihm zusammenberufenen Volksversammlung sich übergab, wobei einer seiner Freunde, um dieß zu verbergen, den Mantel vorhalten mußte! Sergius, ein Gaukler und Cytheris, eine Gauklerin, galten bei ihm ungemein viel. In letztere war er so verliebt, daß er sie auf seinen Reisen in einer Sänfte tragen und diese Sänfte von eben so viel Dienern, als diejenige seiner Mutter begleiten ließ. Als er sich in Asien befand, hatten sich Anaxenor, ein Harfenschläger, Xuthus, ein Flötenspieler, Metrodor, ein Tänzer und ein Haufe anderer asiatischer Lustigmacher kaum an seinem Hoflager eingefunden, als man in Schwänken und Späßen weder Maß noch Ziel hielt und einer den andern zu übertreffen wetteiferte. Es stand Jedem frei, ihn zu verspotten und es freute ihn eben so sehr, wenn er von andern aufgezogen wurde, als wenn er selbst andere aufziehen konnte. Allein ein solches Benehmen brachte ihm in allen seinen Angelegenheiten großen Schaden.

Als er sich zu Alexandrien bei der Cleopatra aufhielt, theilte dieselbe die Kunst zu schmeicheln nicht wie Plato in vier, sondern in viele Arten ein und erdachte für Antonius, er mochte mit ernsten oder minderwichtigen Ange-

legenheiten beschäftigt seyn, eine Belustigung und Zerstreuung nach der andern und hielt ihn damit unter dem Joche. Sie spielte, trank und wohnte mit ihm den Kriegsübungen bei, schweifte mit ihm herum, wenn er sich nächtlicher Weile vor die Thüren und Fenster gemeiner Leute stellte, und die Bewohner verhöhnte und verspottete, wobei sich beide als Sclaven verkleidet hatten. Gewöhnlich kam Antonius mit Schimpfworten, oft aber auch mit Schlägen davon. So sehr sich nun Antonius dadurch fast bei Jedermann verächtlich machte, so sehr freuten sich die Einwohner Alexandriens über seine Streiche und Schwänke. So fischte er einst in Gegenwart der Kleopatra mit Angeln und ward, weil er nichts fing, verdrießlich. Er befahl daher einigen Fischern, unter dem Wasser, ohne sich sehen zu lassen, zu schwimmen und einige vorher gefangene Fische an die Angel zu hängen. Die Fischer gehorchten und Antonius zog zwei bis dreimal die Angel mit Fischen heraus, bis Kleopatra den Betrug endlich entdeckte, sie stellte sich aber als merke sie es nicht und beschloß dem Antonius einen ähnlichen Streich zu spielen; sie bat daher einige Freunde, denen sie es erzählte, Zuschauer bei einer Fischerei zu seyn, welche sie auf den nächsten Tag veranstaltetet habe, und wobei auch Antonius zugegen seyn sollte. Alle stellten sich ein. Man bestieg die Fischerkähne und begann zu fischen.

Insgeheim aber hatte Kleopatra einem ihrer Leute befohlen, unter dem Wasser an die Kähne zu schwimmen, und an die Angel des Antonius einen eingesalzenen Fisch aus Pontus zu hängen. Es geschah. Schnell zog Antonius die Angel in die Höhe, um seinen Fang zu besichtigen, aber: welch ein Gelächter entstand, als ein eingesalzener Fisch an seiner Angel hieng! „Laß uns," sagte Kleopatra, „uns Königen in Pharos und Kanopos die Angel; du hingegen mußt Städte, Könige und Provinzen fangen."

Unter den Scurren des Kaisers Augustus sind zwei namentlich bekannt, Cäcilius Galba und Sarmentus, die bei der kaiserlichen Tafel als Parasiten oft gewaltig mißhandelt wurden. Galba hatte einen Höcker und mußte deßwegen allerlei gemeine Spöttereien erdulden, wie denn überhaupt bei den Römern körperliche Gebrechen sehr oft zum Wetzstein ihres Witzes dienen mußten, und oft ihre komische Laune rege machten. Als er bei Augustus *) wegen einer Sache sich vertheidigte und zum öftern sagte: „wenn du an mir etwas zu tadeln findest, so bessere es!" versetzte Augustus: „Erinnern kann ich dich wohl, aber bessern (deine Höcker gerade machen) kann ich nicht!" Markus Lollius **)

---

*) Macrob. Sat. 11, 4.
**) ibid. Sat. 11, 6.

sagte ebenfalls] zur Verspottung seines Gebrechens: „die Seele des Galba hat ein schlechtes Quartier!“ Als der Sprachlehrer Orbelius gegen einen Angeklagten, den Galba vertheidigte, als Zeuge erschien, wollte ihn Galba in Verwirrung bringen und fragte ihn: was er für eine Kunst treibe, worauf Orbelius versetzte: „ich frottire Höcker an der Sonne:“ Weil es in seinen Speisesaal hineinregnete, so sagte Galba zu einem, der ihn um seinen Regenmantel bat: „ich kann ihn dir nicht leihen, denn ich bleibe zu Hause!“ Als Mäcen einst bei ihm speiste und anfing mit Galbas Frau allerlei Kurzweil zu treiben, so stellte sich Galba schlafend und schnarchte stark, um Mäcen desto mehr Freiheit zu gönnen; als aber ein Gast etwas vom Tische wegstehlen wollte, sagte er plötzlich: „Halt! Galgenvogel! ich schlafe für jenen, nicht für Dich!“

Von gleichem Schlag war Larmentius, der zweite Scurra des Kaisers Augustus.

Solche Scurren findet man fast bei allen römischen Kaisern der alten Zeit und wahrscheinlich stammen die Hofnarren der neueren Zeit in einer ununterbrochenen Narrenfolge alle von ihnen her, obgleich in manchem Zeitalter die Nachrichten von ihnen gänzlich fehlen. Sie bedienten sich oft gegen die vornehmsten Personen und selbst gegen Regenten eines groben und verwegenen Witzes, als eines uralten Privile-

giums. Als z. B. der Kaiser Vespasian einem Scurra zuhörte, der jedermann mit seinen Spottreden anfiel, verlangte er von ihm: er solle auch etwas gegen ihn reden! „Das werde ich thun," versetzte der Scurra, „wenn Du wirst ausgekakt haben!" Der Kaiser hatte nemlich das Ansehen eines auf dem Nachtstuhl stark beschäftigten Menschen!

In jenem ausgearteten und verdorbenen Zeitalter fanden sogar die Kaiser oft ein Vergnügen daran, selbst den Scurra zu spielen. So machte Commodus Antonius einen vollkommenen Scurra. Andere hatten bei der Tafel einen ganzen Haufen von Scurren zur Belustigung um sich, wie Gallienus. Ja es hielten sich nicht allein Regenten dergleichen Scurren, sondern auch reiche Privatleute, die gerne den Großen spielten. So kam Mäcenas zu einem Gastmahle, womit ihn Nasidienus bewirthete, mit einigen Scurren der feineren Art *), die, wie es scheint, unter die gewöhnlichen Commensalen des Mäcenas gehörten, um gegen die Langeweile sich zu schützen und ihnen den Nasidienus Preis zu geben. Sie waren nicht geladen, sondern Mäcenas, als die Hauptperson bei dem Feste, brachte sie als seine Schatten und Familiares mit.

An die Scurra der geringeren Art mögen

---

*) Horat. Satyr. 11, 8.

sich hier noch würdig die Coprae aus der Kaiserzeit anschließen, deren namentlich Sueton *) erwähnte. Das Wort ist griechischen Ursprungs und bedeutet seiner Etymologie nach einen Menschen aus Koth (κοπροί), also einen gemeinen, niedrigen Menschen. Schon der Name war ein Ausdruck der Achtung, in welcher diese Art Leute gestanden zu haben scheinen; allein dennoch erlaubten sie sich vieles, selbst gegen Mitglieder der kaiserlichen Familie, wie aus dem oben angeführten Geschichtschreiber erhellt, wenn er von Claudius, der an dem Hofe seiner Neffen, des Kaisers Caligula, lebte und spätes selbst den kaiserlichen Thron bestieg, sagt: So oft er nach der Mahlzeit einschlief, was ihm in der Regel begegnete, so wurde er mit Olivenoder Dattelkernen geworfen, bisweilen auch zum Scherz von den Possenreißern (copriæ) mit Ruthen oder Peitschen aufgejagt. Sie zogen ihm auch, wenn er schnarchte, Schuhe über die Hände an, so daß er, wenn er plötzlich erwachte, sich das Gesicht zerrieb.

Der Morio.

Gewöhnlich glaubt man, das Wort Morio bedeute einen Hofnarren überhaupt und in die-

*) Sueton, Tib. c. 6. und ebend. c. 8.

sem Sinn ist es auch oft gebraucht worden; allein der Morio war eine ganz spezielle Art der Hofnarren, die man in ihren Tagen kaum mit diesem Titel beehrt hätte. Morio hieß bei den Römern eine Art übel gewachsener Menschen, die durch große Höcker, krumme Beine, große unförmliche Köpfe, herabhängende Nasen, abenteuerliche Gesichtsbildung und dergleichen auffallende Abweichungen von der gewöhnlichen Menschengestalt auffielen, dabei aber blödsinnig oder Dummköpfe waren, mit denen es dazumal den Beherrschern der Erde gefiel, den Narren zu spielen und an ihren seltsamen Bewegungen und Stellungen die Augen zu weiden. Das Lächerliche dieser Narren entstand wahrscheinlich aus dem Contrast ihres männlichen Alters mit ihren kindischen und läppischen Einfällen.

Martial gedenkt *) eines selchen Morio mit spitzigem Kopf und langen Ohren, die dieser wie ein Esel hin und her bewegen konnte; und Clemens von Alexandrien sagt, daß Damen, welche doch sonst so delicat seien, mit solchen spitzköpfigen Morionen an einem Tische speisten, mit ihnen spielten und überhaupt an dergleichen Mißgestalten ein besonderes Vergnügen fanden. Ja es war sogar zu Rom ein ordentlicher Morionen-Markt (forum morionum), wo die Narrenhändler diese Ungeheuer, welche sie

*) Mart. VII, 39.

aus der ganzen Welt zusammenbrachten, feil hatten und sehr theuer verkauften; ein solcher Morio, wenn er recht abscheulich mißgestaltet war, wurde nach unserem Gelde oft mit tausend und mehr Gulden bezahlt.

An solchen Mißgestalten fand wohl Niemand mehr Vergnügen, als der Kaiser Heliogabalus, dessen Seele selbst ein Monstrum war. Dieser Kaiser hatte die Gewohnheit, daß er 8 Kahlköpfige zum Abendessen einlud, deßgleichen 8 Schielende, 8 Podagristen, 8 Taube, 8 Schwarze, 8 sehr große und 8 sehr feiste Personen, und da ein einziges halbrundes Speise-Sopha sie nicht alle fassen konnte, schlug er über alle ein Gelächter auf! Wenn er ausfuhr, war der ganze Gang zwischen seinen Zimmern und dem Orte, wo der Wagen auf ihn wartete, mit Goldstaub bestreut. Alle seine Tische, Stühle, Kästen und anderes Geräthe waren von purem Gold. Obgleich seine Kleider überaus kostbar und mit Edelsteinen besetzt waren, trug er doch ein Kleid nie zweimal und steckte auch keinen Ring wieder an, der einmal seinen Finger geziert hatte. Man trug ihm beständig in goldenem und silbernem Geschirr auf; nach der Tafel aber beschenkte er seine Gäste mehr als einmal mit den bei der Tafel gebrauchten Silber- und sämmtlichen Trinkgeschirren! Er theilte oft unter das Volk und die Soldaten, nicht nur wie andere Kaiser vor ihm, Getreide und Geld, sondern auch

goldenes Geschirr, Edelsteine und Anweisungen auf große Summen aus, die sogleich ausbezahlt wurden. Seine Fischteiche füllte er mit Rosenwasser und die Naumachia, worin Seetreffen vorgestellt wurden, mit Wein. Seine Gastmahle waren ausschweifend, bis zum Unglaublichen. Seine liebsten Gerichte waren Zungen von Pfauen und Nachtigallen, das Gehirn von Papagayen und Fasanen. Er fütterte seine Hunde mit Gänselebern, seine Pferde wit Rosinen, seine wilden Thiere aber mit Rebhühnern und Fasanen. Seine Hauptlust aber hatte er an wehrlos gemachten Löwen und Leoparden, er ließ diese durch Zähmer abgerichtete Thiere nicht selten bei der zweiten und dritten Tracht unvermuthet an seiner Tafel Platz nehmen, ohne daß Jemand wußte, daß sie wehrlos waren, um Schrecken und Lachen zu erregen.

Ein fast gleich monströses Genie war in neueren Zeiten auch der Prinz von Pallagonia in Palermo, dessen der Graf von Borch in seinen Briefen über Sicilien und Malta gedenkt.

Daß die Morionen blödsinnige und dumme Köpfe sein mußten, sagt Plinius ausdrücklich und unterscheidet dadurch ihre Reden von den muthwilligen Spöttereien des Scurra. Blos die Eitelkeit scheint die Liebe zu diesen Morionen erzeugt zu haben, damit ein reicher Dummkopf in seinem Hause einen noch Dümmeren hätte, als er selbst war, um durch Contrast seine

vermeintliche Klugheit in den Augen Anderer zu heben. Ja es stellten sich manchmal kluge Leute dumm, um unter dem Deckmantel der Dummheit an den Tafeln der Reichen als ein Morio zugelassen zu werden! Unter die Morionen gehörten auch zum Theil die Zwerge. In dem Hause Seneka's wurde eine blödsinnige Närrin, Namens Harpaste, als ein Erbstück, aus Gnade und Barmherzigkeit unterhalten, woran aber Seneka keinen Gefallen fand. „Denn," sagte er, „wenn ich über einen Narren lachen will, so darf ich ihn nicht weit suchen; ich darf nur mich selbst ansehen." Diese Närrin erblindete plötzlich und wußte nicht, daß sie blind sei, sondern sie glaubte nur, es sei im Hause finster. —

Lustigmacher bei orientalischen Völkern.

Bei den orientalischen Völkerschaften standen die Narren von jeher in einem gewissen Ansehen, weil man ihre Reden für Inspiration hielt; daher durften sie auch ihre Satyren so ungemein weit treiben. Schon im 8. Jahrhundert finden sich im Orient Hofnarren und sehr wahrscheinlich haben dort noch weit früher solche existirt, wofür das Beispiel des Attila aus dem 5. Jahrhundert spricht. „Denn," führt Flögel an, „als der Kaiser Theodosius der jüngere an diesen König der Hunnen eine Gesandschaft schickte, bei welcher sich auch der Redner und Sophist Priscus befand, und die Gesandten von Attila zu Gaste gebeten wurden, so traten, nach beendigter Tafel, als es dunkel wurde, zwei Scythen vor den Attila, und sangen ihm Gedichte vor, die sie auf seine Siege und kriegerischen Tugenden gemacht hatten (vermuthlich in gothischer Sprache.) Unter den

Gästen ergötzten sich einige an den Versen, andere wurden durch diese Erinnerungen zum Kriege aufgemuntert, andern floßen Thränen über die Wangen, weil sie nun zum Kriege zu alt waren. Nach diesen Versen kam ein närrischer scythischer Kerl, der allerlei abgeschmackte und thörichte Possen vorbrachte, worin kein gesunder Verstand war, und durch deren Herplappern er bei allen Anwesenden ein Gelächter erweckte. Es kam noch ein anderer Bucklichter und sonst ungestalter Lustigmacher, der bald lateinisch, bald hunnisch, bald gothisch durcheinander redete und Allen ein solches Lachen abnöthigte, daß sie fast nicht wieder aufhören konnten. Attila aber blieb allezeit bei einerlei Gesicht und ohne alle Veränderung."

Tamerlan, dessen gewöhnliche Redensart war, daß er keinen Fürsten für sicher auf dem Throne halte, wenn er nicht von vergossenem Menschenblut umflossen sei, der ganz kaltblütig Pyramiden von Menschenköpfen errichten, Tausende von Menschen rösten oder in Mörsern zerstampfen lassen konnte; dieser Mensch konnte den Spott von Dichtern, Tadel von Gelehrten, und persönliche Beleidigungen von wirklichen oder verstellten Narren ohne Rache erdulden.*)

Hochberühmt war des Khalifen Al Haruns Narr: Bahalul.

---

*) Flögel, Hofn. S. 171.

Der Khalife Harun sagte einst zu Bahalul, er solle ihm ein Verzeichniß über sämmtliche Narren der Stadt Bagdad anfertigen; der Narr meinte aber: das sei nicht so leicht und schnell zu fertigen, wenn er aber ein Verzeichniß von vernünftigen Leuten verlange, so glaube er sehr bald damit fertig werden zu können.

Ein andermal sagte Jemand im Scherz zu ihm: der Khalif habe ihm die Aufsicht über alle Bären, Wölfe, Füchse und Affen des Reiches übertragen, worauf Bahalul rasch entgegnete: Sage mir, wer mir die Aufsicht über das ganze Land übertragen hat, und wodurch ihr Alle meine Unterthanen geworden seid.

Ein Anderer fragte ihn, woher es komme, daß, wenn der Tag da sei, Jedermann aufstehe und der Eine dahin, der Andere dorthin gehe? Die Ursache davon, sagte Bahalul, liegt vor Augen, denn wenn Jeder nach einem Ort hin gehen wollte, und wenn alle Menschen an einem Platze zusammen kämen, so würde in der Welt Alles drunter und drüber gehen. (Damit wollte er sagen, der Unterschied in den Neigungen und Beschäftigungen der Menschen sei eine Wirkung der Vorsehung, die durch diese Verschiedenheit, ohne welche alle Beschäftigungen des natürlichen und bürgerlichen Lebens in Unordnung gerathen würden, die Ordnung und weise Regierung der Welt in ihrer Fortdauer sichern.)

Als Bahalul eines Tages in den Audienz-

saal des Khalifen kam, und den Thron leer sah, wollte er sich auf denselben setzen. Kaum bemerkten dieses die Thürhüter, so stürzten sie auf ihn los, und prügelten ihn ob dieser Frechheit derb durch. Bahalul schrie fürchterlich, so daß der Khalif, der eben eintrat, von den Thürhütern sich den Vorfall erzählen ließ. Sogleich nahm auch Bahalul das Wort. „Ich weine nicht über meine Prügel," sagte er zum Khalifen, „sondern rein aus Mitleiden zu dir, wenn ich bedenke, wie viel Schläge Du erdulden mußt, da du täglich auf diesen Thron sitzest, wenn ich, der ich mich nur ein einziges Mal in meinem Leben darauf setzen wollte, eine nicht geringe Anzahl von Schlägen habe aushalten müssen."

Der Khalife fragte einst Bahalul, warum er nicht heirathe, er würde dann Gesellschaft und Jemand um sich haben, der für ihn Sorge trage. Er wolle ihm eine junge wohlgebildete, vermögliche Frau verschaffen. Bahalul ließ sich endlich bewegen, in die projektirte Heirath zu willigen. Nach beendigter Hochzeitsfeierlichkeit ging er mit seiner Frau zu Bette. Allein kaum lag er in demselben, so sprang er plötzlich auf und entfernte sich über und Hals Kopf aus der Stadt.

Der Khalif, als er dieß erfuhr, ließ ihn sogleich überall suchen und wieder zurückbringen. „Was machst du denn für albernes Zeug?" fragte er ihn; „du hast mir," entgegnete der

Narr, „durch diese Heirath alle Arten von Vergnügen versprochen, aber ich sah mich plötzlich in allen jenen schönen Hoffnungen getäuscht, denn kaum hatte ich mich im Bette bei meiner Frau befunden, als ein eigenthümliches, unheimliches Getöse in ihrem Leibe entstund, das immer ärger wurde, so daß ich mehrere verschiedene Stimmen deutlich unterscheiden konnte, wovon die eine von mir ein Kleid, die andere ein Hemd, eine dritte Haube und Schuhe, eine vierte Brod, Reiß, Fleisch und Leckerbissen aller Art verlangte. Zudem hörte ich Kinderstimmen schreien und weinen. Das Alles machte den peinlichsten Eindruck auf mich und es kam mir plötzlich vor, als würde ich statt der Ruhe und Annehmlichkeiten, die ich zu finden hoffte, noch ein viel größerer Narr werden, als ich jetzt schon bin, wenn ich länger bei meiner Frau geblieben und Vater einer zahlreichen Familie geworden wäre."

Ein Anderer, der entweder wirklicher Narr war, oder sich nur so stellte, wollte für Gott den Allmächtigen angesehen werden. Der Khalif hielt ihn aber für einen Betrüger und befahl, man solle ihm denselben vorstellen. Um die Wahrheit aus ihm herauszubringen sagte er zu ihm: Es unterstand sich einmal ein närrischer Mensch, sich für einen göttlichen Propheten auszugeben. Gleich bei der ersten Prüfung entdeckte ich seinen Betrug und ließ ihm den Kopf abschlagen.

Was sagst du dazu?" — „Da hast du ganz recht und als mein getreuer Knecht gehandelt, denn dem Kerl hatte ich nie einen Auftrag gegeben, mein Prophet zu sein." Diese geschwinde und mit aller Ruhe gegebene Antwort machte den Khalifen verlegen: er wußte nicht, wie er entscheiden sollte, neigte sich zur Güte und der Narr ward entlassen.

Als Mahmud, Sultan von Ghesna, Indien erobert hatte, waren die Einwohner durch Plünderungen und Auflagen, die er gemacht hatte, sehr mitgenommen worden. Einst saß er im Divan und unterhielt sich mit seinen Edlen, als ein Narr in den Saal trat, weit und breit sich umsah, viel mit sich selbst sprach, und überhaupt that, als ob niemand zugegen wäre. Der Fürst bemerkte ihn, und ließ ihn fragen, was er wolle? Er antworte, daß ihn hungerte und er wünsche sich vor allem einen gerösteten Schöpsschwanz. Der Sultan befahl zum Spaß, eine gewisse Wurzel rösten zu lassen, die, ihrer Form nach, mit diesen Schwänzen, die in manchen morgenländischen Gegenden sehr fett und von außerordentlicher Größe sind, viel ähnliches hat. Dieses Gericht setzte man dem Narren vor, der es sehr gefräßig verschlang. Der Sultan fragte ihn, wie es ihm schmecke? er antwortete: „es wäre ganz vortrefflich zubereitet gewesen, allein er hätte es doch leicht merken können, daß unter seiner

Regierung die Schaafsschwänze lange nicht so fett und wohlschmekend wären, als in vorigen Zeiten. Mahmud merkte das Beissende dieser Antwort und erleichterte dem Volke seine Lasten.

Diese Anekdote zeigt wenigstens, daß excentrische Reden von excentrischen Personen oft einen wirksameren Einfluß auf das Gemüth äußern können, als die ernsthaftesten Vorstellungen.

Die türkischen Kaiser haben von jeher stets Narren an ihrem Hofe gehabt, worüber — nach Flögel — Nicolaus Höniger v. Königshofen an der Tauber folgendes sagt: „Nach diesen Allen hat der türkische Kaiser auch viel Hofnarren, Lotterbuben, Gaukler, Kämpfer und Fechter, die hat der türkische Kaiser zu seiner Wollust und Kurzweil, Peluiarder in ihrer Sprache genannt und sind aus mancherlei Landesart zusammengebracht. Diese müssen ofermals vor dem türkischen Kaiser ringen, springen, fechten, gaukeln, tanzen und andere Possen mit den Armen und Händen treiben und sind allesammt ledige Personen, etliche auf die 35 Jahre alt, aber sind nicht leibeigen wie die andern, sondern haben täglich ihr ordentliches Einkommen, etliche 15, etliche 10 Asper zum Lohn. Sie gehen allezeit nackend mit bloßem Leib, weder allein, daß sie die Scham mit einem ledernen starken Schurz bedecken, der ist mit Oel geschmiert, und bisweilen werfen sie einen

Filzmantel über den bloßen Leib, gehen ohne Hemden und andere Kleider und tragen auf dem Kopf ein klein dünnes Paretle von Lämmerhäuten oder Federbüschen gemacht, und wann sie für den Kaiser kommen, auf den Pallast, werfen sie die Mäntel von ihnen und ergreifen einander bei den Armen und treiben viel seltsam und mancherlei Gaukelwerk und kurzweilige Possen mit Pflizen, breiten Peitschen und beißen in die Arm und Bein.“ *)

Ein anderer Schriftsteller, den Flögel citirt, Ricaut, gedenkt auch der stummen Schalksnarren am türkischen Hofe. „Man sieht — citirt Flögel — außer den Edelknaben noch eine Art Diener am ottomannischen Hofe, welche man Bizehami nennt, das ist Stumme, welche von Natur taub und mitunter auch stumm sind Derselben sind ungefähr 40 und sind des Nachts in den 2 Kammern der Edelknaben, des Tags stehen sie vor der Mosquea, oder Kirche der Edelknaben, da sie sich in der Sprache der Stummen üben, welche in vielerlei verschiedenen Zeichen besteht, durch deren Hilfe sie einander vollkommen wohl verstehen können, nicht allein in gemeinen und schlechten Dingen, sondern auch eine Historie mit allen ihren Um-

---

*) Flögel S. 175. 176. (Nic. Höniger, Hofhaltung des türk. Kaisers. Thl. I. S. 39. Basel 1596. Fol.)

ständen, oder etwa Fabeln von ihrer Religion und dem Gesetz des Alcorans, kurz alles, was andere Menschen mit der Zunge thun, zu erzählen. Es sind acht oder neun von den ältesten unter ihnen, welche man die stillen Favoriten nennt. Diese warten in der großen Kammer auf, da sie dem Großtürken anstatt der Schalksnarren die Zeit vertreiben. Er stößt sie bisweilen mit Füßen, bisweilen läßt er sie in Brunnen werfen, bisweilen müssen sie auch einander schlagen. Im Uebrigen ist diese Sprache der Stummen an dem ottomannischen Hofe so gewöhnlich, daß fast Jedermann sie versteht, und sich darin ausdrücken kann; insbesondere aber diejenigen, welche oft bei dem Sultan sind, denn man hält es für eine Grobheit, wenn Jemand in dessen Gegenwart mit der Zunge redet." *)

Von den Arabern ging die Mode der Narren auf die Türken über und einer der berühmtesten dieser türkischen Hofnarren war Nasuddin (oder Nasureddin) Chodscha unter Kaiser Bajazet dem ersten. Er war so berühmt als unser Eulenspiegel, aber auch ebenso platt und schweinigelnd. Durch einen Schwank verhinderte er einst die von Tamerlan beschlossene Plünderung seiner Geburtsstadt Jengi Schecher

---

*) Ricaut, Beschreibung des ottoman. Reichs, Frankf. 1671. (12) S. 109.

oder Neapolis. Die Bürger dieser Stadt, bei welchen sich Nasuredin aufhielt, schickten sich an, ihre Stadt zu vertheidigen, als sie hörten, daß Tamerlan gegen dieselbe heranrücke. Nasuredin widerrieth ihnen dieß ernstlich und bot ihnen an, sich selbst als einen Abgeordneten an Tamerlan gebrauchen zu lassen. Als er von Hause weggehen wollte, besann er sich, welches Geschenk wohl das geeignetste wäre den Feind zu besänftigen und dessen Gewogenheit sowohl für sich als seine Mitbürger zu erwerben und beschließt endlich, jedenfalls Früchte zu wählen. Doch sagte er, Rath zur Zeit der Noth ist stets eine gute Sache, ich will also meine Frau vorher um Rath fragen. Was sollte wohl — sagte er zu ihr — Tamerlan am angenehmsten sein, Feigen oder Quitten? — Quitten, antwortete sie, denn sie sind größer und schöner, und also ist es, nach meiner Meinung, glaublich, daß sie ihm auch angenehmer sein werden. Hierauf sagte er: so gut auch sonst in zweifelhaften Fällen ein Rath ist, so ist doch der Rath einer Frau niemals gut; daher will ich Feigen mitnehmen und keine Quitten. Er sammelte also Feigen zusammen und begab sich in aller Eile zu Tamerlan. Als diesem angesagt ward, der berufene Nasureddin Chodscha sei als Abgesandter der Stadt in seinem Lager angekommen, befahl er, denselben vorzuführen und zwar mit entblöstem Haupte. Weil er aber be-

merkte, daß derselbe eine Glaze hatte, so gab er Befehl, seine überbrachten Feigen ihm alle einzeln an den Kopf zu werfen. Die Diener vollzogen den Befehl aufs Genaueste und Nasureddin rief bei jedem Wurf überlaut und ganz ernsthaft Gott sei Dank! Gott sei Dank! Tamerlan war begierig, die Ursache dieses Ausrufs zu wissen, und Nasureddin sagte ihm: ich danke Gott, daß ich dem Rath meiner Frau nicht gefolgt habe; denn wenn ich, wie sie mir gerathen hat, statt der Feigen Quitten gebracht hätte, so würden sie mir den Kopf eingeschlagen haben.

Einst, als Bajazet gegen einen großen Theil seiner Offiziere aufgebracht war, und schon seinen Divan, der ihnen das Urtheil sprechen sollte, versammelt hatte und seine bestürzten Minister auf Mittel dachten, so vielen Unglücklichen das Leben zu retten, befreite sie Nasureddin aus ihrer peinlichen Lage, indem er das Wort nahm und sagte: „Sultan, laß die Leute aufhängen, sie sind Verräther; eile, dich von ihnen zu befreien!“ Bajazet billigte seinen Rath. „Wozu sind sie uns auch nütz?“ fuhr Nasureddin fort; „Timur nähert sich mit einer Armee; nimm du die Standarte in die Hand; ich will Trommler sein, wir wollen ein Treffen liefern, und wir, wir allein wollen den Tartaren wahrhaftig genug zu schaffen machen.“ Bajazet antwortete hierauf nichts, aber einige Augenblicke darauf begnadigte er alle.

Als eben dieser Nasureddin nachher mit Tamerlan näher bekannt wurde, machte er demselben ein Geschenk von zehn Stücken frühzeitiger und frisch abgebrochener Gurken, und bekam dafür von ihm zehn goldene Kronen. Einige Tage hernach, als die Gurken bei zunehmender Jahreszeit schon häufiger zu bekommen waren, ladet er derselben einen ganzen Karren voll auf und führt sie zu Tamerlan. Der Thürhüter aber will ihn nicht hineinlassen, bis er ihm verspricht, daß er ihm die Hälfte des Geschenks gebe, denn er dachte an das vorige Geschenk für die zehn Gurken. Nasureddin wird zum Tamerlan hineingeführt, und als dieser ihn fragte, zu welchem Ende er komme, so sagte er, er habe ein Geschenk von einer noch weit größeren Anzahl Gurken gebracht, als die vorigen gewesen wären. Tamerlan befiehlt, man solle ihm für jede Gurke einen Stockschlag geben. Es waren aber fünfhundert Gurken. Nasureddin hielt die Hälfte dieser Stockschläge ganz geduldig aus; alsdann rief er aber, daß er seinen Theil richtig empfangen habe, und hoffe, der König werde seinem Thürhüter gleichfalls Recht widerfahren lassen. Der König wollte wissen, was er damit meine? „Ich habe mit Deinem Thürhüter — antwortete er — einen Vergleich getroffen, daß er die Hälfte von meinem erwarteten Geschenke haben solle, wenn er mich einlasse. Als der Thürhüter, herbeigerufen, des Vergleichs geständig

war, so empfing auch er seinen Antheil und mußte die übrigen 250 Schläge aushalten*).

Fast die gleiche Anekdote wird von einem Bauern erzählt, der einem Könige von Frankreich, Philipp v. Valois, seinen verlornen Sperber wieder brachte.

Derartige lustige Einfälle hatte Nasureddin Chodscha eine Menge. „Wißt ihr meine werthen Zuhörer, was ich euch sagen will?" rief er einst. „Nein." „Nun ich weiß es selbst nicht!" Ein andermal that er dieselbe Frage, und als man ja sagte, erwiderte er: „Nun so brauche ich es euch nicht erst zu sagen!" Zum drittenmal erschollen Stimmen: „Nein, nein!" und wieder Stimmen: „Ja, ja," und er sprach lachend: „nun so mögen es diejenigen, die es schon wissen, denen sagen, die es noch nicht wissen."

Dieser Narr war aber durch seine Lage unendlich nützlicher als unser Tyll Eulenspiegel, und rettete manchem Unschuldigen das Leben, wenn der jähzornige Bajazet sich übereilen wollte. Er rettete sich einst selbst durch einen wahren Eulenspiegelstreich, da er verurtheilt war, auf einen hohen freistehenden Baum zu steigen, der dann umgehauen werden sollte. Die Menge versammelte sich, seine Purzelbäume mit anzu-

---

*) de la Croix, Gesch. des osmannischen Reichs, Leben Bajazets.

sehen, aber Chodscha war kaum oben, so hob er seine Kleider in die Höhe und pißte und hofirte auf die Umstehenden. Bajazet lachte und erlaubte ihm nach dieser Herzenserleichterung wieder herabzusteigen.

Von Mandelslohe erzählt in seinen morgenländischen Reisen, daß der Großmogul die Hofnarren ausnehmend geliebt und einst seinem Lieblinge, der wegen eines eingenommenen Abführungsmittels sich entschuldigen ließ, eine Anzahl Bajaderen (Tänzerinnen und Sängerinnen) ins Haus geschickt habe mit dem Befehle, daß sie alle in des Patienten Zimmer hofiren sollten; der Narr empfing sie und sagte: „Thut, wie euch befohlen worden ist, aber wehe der, welche dabei pißt oder von hinten plaudert, denn das ist Keiner befohlen," und so rettete er sein Zimmer von der Umwandlung in einen Abtritt.

Die vortheilhafteste Ausnahme unter diesen Spaßmachern machte der Dichter Hamédi Kermanni, der viel bei Tamerlan galt und oft mit ihm in die Bäder mußte. Der Großchan fragte: „Wie hoch schätzest Du mich?" „Dreißig Aspern." „Aber siehe, das Tuch da, womit ich mich eben trockne, ist ja so viel werth!" „Das habe ich auch mitgerechnet," sagte Hamédi. Es war stark, wenn es wahr ist.

Noch heute gibt es in Persien Possenreißer

von Profession, die Lootes genannt werden und zu jeder Tageszeit Zutritt zu den Großen haben, um ihnen wahre oder erdichtete Anekdoten zu erzählen; viele rechtschaffene Männer sollen um der lieben Ruhe willen diesen verächtlichen Narren Jahrgelder zahlen, sie beschenken und bewirthen; man bezeugt einem solchen allen möglichen Respekt, wenn man einmal weiß, daß er das goldene Ohr des Regenten ist. —

Possenreißer ungebildeter Völker neuerer Zeit.

Der letzte mexikanische Kaiser Montezuma hatte bei der Tafel immer drei bis vier Lustigmacher oder Possenreißer um sich. Diese suchten ihn auf alle mögliche Weise zu belustigen und setzten ihre größte Ehre darein, wenn sie ein allgemeines Gelächter erwecken konnten. Selbst wenn sie hie und da die der Majestät schuldige Ehrerbietung und Ehrfucht verletzten, wurde ihnen dieß ihrer Kurzweil wegen zu gut gehalten. Montezuma aber pflegte zu sagen: er erlaube diesen Leuten aus keinen andern Ursachen den Zutritt, als deßwegen, weil er durch sie bisweilen die Wahrheit erfahre.

Der Kaiser in Monomotapa ging, wenn anders die Nachrichten richtig sind, niemals aus, ohne von 500 Hofnarren begleitet zu seyn.

Auch die Kamschadalen hatten Leute, die sich an Festtagen als Lustigmacher gebrauchen ließen. Ihre Possen aber waren stets von der Art,

daß sie nicht wohl erzählt werden können. Sie ließen sich als Hunde nackend vor Schlitten spannen, ließen sich als Hunde behandeln und benahmen sich in Allem ganz wie das Hundegeschlecht. Sie haben auch Comödien, die entweder neue Sitten und Manieren ankommender Leute, oder närrische Stellungen, Worte und Begebenheiten ihrer Nation darstellen. Sobald jemand auf Kamtschatka kommt, ist das erste, daß er einen neuen Namen in ihrer Sprache erhält, von einer Eigenschaft, die ihnen zuerst in die Augen fällt. Sie wissen als ächte Mimen diejenige Person, welche sie im Auge haben dergestalt mit Geberden oder auch mit Worten nachzuahmen, daß man sogleich merken kann, auf wen es abgesehen ist, ungeachtet man solches nicht hinter ihnen suchen sollte.

Zu ihren Ergötzlichkeiten nehmen sie mehr die Nacht als den Tag; sie erzählen sich dabei auch Historien von ihrem Kutka, dem größten unter ihren Göttern und Schöpfer des Himmels und der Erde. Sie halten sich selbst aber viel klüger als ihren Gott und niemand für thörichter, unsinniger und dummer, als ihren Kutka. Sie halten ihn deßhalb aller Verehrung für unwürdig, bitten weder etwas von ihm, noch danken sie ihm, sondern treiben mit keiner andern Sache mehr Kurzweil, als mit ihrem Schöpfer Kutka. Sie sagen: wenn er klug und vernünftig gewesen wäre, so würde er die

Welt viel besser gemacht, nicht so viele Gebirge und Höhen mit unübersteiglichen Klippen darein gesetzt und keine so schnellen und seichten Ströme erschaffen haben, noch bis auf diese Stunde so große und lange anhaltende Stürme und Regen verursachen; dieses sei alles aus Dummheit und Unverstand geschehen. *)

Die Neger der westlichen Küste Afrika's hatten eine Art von Possenreißer, welche sie Guirioten nannten, und die so ziemlich die Stufe der Barden bei den Irrländern und alten Britten einnahmen. Jobson nennt sie Juddies, was er durch Fiedler übersetzt. Barbot sagt, daß Guiriot in der Sprache der Schwarzen jener Gegend einen Possenreißer bedeute, und daß sie eine Art von Schmarozer seien. Die Könige und Großen des Reichs hatten zwei, drei oder mehrere von diesen Guirioten zu ihrer und ihrer Gäste Belustigung. Jobson sagt, — führt Flögel an — daß, so oft ein König oder vornehmer Herr von den Völkern um die Gambra zu den Engländern, die auf dem Flusse Handel trieben, gekommen, sie stets ihre Juddies oder Musikanten mit sich gebracht haben. Diese Juddies haben, wie er sagt eine vollkommene Aehnlichkeit mit den englischen Meistersängern oder

---

*) Georg Wilhelm Stellers Beschreibung von Kamtschatka; Frankfurt und Leipzig 1774. S. 253. 341. 342.

Harfenschlägern; sie sitzen auch auf eben diese Art etwas abgesondert von der Gesellschaft auf der Erde. Sie begleiten die Musik mit Gesängen die gewöhnlich den Ruhm des alten Geschlechts ihrer Könige und die Heldenthaten ihrer Vorfahren zum Gegenstande haben, oder auch zum Andenken an andere denkwürdige Ereignisse verfaßt sind. Oft singen sie auch aus dem Stegreife ein Lied zu Ehren der weißen Männer, wofür sie eine Belohnung erwarten *).

Obgleich die Schwarzen keinen Witz und kein Genie haben, so hören sie es doch gerne, wenn man ihnen damit schmeichelt und diesen Dienst verrichten bei ihnen die Guirioten. Diese tragen eine vier bis fünf Fuß lange Trommel, die aus einem hohlen Baumstamme gefertigt ist, und welche sie entweder mit den Händen oder mit Schlegeln rühren. Sie haben auch Trommeln welche Körben ähnlich sehen und über welche kleine Saiten gespannt sind, die sie mit der einen Hand greifen indem sie mit der andern auf die Trommel schlagen.*) Barbot sagt, daß die Guirioten allein den Vorzug haben, die Olampa oder die große lange königliche Trommel, die aus feinem Ziegenleder gemacht ist, vor dem Könige, wenn er in den Krieg geht, herzutragen. Diese Trommel hängt der

---

*) Jobsons Goldküste S. 105. (vrgl. Flögel.)

Guiriot an seinen Hals und schlägt sie mit kleinen Schlägeln oder den Händen, schreit dazu mit einer erbärmlichen Stimme und singt Worte ohne allen Sinn und Verstand in allerlei Tönen!

Den Schwarzen macht das Lob der Guiriotten so viel Vergnügen, daß sie es ihnen reichlich belohnen; sie ziehen sogar ihre Kleider aus, um diese verächtlichen Schmarozer damit zu beschenken! Wenn diesen Taugenichtsen ihr erwarteter Lohn je einmal unterbleibt oder unter ihrer Erwartung ist, so fangen sie an zu schimpfen, ersinnen über die Person, welche ihrer Erwartung nicht entspricht, das Schlimmste, verbreiten es im Dorfe und widerrufen alles Lob, das sie je von ihr gesagt haben und dieß halten die Schwarzen für die größte Beschimpfung, die ihnen je widerfahren könnte.

So ist es auch eine sehr große Ehre, wenn der Guiriot des Königs Jemands Lob besingt und es ist ihm stets eine gute Belohnung sicher, die öfters aus einigen Rindern oder einem beträchtlichen Theil des Vermögens besteht. Wie La Mairie berichtet, sangen sie auch öfters die Franzosen an, ohne jedoch ihren habsüchtigen Zweck, denselben eine Belohnung abzulocken, zu erreichen.

Der gewöhnliche Sinn und Inhalt der Gesänge und Reden dieser Possenreißer ist, wie Flögel aus Barbots Beschreibung von Guinea anführt, ungefähr dieser: „Er ist ein großer

Mann, oder ein großer Herr; er ist reich, er ist mächtig, er ist edel; er hat Sangara oder Branntwein geschenkt, und solch elendes Zeug mehr, was sie mit so abscheulichen Stimmen und Geberden wiederholen, daß ein Jeder die Geduld verliert, nur die Schwarzen nicht. Man darf aber nichts an ihren Gesängen tadeln, sondern muß alles loben. Unter allen Ausdrücken, welche ein solcher Guiriot gegen einen französischen Bedienten gebrauchte, wiederholte er öfters den, daß er der vornehmste Sclave des Königs sei, was er für ein großes Compliment hielt."

Die Musikanten werden für reich gehalten, und ihre Weiber haben mehr Crystall, blaue Steine und gläserne Perlen an sich hängen, als die Weiber des Königs. Es ist aber meistentheils lüderliches Gesindel. Merkwürdig ist es aber, daß bei aller Neigung des Volks ein Musikant bei ihnen dennoch in großer Mißachtung steht und daß man ihnen ein Begräbniß mit den gewöhnlichen Ceremonien versagt: sein Leichnam wird aufrecht in einen hohlen Baumstamm gestellt, wo er verfaulen muß, weil sie behaupten, daß diese Sänger einen vertrauten Umgang mit ihrem Teufel Ho=re haben. Labat stimmt hierüber fast in Allem mit Jobson überein. Er sagt, daß die meisten Neger, besonders die Gesitteteren unter ihnen, diese Sänger für unehrlich halten; es werde ihnen dieß jedoch bei

ihren Lebzeiten nicht zu erkennen gegeben, weil sie ihnen zum Vergnügen unentbehrlich seien. Sobald sie aber todt seien, so trete dieser Abscheu unumwunden hervor, indem ihren Weibern und Kindern nicht gestattet werde, sie unter die Erde zu bringen, auch nicht einmal in die See oder in einen Fluß zu werfen, denn sie bilden sich ein, daß die Erde einen weiten Raum um ihr Grab herum nichts trage, und daß das Wasser von ihnen vergiftet werde. Indessen können sie keine Ursachen für dieses harte Verfahren anführen als die Gewohnheit. Die Verwandten dieser Trommelschläger sind also genöthigt, den Leichnam in einen hohlen Baum zu stecken, bis er daselbst entweder von Raubthieren aufgezehrt wird oder verfault *)

Wie die Natur — sagt Flögel — die nothwendigsten Producte zu den menschlichen Bedürfnissen am häufigsten in allen Ländern des Erdbodens ausgebreitet hat, so allgemein findet sich auch die Neigung zum Komischen und liegt so tief in der menschlichen Natur eingegraben, daß man sie für ein allgemeines Bedürfniß des menschlichen Geistes und der Menschheit halten muß. Gesittete und ungesittete Menschen lachen beide gern und wenn nur die Jahre und Um-

---

*) Labats westliches Afrika II. S. 277. Allgemeine Historie der Reisen III. S. 203. (welche Flögel citirt).

stände darnach sind, so suchen sie sich das Lächerliche zu verschaffen, es koste, was es wolle. Daher findet man auch in keinem Stücke größere Aehnlichkeit unter gebildeten und ungebildeten Völkern als in der unwiderstehlichen Neigung zum Komischen. Man hat immer geglaubt, Deutschland allein habe einen Eulenspiegel hervorgebracht; allein man wird nicht leicht in Europa ein Land finden, das nicht seinen Eulenspiegel gehabt hätte oder noch hat. Daß aber auch unter ungebildeten Völkern Eulenspiegel hervorkeimen, wird man schwerlich glauben, und doch ist nichts gewisser, als daß die Neger auf der Goldküste von Guinea so gut ihren Eulenspiegel haben, als die Deutschen.

Die Neger — fährt Flögel fort — haben unter sich eine alte Sage von den Ränken, Schwänken und Schelmenstücken eines gewissen Nanny, den man mit Recht den Eulenspiegel der Neger nennen kann. Da sie fast gar nichts zu verrichten haben, sondern bei Tag schlafen, so kommen sie beim Mondschein zusammen, sitzen vor ihren Thüren, wohl gegen fünfzig in einem Haufen und die Alten erzählen alsdann den Jungen von diesem Nanny. Die Jungen finden an den Ränken und Betrügereien desselben einen ganz besonderen Geschmack und wünschen sich nur, recht bald eine Gelegenheit zu finden, diesem Eulenspiegel nachzuäffen. Die

Tradition von diesem Eulenspiegel stammt sogar aus ihrer Mythologie und ist in ihre Religion als ein Mährchen verwebt. Eine große, schwarze Spinne nämlich, in der Negersprache Nanny, hat auf Gottes Befehl die ersten Menschen erschaffen, oder, nach der Meinung der Neger richtiger, Nanny mußte der Stoff oder die Materie dazu sein, und Gott machte Menschen daraus. Nanny war fleißig und spann Stoff zu einer Menge Menschen, bis sie nicht mehr konnte. Nanny erwartete hierauf für ihre Mühe einigen Dank von den Menschen, sie liefen aber von ihr, und der Feetis unterrichtete sie, was sie thun oder lassen sollten. Nanny schuf noch einen Menschen aus dem wenigen Stoff, den sie noch übrig hatte; dieser ward kleiner als die vorigen, und Nanny erzog ihn selber, unterrichtete ihn und legte ihm ihren Namen bei. Und dieses ist der Held, von dem ihr ganzer Roman handelt, in welchem erzählt wird, wie er ohne Arbeit leben konnte, nämlich er durfte Andere nur betrügen sobald er fähig war, den Feetis zu vexiren; z. B. wenn Nanny ihm ein junges Huhn geben sollte, so zeigte ihm seine Mutter, wie er das Fleisch essen, die Federn und Beine aber wieder zusammensetzen und die Gestalt des Huhns wieder herstellen sollte. Sollte er ein Ei liefern, so lehrte sie ihn, wie er ein Loch in dasselbe schlagen, es austrinken,

mit Erde und Sand wieder füllen und das Loch zukleistern solle: mit der Versicherung, er würde noch Ehre dabei einlegen, weil er ein so großes und schweres Ei brächte.

Wenn die Neger dieses Mährchen von Nanny erzählen, so äffen sie ihm in allen Dingen nach. Ist er von einem Orte zum andern gegangen, so geht der Erzähler gleichfalls etliche Schritte; hat er etwas gespeist, das ihm wohl schmeckte, hat er geweint, gelacht, getanzt, gehinkt, so macht es ihm der Erzähler nach. Flögel erzählt aus Römers Nachrichten von der Küste Guinea: „Dieser habe einen Neger gesehen, der dem Nanny nachgeahmt, als ihm beide Hände abgehauen wurden und der Darsteller wäre in seiner Sache so geübt gewesen, daß er vor ihm und vor andern noch einmal seine Vorstellung wiederholen und dabei portugiesisch sprechen mußte, um ihn besser verstehen zu können. Fünf oder sechs andere Schwarze mußten dabei noch zugegen sein, wovon jedem seine Rolle zugetheilt wurde. Die Geschichte ist übrigens folgende: Es trat einst im ganzen Lande ein Mißwachs und eine so große Hungersnoth ein, daß eine Bohne ein Ei kostete. Nanny hatte viele Weiber und Kinder, seine älteste und vornehmste Frau erinnerte ihn oft, Essen zu schaffen; Nanny wußte, daß sein Nachbar noch einen ziemlichen Vorrath von Bohnen

hatte; dieser war ein Schütze, und wenn er des Morgens ausging, befahl er, daß seine Kinder die Bohnen in die Sonne legen und fleißig umrühren sollen, damit keine Würmer darein kämen, sollten aber keine davon essen, bis er zurückkäme, die Portionen auszutheilen. Nanny fand sich ein, wenn der Schütze nicht zu Hause war, grüßte die Kinder und sie dankten ihm. Nanny hatte seinen ganzen Körper mit Pech oder Gummi bestrichen und bat um Erlaubniß, vor ihnen zu tanzen, weil er ein ganz neues Stück erfunden hätte, worein die Kinder mit Vergnügen willigten. Nanny fing an zu singen und zu tanzen und wälzte sich in den Bohnen, so daß viele an seinem Körper hängen blieben. Da er seinen Tanz vollendet hatte, zeigte er den Kindern seine Hände und sagte: ihr sehet wohl, daß ich nichts mit mir nehme. Nein, antworteten die Kinder. Als er nach Hause kam, nahm er die Bohnen und gab sie seiner Frau. Da nun der Schütze zurückkam, erzählten die Kinder, daß Nanny bei ihnen gewesen, und zeigen ihm den Tanz, den er sie gelehrt hatte. Endlich merkte der Schütze, daß seine Bohnen abgenommen hätten. Sein Verdacht fiel auf Nanny als den Thäter. Er ging an einem Morgen aus und verbarg sich in einem nahe bei seinem Hause befindlichen Gebüsche, und sah, daß ihn Nanny auf erwähnte Art

seiner Bohnen beraube. Er bemächtigte sich hierauf des Nanny, hieb ihm beide Hände ab und ließ ihn laufen, wohin er wollte. Nanny kam nach Hause und verbarg seine Hände unter seiner Leibbinde, fing an, mit seinen Weibern zu schelten, daß sie nicht gleichfalls Essen schafften, und sagte, er wolle ihnen künftig gar nichts mehr liefern, sondern nur die Kinder ernähren, wie er denn auch befahl, die Kinder sollten in sein Haus kommen und mit ihm speisen.

Die Weiber waren damit zufrieden, und jede trug ihre Kinder in Nannys Hütte. Nanny begab sich zuletzt zu den Kindern, verschloß die Thüre, stieß jedes mit dem Rest seiner Arme vor den Mund, und drohte, daß er ihnen gleichfalls ihre Hände abhauen würde, wenn sie nicht sagen wollten, daß sie recht gut wären gesättigt worden. Die Kinder versprachen es und schwiegen zwei Tage still; den dritten Tag aber klagten sie den Vorfall ihren Müttern, welche den Nanny überraschten und sahen, daß er keine Hände hatte.

Sie entschloßen sich nun alle, Nanny zu verlassen und andere Männer zu suchen und verabschiedeten sich von ihm. Der schlaue Nanny ging voraus, verbarg sich in ein Gebüsche, und fing an Holz zu hauen (?!) Die vorbeigehenden Weiber grüßten ihn, ohne daß

sie ihn kannten. Nanny veränderte seine Stimme, dankte auf ihren Gruß und fragte, wohin sie wollen? die Weiber erzählten ihm kurz den Vorfall und ihren Vorsatz, fragten ihn auch zugleich, ob er keine Frauen nöthig hätte? Nanny antwortete: wollt ihr meinem Rath folgen, so kehrt zurück und geht zu eurem Manne, ich hatte 20 Weiber, neunzehn aber von ihnen habe ich weggejagt, denn in dieser theuren Zeit habe ich genug an einer. Die Weiber nahmen Abschied und giengen weiter. Nanny lief wieder voraus und gab vor, er habe 50 Weiber gehabt und 49 weggejagt. Die Weiber des Nanny unterreden sich hierauf mit einander, und entschließen sich den Fetis um Rath zu fragen. Dieses hört Nanny, und agirt in eben dem Gebüsche, wo er sich verborgen hatte, den Fetis. Das Ende von diesem allem war endlich, daß die Weiber wieder nach ihres Mannes Hause zurückkehrten. Er war aber auch da schon wieder zugegen und wollte sie nicht in seine Hütte einlassen, als bis sie ihm viele vortheilhafte Bedingungen erfüllt hatten.

Mit der Vorstellung und Erzählung dieser Fabel können die Neger eine ganze Nacht zubringen und werden dennoch nicht fertig. Wollte man fragen, wie denn Nanny Holz hauen konnte, da er keine Hände hatte, (denn

der Erzähler schlägt mit den Fingern und gibt mit dem Munde einen Laut von sich, wie einer der Holz haut, ächzt bei der Arbeit und äfft den Nanny in allen Stücken nach,) so würde man das ganze Spiel verderben *).

---

*) Flögel, S. 167—170, und Römers Nachrichten von der Küste Guinea S. 43.

Narren und Lustigmacher an deutschen Höfen.

Ueber die deutschen Benennungen der Narren ꝛc.

In der deutschen Sprache finden sich viele Wörter, womit in alten und neuen Zeiten die Hof- und Volkslustigmacher bezeichnet wurden. Hieraus kann die Neigung der Deutschen zum Komischen ebenso gut bewiesen werden, als dieses z. B. bei den Italienern aus der Menge ihrer komischen Charaktere im Schauspiel geschehen ist.

Eine der ältesten deutschen Benennungen ist der Ausdruck Hans Narr, welcher schon im 15. Jahrhundert gebräuchlich war. Diese Benennung wurde jedoch mit der Zeit eine sehr verächtliche, und ging über in die geringschätzenden Ausdrücke: Hanswurst, Hansdumm, Hans in allen Gassen ꝛc.

Der Name Fatznarr wird hergeleitet aus dem ursprünglich deutschen Worte: Fazzen, welches Possen reißen und verspotten bedeutet; von diesen Ausdrücken kommen auch die Redensarten her: es läßt nicht jeder mit sich fazzen, und ein höflicher Fazzer kann eine ganze Gesellschaft lustig machen 2c.

Stocknarr wird erklärt zunächst aus dem Worte Stock und bedeutet so viel als so dumm wie ein Stock; stocken heiße so viel als Possen treiben, daher käme stockhaft närrisch, lächerlich, und ein stockhafter Mensch ein Stocknarr, oder ein Possenreißer. Uebrigens könnte das Wort Stocknarr auch vom Narrenstocke oder Narrenkolben hergeleitet werden.

Mit dem Ausdruck Speivogel wird ein munterer, lustiger Schwätzer bezeichnet, ebendaher mag auch das Wort Spaßvogel oder Spottvogel herkommen. In den Schriftstellern des 16. Jahrhunderts finden sich öfters die Redensarten: viel Gespeies treiben, so viel als schwätzen, scherzen: er trieb des losen Gespeies so viel 2c.

Pickelhäring soll seine Benennung von einem Lieblingsgerichte der Holländer erhalten haben; andere leiten diese Benennung theils von dem altdeutschen Worte „pickeln", d. h. Possen treiben, theils von „pickiren", „Picket spielen", theils von dem holländischen Wort Guichelaar, ein Gaukler, Possenreißer, her. Das Wort

Häring aber soll theils aus dem alten deutschen Worte Hringi, welches den „Vornehmsten" bedeute, herzuleiten sein, so daß Pickelhäring so viel heißen würde, als: der Vornehmste, oder Hauptnarr; theils von dem alten deutschen Worte Hring, welches im alten Deutsch eine öffentliche Versammlung bezeichnete; folglich wäre Pickelhäring so viel als ein Spaßvogel, der eine ganze Versammlung belustigt; endlich von dem Worte Haar: daß Pickelhäring so viel heiße, als ein mit Haaren bedeckter Lustigmacher, wodurch auf die Satyren der Griechen hingewiesen werden will, weil diese rauh und zottig waren. *)

Eine weitere Benennung der lustigen Person auf dem ehemaligen deutschen Theater war Courtisan, vermuthlich weil sie gegen die Zuschauer alle Pflichten eines Hofcavaliers hatte. So wie die Schauspieler des Italienischen und in den neueren Zeiten des Wiener Theaters sich Theaternamen zu wählen pflegten, so nannten sich auch früher die deutschen Schauspieler nach ihren Rollen. Der eine hieß Courtisan, der andere Königsagent, Tyrannenagent, Pantalon 2c. Solche Namen waren ihnen heilig und sie bildeten sich mehr darauf ein, als die Arkadier auf die ihrigen. Nie durften Lehrlinge sich anmaßen, solche Namen sich beizu-

*) Flögel, Gesch. des Groteskkomischen S. 145.

legen. Ehemals führten auch die Hanswurste der Marktschreier den Namen Courtisan.

Unter den komischen Charakteren der deutschen Bühne ist Hanswurst der älteste, und er scheint auch ursprünglich deutschen Herkommens zu sein. Merkwürdig ist es, daß die komischen Charaktere von jeher und fast überall einen Beinamen von einer Lieblingsspeise des Volks erhalten haben (denn es gibt eine Art von Lustigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert und so sehr liebt, daß er sie, nach dem gewöhnlichen Sprüchwort „aufessen möchte"); in Holland nennt man sie Pickelhäringe, in Frankreich Jean Potage, in Italien Maccaroni (von einer Art Nudeln), in England Jack Pudding und in Deutschland kann man wohl sagen: Hanswurst.

Ein weiterer komischer Charakter auf der deutschen Bühne war auch der Harlekin, der aus Italien nach Deutschland verpflanzt worden ist. Dieser Charakter verlor sich, obwohl sogar Lessing ihn mit viel Eifer und Wahrheit vertheidigte, wie auch der Hanswurst — von der deutschen Bühne, ohne bis jetzt in Deutschland seine Restitution nicht wieder erlangt zu haben.**)

Athenäus erzählt aus dem Posidonius von Apamea, daß die alten Celten in ihren Kriegen

---

*) Flögel, Gesch. des Groteskkomischen S. 144. 145. 146—151.

gewisse Parasiten mit sich geführt, die ihr Lob theils in volkreichen Versammlungen, theils bei Privatmahlzeiten besingen mußten und daß die Verfertiger dieser Lieder Barden geheißen wurden. So ehrwürdig in diesen alten Zeiten der Stand eines Barden war, so ist doch nichts gewisser, als daß sie mit der Zeit in possenreißende Bänkelsänger ausgeartet sind.

Addison sagt, wie Flögel anführt: „Es war vor diesem in allen englischen vornehmen Häusern gebräuchlich, einen eigenen Hausnarren in seiner eigenthümlichen Kleidung zu halten, damit der Erbe des Geschlechts Gelegenheit hätte, ihn zu verspotten und sich an seinen Thorheiten zu belustigen. Aus eben dieser Ursache sind auch noch an den meisten deutschen Höfen solche dumme Leute in Ansehen. Es ist kein Prinz, der irgend eine große Pracht liebt, zu finden, welcher nicht zwei oder drei ordentlich so gekleidete, von allen andern unterschiedene und in seiner Hofstaat umstreitige Narren haben sollte, mit denen die übrigen Hofbedienten beständig ihre Kurzweil treiben."

„Dieser Ausspruch von Deutschland — sagt Flögel — hat jetzt (1790) seine Wahrheit verloren, da die Hofnarren an allen deutschen Höfen so viel ich weiß, abgeschafft sind." *)

---

*) Flögel, Hofnarren. S. 184.

Hofnarren und Lustigmacher am deutschen Kaiserhof.

Ohne Zweifel haben sich schon am Hofe Kaiser Carls des Großen noch einige, vielleicht damals schon ausgeartete Nachfolger der alten Barden befunden, welche durch Musik, Gesang und Possenreißen ihren Unterhalt verdienten. Wenigstens war Carl der Große ein Liebhaber von den damals noch übrigen Bardengesängen, welche allenthalben aufgesucht, gesammelt, von seinem Nachfolger Ludwig dem Frommen aber als heidnisch vernichtet wurden.

Im 11. und 12. Jahrhundert kommt in den deutschen Chronikschreibern vieles von den Mimen, Scurren und Joculatoren vor, welche Dichter, Sänger, Musikanten, Gaukler, Lustigmacher, und eigentlich Minstrels waren, die an den Höfen der Fürsten und reichen Edelleute herumzogen, um sie bei vorkommenden Festen und andern Gelegenheiten gegen Bezahlung zu belustigen. Bei der Vermählung des Kaisers Heinrichs III. zu Ingelheim im Jahre 1043 fand sich eine unendliche Menge solcher Leute ein, die aber der Kaiser, weil er keinen Gefallen an ihnen hatte, ohne Speise und Geld sehr traurig fortschickte.

Im 12. und 13. Jahrhunderte kommen sie eben noch so häufig vor, als in den vorigen

Zeiten. Man bemerkt sogar den Widerspruch, dem dergleichen Leute in den alten und neuen Zeiten ausgesetzt waren: daß sie nämlich von Menschen geehrt, von den Gesetzen dagegen verfolgt wurden. Die Fürsten und andere Großen hegten sie an ihren Höfen und der „Sachsenspiegel" erklärt sie für rechtlos (ehrlos) und wenn sie starben, fiel ihre Erbschaft dem Staate anheim.

Im 12. Jahrhundert kommt ein Stocknarr vor, der den Kaiser Friedrich den Rothbart ums Leben bringen wollte. Als sich dieser in Italien befand, suchten ihm die Mailänder mit Gewalt beizukommen. Als dieß nicht gelang, sollte Hinterlist die Stelle der Gewalt ersetzen. Sie bestachen seinen Hofnarren, welcher sich durch seine Possen beim Kaiser beliebt zu machen gewußt hatte, ihn bei erster Gelegenheit zum Fenster hinauszustürzen. Dieser, als ein großer Kerl, faßte wirklich den Kaiser und hätte ihn auch zum Fenster hinausgeworfen, wenn er sich nicht an einer Säule gehalten hätte, bis seine Diener auf sein Geschrei herbeieilten, den Hofnarren ergriffen und zum Fenster hinabstürzten, daß er den Hals brach.

Auch von einem zweiten Hohenstaufen, dem Enkel Friedrich des Rothbarts, Kaiser Friedrich II., läßt sich bei seinem heitern, jovialen Charakter erwarten, daß er Freude an Lustigmachern gehabt habe, wenn es auch die Geschichte nicht

bezeugte. Dieß wußte seine nächste Umgebung sehr wohl, daher sie, als er im Juli 1235 seine Vermählung mit der Prinzessin Isabella zu Worms feierte, überall her Lustigmacher und Possenreißer kommen ließen, welche mit Gaben und Geschenken reichlich bedacht wurden. Aber zuletzt stieg — wie Raumer sagt — die übermüthige Lust an Scherzen, Spielen und Schauspielen auf einen solchen Grad, daß der diesen Dingen keineswegs abgeneigte Kaiser doch zuletzt die verschwenderischen Geschenke an Schauspieler, oder vielmehr an Gaukler, Kunstreiter und Possenreißer mißbilligen mußte.*)

Kaiser Rudolf I. soll einen Hofnarren Namens „Pfaff Cappador" gehabt haben, von dem aber sonst nichts bekannt ist. Nur finde hier die Bemerkung einen Platz, daß sich in den damaligen Zeiten die sogenannten Pfaffen oder Welt-Priester bei großen Herren bisweilen als Hofnarren gebrauchen ließen.

Kaiser Maximilian I. wäre in seinen jüngeren Jahren durch die Unvorsichtigkeit seines Narren auf einem Schlosse in Tyrol beinahe ums Leben gekommen, wie im Theuerdank ganz ausführlich erzählt wird. Mit eben diesem Schalksnarren soll sich Kaiser Maximilian einst in Tyrol in ein Gefecht mit Schneeballen ein-

---

*) Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. III. Bd. S. 379.

gelassen haben, wo der letztere mit einem sehr festen Schneeball so ins Auge getroffen wurde, daß er es beinahe verloren hätte.

Der berühmteste und klügste unter seinen Hofnarren war aber Kunz von der Rosen, welcher hier die Reihe eröffnen soll.

Kunz oder Conrad von der Rosen war ein vertrauter Günstling des Kaisers, der sich durch seine Treue und lustigen Einfälle so beliebt bei ihm gemacht hatte, daß er ihn immer um sich haben mußte. Als Maximilian, da er noch Erzherzog von Oesterreich und Burgund war, den König von Frankreich, Ludwig XI., in einer merkwürdigen Schlacht schlug, worin viele Tausend Franzosen fielen, so entkam doch ein großer Theil der Reiterei, welche ein Graf von Ravenstein befehligte, den Franzosen durch die Flucht. Begleiter des Grafen auf derselben war unter andern auch Kunz von der Rosen. Als ihm nun einst Jemand in Gegenwart des Grafen den Vorwurf machte, daß er so eilfertig das Hasenpanier ergriffen hätte, sagte Kunz: das ist wahr, aber der Graf Philipp war noch hurtiger, denn er war zwei Meilen voraus. Er wendete sich hierauf zu dem Grafen und fing an über seine Flucht zu scherzen, indem er sagte: Herr von Ravenstein, Ihr mußtet damals ein vortreffliches Pferd haben, flog es doch wie ein Vogel in der Luft! denn da ich wegen Ermüdung meines Pferdes

still halten mußte, so gabet Ihr Eurem Pferde die Sporen und eiltet noch zwei Meilen vorwärts.

„Als Maximilian" — erzählt Flögel — „noch als römischer König im Jahr 1488 in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, rieth ihm sein kurzweiliger Rath, Kunz von der Rosen, sonst ein beherzter und tapferer Mann, er solle sich nicht nach Brügge begeben, es möchte ihm sonst übel gehen. Allein Maximilian kehrte sich nicht daran und reiste doch dahin. Als nun der König vor der St. Katharinenpforte daselbst anlangte, ritt Kunz zu ihm und sagte in Gegenwart aller Andern: „Lieber König! ich sehe wohl, daß du deinen getreuen Räthen und mir nit folgen, sondern gefangen sein willst: so sage ich dir, daß ich nicht will gefangen werden. Ich will dir das Geleite in die Stadt bis zur Burg geben, aber mich alsbald zum Genter Thor wieder hinauspacken. Wenn du aber sehen und hören wirst, daß vor der Stadt die Lusthäuser und Dörfer brennen, so gedenke, daß dein närrischer Kunz solches verursucht habe." König Maximilian gab ihm zur Antwort: Kunz, ich sehe wohl, daß du meinen Söhnen zu Brügg nit viel Guts zutrauft, die uns doch alle Treue versprochen haben;" worauf Kunz sagte: „das glaube ihnen der Teufel! trau wohl, ritte mir das Roß hin-

weg.“ Also ist er mit dem König in die Stadt und zum andern Thore wieder hinaus, nach Middelburg zu Herzog Christofen aus Baiern geritten. Der Einritt ist den 31. Januar durch das heilige Kreuzthor geschehen. Kurz nach dem Einzuge entstand in der Stadt ein Tumult und Maximilian ritt auf den Markt, ihn zu stillen. Da rissen ihn die Bürger vom Pferde und schleppten ihn in eines Würzkrämers Haus, welches nachher die Cranenburg genennet worden, wo er mit einem Anhaltischen Prinzen und etlichen andern des Nachts auf einer bloßen Bank liegen mußte. Er saß da in einem kleinen Stübchen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahrt waren und gegenüber den Fenstern standen drei zum Schuß bereite Armbrüste, daß er also nicht wissen konnte, ob sie ihn nicht gar wollten todt schießen lassen. Unterdessen blieb Kunz von der Rosen während der Gefangenschaft seines Herrn nicht müßig, sondern bewies seine eigenthümliche Treue und Anhänglichkeit durch zwei Wagstücke. Erstlich hatte er sich zwei Schwimmgürtel machen lassen, womit er bei Nacht über den Schloßgraben an die Burg, darin der König sich damals befand, geschwommen; willens, seinen Herrn vermittelst des einen Gürtels mit sich zurück über den Graben aus der Stadt und auf dazu bestellten Pferden davon zu bringen. Er ward aber, als er sich in den Graben gelassen, von den Schwänen an-

gefallen, welche unter großem Geschrei ihn mit ihren Flügeln dermaßen schlugen, daß er sich des Lebens verziehe und mit harter Noth zurück entrinnen konnte. Wie er denn, wenn sie ihm den Schwimmgürtel zerbissen hätten, ohne Hilfe daselbst hätte ersaufen müssen. Das Geschrei der Schwanen war ohne Zweifel Ursache, daß, weil man einen Fluchtversuch vermuthete, der König nicht länger in der Burg gelassen wurde.

„Nach diesem bedachte sich Kunz eines andern Anschlags. Er lernte das Barbieren, Haar- und Bartscheeren, stahl sich nach Brügge hinein, kam zu dem Guardian des dortigen Franziskaner-Klosters, von dem er wußte, daß er dem Könige sehr ergeben war, und entdeckte ihm sein Vorhaben, seinen Herrn zu befreien. Er begehrte, der Guardian solle ihm eine Platte scheeren lassen, ihm ein Ordenskleid und einen Conventualen mitgeben, so wolle er in der Person eines Beichtigers zum Könige gehen, und ihm gleichfalls eine Platte scheeren, sich ihn in seine Kutte hüllen lassen und mit dem Conventbruder in das Kloster zurücksenden. Alsdann sollte der Guardian mit dem König sich auf ein Schifflein setzen, welches mit vier Knechten und drei Pferden vor der St. Catharinen-Pforte auf ihn warten würde und ihn also nach Middelburg abführen. Der Guardian fragte ihn, wo er denn bleiben wolle? Er antwortete: ich will des Königs Kleider anlegen, und wenn

die von Brügge den König suchen, werden sie statt desselben einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden. Der Guardian verwunderte sich über diese Treue, that, was er begehrte und befahl dem Convent-Bruder, daß er von Kunzen sagen sollte, er sei des Königs Beichtvater. Als sie in das Haus kamen, wo der König bewacht wurde, und der Hauptmann der Wache fragte, was sie beim König zu verrichten hätten, zog Kunz die Kappe ab. entblößte seine Platte und gab gar andächtig zur Antwort: er sei vom Guardian abgeschickt, den König Beichte zu hören und ihn aus Gottes Wort zu trösten. Wie er nun in des Königs Gemach kam, begann er, seiner Gewohnheit nach, den König mit starker Stimme anzureden: „Siehe nun, finde ich dich da, mein frommer König? Daß dich Gotts Marter schänd! warum hast du mir nit gefolget, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe mein Leben deinethalben gewagt. Ich will dich mit Gottes Hilfe aus deiner Feinde Hände erledigen, du mußt mir aber jetzt besser folgen.“ Der König wußte nicht, wie ihm geschah. Er erkannte wohl seinen Kunzen an der Rede; ihm dünkte aber unmöglich, daß er also durch drei Wachen

zu ihm hätte kommen können. Als Kunz den König so bestürzt sah, sagte er weiter zu ihm: „Lieber Max, laß dichs nicht befremden, du kennst ja deinen getreuen Narren, den Kunzen. Da habe ich mein Scheerzeug, damit will ich dir eine Platte scheeren, denn ich habe um deinetwillen dieß Handwerk erlernt. Ich will auch mit dir die Kleider tauschen und hier bleiben, du aber sollst, also beschoren, in meiner Kutte durch die Wache hinaus gehen; vor der Pforte wirst du einen Barfüßermönch finden, mit dem gehe in sein Kloster, der Guardian, mit dem ich schon alles abgeredet habe, wird dir Schiff und Pferde anzeigen, mit selbigen wirst du morgen um diese Zeit zu Middelburg bei den Deinen sein können. Ich habe schon Alles bestellt, komm nur bald und laß dich bescheeren! Ich habe mich bei der Wache als deinen Beichtvater ausgegeben, und wenn ich zu lange ausbleibe, dürfte mein Handel verdächtig und deine Erledigung verlängert werden." Der König fragte Kunzen, wie es um sein Kriegsvolk im Lande stehe, auch was sonst im römischen Reiche vorgehe? Kunz antwortete: „es steht und gehet allwohl! denn Herzog Christoph von Bayern, die Grafen von Sonnenberg, Eberstein und Nassau und ich haben neulich mit wenig Volk 6000 Franzosen und Genter bei Hulst erschlagen und gefangen. So kommen der Graf von Zollern und der Herr von Issel-

stein mit 4000 zu Fuß und 300 Pferden aus Brabant. Zudem hat der Kaiser das ganze Reich zum drittenmal ins Feld geboten. Diese alle wollen dich mit aller Macht erledigen und ist Herzog Albrecht zu Sachsen des Reichs Oberster. Auch hat der Papst den großen Bann und der Kaiser die Acht und Aberacht auf die drei Städte gelegt. So ist auch des Raubens und Brennens im Lande, sonderlich um die Stadt Brugg, kein Ende. Auch hat der Herr von Ravenstein die zwei Schlösser sammt dem Thurm Burgund inne und läßt denen von Brugg auf dem Wasser nicht ein Fischlein zukommen." Als Kunz hierauf ferner in den König drang, sich doch eine Platte scheeren zu lassen, fragte ihn derselbe: „Kunz, wo willst aber du und unsere lieben Räthe bleiben?" Kunz antwortete: „dafür darfst du nicht sorgen. Ich gebe dir meine Kutte und lege deine Kleider an und stelle mich, als wenn ich König Max wäre. Wann dann die von Brugg dich suchen und mich finden, so werden sie den Narren haben und der König wird ihnen entwischt sein!" Der König aber, weil er vernommen, daß eine starke Macht zu seiner Rettung im Anzug sei, und weil er es eines Königs unwürdig hielt, auf diese Weise aus der Gefangenschaft sich zu befreien, antwortete ihm: „er vermerke wohl, daß er, Kunz, mit aller Sachen Bericht habe; er könne, durch sein Versprechen hiezu verpflich-

tet, ohne der von Brugg Willen und Wissen sich nicht aus der Stadt begeben, hingegen sei er von ihnen theuer versichert, daß seiner Person nichts ärger widerfahren sollte." Kunz erzürnte sich ob dieser Antwort und erwiderte ihm: „Lieber König, ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als du zuvor gewesen, und mir nit folgen willst und ich meine gefährliche Reise umsonst gethan habe; so behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Flämminger!" Also nahm er Abschied und ging weinend und betrübt zur Thüre hinaus. Als er durch die Wache ging, fragte ihn der Hauptmann, wie er den König befunden? Er antwortete: „Fromm," und als jener fortfragte: wie seine Räthe, erwiderte er: „das weiß Gott!" worauf der Hauptmann: „das ist eben unsere Klage." Solchergestalt mußte Kunz anstatt des Königs nach Middelburg abfahren."

Als auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1510 die Nachricht von dem Zurücktritt des Papstes von dem Bündniß mit dem Kaiser große Befremdung, namentlich bei dem Kaiser Maximilian erregt hatte und in der Versammlung davon gesprochen wurde, fragte Kunz von der Rosen die Anwesenden: wie alt sie wohl meinten, daß er wäre? Nachdem verschiedene Antworten gefallen waren, sagte er endlich: Er sei nunmehr über 200 Jahre alt, weil er die beiden,

zu Hagenau und Camerich, jedes auf 100 Jahre geschlossenen Bündnissen überlebt hätte.

Nach der Vermählung des Markgrafen Casimir zu Brandenburg mit der Prinzessin Susanna von Bayern zu Augsburg den 24. August im Jahr 1518 führte der Kaiser die Braut wieder zum Wagen und nachdem sie alle eingesessen fuhr und ritt man auf den Weinmarkt, allda man wieder ab und in Philipp Adlers Behausung eingetreten und zum Anfang von vier Scharfrennern ein paar Treffen gehalten worden. Kunz von der Rosen machte hiebei ein Possenspiel, nahm noch zween seines Gleichen zu sich und befahl ihnen, daß sie, was sie ihn thun sehen würden, ihm nachthun sollten. Darauf stellten diese drei, und mit ihnen viele Hofdiener neben einem Predigermönch, sich auf den Röhrkasten, dem Stechen zuzusehen. Als nun das letzte Rennen geschah, fing Kunz an zu taumeln, fiel zurück in den Röhrkasten, und riß die nächsten mit sich hinein, um Hilfe schreiend und sich stellend, als ob er an ihnen sich halten wollte. Weil die zwei andern Hofnarren ihm solches nachthaten, fielen bei 16 Personen sammt dem Mönche in's kalte Bad und lockten dem Kaiser, wie auch der Braut und den gesammten Damen ein großes Gelächter ab, zumal als Kunz den Mönch beschuldigte, als ob er ihn hineingerissen hätte. *)

*) Flögel, Hofn. S. 195.

Als die Venetianer dem Kaiser ein zierliches, köstliches, ganz krystallenes Credenz durch ihre Gesandten verehren ließen, gemelte Gesandten mit ihm über der Tafel saßen, und Kunz von der Rosen unterdessen seine Possen mit Springen, Hüpfen u. dgl. vor der Tafel trieb, mit dem einen Sporen am Tischtuch eines Nebentisches, auf welchem das verehrte krystallene Credenz aufgestellt war, hängen blieb, alles mit einander herunterriß und in Stücken zerbrach, meinten die Gesandten, es wäre ihnen hiedurch ein großer Schimpf geschehen und der Kaiser solle deßwegen Kunzen empfindlich bestrafen. Aber der Kaiser sagte: „Liebe Herren, es waren nur Gläser; wären die Gefässe von Gold oder Silber gewesen, so wären sie noch ganz, oder doch die Scherben davon zu gebrauchen!“

Einst fehlte es dem Kaiser in den Kriegsläuften an Geld und Kunz rieth ihm im ernsten Schimpf, er solle ein Amtmann werden, so würde er Geld genug haben. Durch diese seine weise Thorheit gab er dem Kaiser, wie sich Zinkgref ausdrückt: „seiner Amtleute Alfanz, Finanz, Geiz und Reichthum zu verstehen.*)

Als Kunz mit einigen Fürsten in Gegenwart des Kaisers in der Karte spielte und zwei Könige bekam, fragte er sie, ob derjenige das

---

*) Zinkgref, teutscher Nation klug ausgesprochene Weisheit (1683) Thl. I. S. 390. II. Thl. S. 8. 9.

Spiel gewinne, welcher drei Könige hätte? und als sie dieses bejahten, zeigte er ihnen seine zwei Könige in der Karte, ergriff den Kaiser beim Arm und sagte: „Hier ist der dritte König," wobei er zugleich das Geld einstrich. Dabei sagte er zum Kaiser: „Siehe, Max, für einen solchen Karten-König halten dich deine Fürsten," womit er auf seine große Milde abzielte, die damals von den Fürsten oft mißbraucht wurde.

Kunz sah einst einen armen Geistlichen, der sein Gebetbuch in der Hand trug, vor der Wohnung des Kaisers vorbeigehen. Der Narr nahm ihm sein Buch. Als der Geistliche es mit vielem Bitten zurückbegehrte, sagte Kunz: „Folge mir, ich will dich an einen Ort führen, wo dir dein Buch gut bezahlt werden soll." Der Priester folgte, wurde aber wider sein Vermuthen zum Kaiser selbst geführt. Auf die Frage des Kaisers, was der Priester wolle? sagte Kunz: „Ach lieber Max, er hat sein Buch in's Hurenhaus versetzt, gib ihm doch eine Steuer, daß er es wieder auslösen kann." Der Kaiser merkte Kunzens Schalkheit, sprach dem Priester freundlich zu und schenkte ihm zehn Gulden. Damit war ihm, wie Kunz versprochen hatte, sein Buch wohl bezahlt worden.

Als Kunz einst durch einen dichten Wald reiste und ihn die Nacht überfiel, wurde er mit seinen Bedienten genöthigt, in einem

Wirthshause sein Nachtlager zu nehmen, dessen Wirth ein Diebshehler und Spitzbube war. Kurz darauf sah er eine Magd in seine Stube treten, welche weinte, und ihm von der Gefahr Nachricht gab, worin er sich befände. Sie sagte ihm unter Anderem: der Wirth pflege zu klingeln, auf welches Zeichen die Räuber herbei eilen und einer von ihnen trete, unter dem Vorwande der Bedienung in die Kammer des Fremden, als wollte er das Licht putzen, welches er aber mit Fleiß auslösche. Sobald nun Kunz das Zeichen mit der Klingel hörte, ließ er sich eine Laterne mit einem angezündeten Lichte bringen, und versteckte sie unter die Bank, hielt seine Waffe in Bereitschaft und erwartete die Räuber. Kaum hatte er sich an den Tisch gesetzt, so trat ein Bauer in die Stube, stellte sich als einen Aufwärter und putzte das Licht aus. Kunz griff aber mit seinen Bedienten zu den Waffen, tödtete einige von den Räubern, jagte die andern in die Flucht und bemächtigte sich des Wirths, den er der Obrigkeit überlieferte, welche ihm denn auch seinen verdienten Lohn gab.

Es war damals eine gewöhnliche Schmeichelei, wodurch man sich die Gunst großer Herren zu verdienen suchte, wenn man Genealogien ausarbeitete, worin ihr Geschlecht von den Helden des trojanischen Krieges oder gar aus dem

Kasten Noahs hergeleitet wurde. Nun hätten zwar große Herren bei einer sehr mäßigen historischen und literarischen Kenntniß leicht einsehen können, daß dieses nichts anderes als eine elende Betrügerei und Geldschneiderei sei, allein sie ließen sich gerne betrügen, weil es eben Mode war. Auch der Kaiser Maximilian ließ sich durch seine Schmeichler bereden, man könne sein Geschlecht bis auf den Noah hinauf in einem genealogischen Stammbaum herleiten; er selbst arbeitete an einem solchen Stammbaume und vertändelte so viel Zeit damit, daß ihn seine Minister oft baten, er möchte doch deßwegen die weit nöthigeren Regierungs-Geschäfte nicht hintansetzen. Sein Cosmograph und Geschichtschreiber Johann Stabius, ein gekrönter Poet, der zu Wien die Mathematik lehrte, gab auch wirklich im Jahr 1510 ein Genealogiam domus Austriacæ heraus, worin er wirklich den Stammbaum des Kaisers bis in den Kasten Noah führte. Wie Kunz dieses erfuhr, zog er einen Gulden aus der Tasche und überreichte ihn dem Stabius mit den Worten: „Hab' Dank, mein lieber Stabius, durch dich habe ich erst erfahren, daß der Kaiser von Noah her mein naher Vetter ist." Maximilian soll hierauf der Sache weiter nachgedacht und das Lächerliche solcher übertriebenen Genealogien erkannt haben. —

Es soll auch Kunz einst zu Augsburg, um

dem Kaiser eine Kurzweil zu machen, ein Schwein an einen Pfahl gebunden, sodann alle Blinden zusammengerufen, jedem einen Kolben gegeben und sie wacker zuzuschlagen geheißen haben, unter der Bedingung, daß der, welcher die Sau erschlagen würde, sie auch bekommen sollte, wobei es denn geschehen, daß die Blinden einander selbst brav um die Ohren schlugen.

Kunz überlebte den Kaiser. Aeußerst betrübt über seinen Tod sagte er: er würde in Kurzem seinem Herrn nachfolgen, dem er in seinem Leben mit seinen lustigen Einfällen so oft die Langeweile vertrieben, um dessentwillen er sich oft in Lebensgefahr begeben und dessen geliebter Günstling er beständig gewesen war.

Pedro de san Erbas. Als Kaiser Carl V. nach seiner Abdankung in Spanien angelangt war, hielt er sich einige Tage zu Valladolid auf, um die Abschieds-Complimente von verschiedenen Damen und Cavalieren entgegen zu nehmen. Unter Anderen kam auch der Hofnarr Pedro de san Erbas, um Abschied von ihm zu nehmen. Wie dieser sah, daß der Kaiser den Hut vor ihm abnahm, sagte er: „Ew. Majestät müssen wohl sehr gnädig sein, daß Sie den Hut vor mir abnehmen; wollen Sie damit anzeigen, daß Sie nicht mehr Kaiser sind?“ — „Nein, Peter,“ erwiderte der Fürst, „es geschieht deßwegen, weil ich dir nun nichts

mehr, als dieses Kennzeichen der Höflichkeit geben kann."

Zapata. Als ebenderselbe Kaiser einst solchen Geldmangel litt, daß er seine Hofleute wohl ein ganzes Jahr nicht bezahlte, scherzte er mit Zapata und spottete über ihn, sagte aber zu den Umstehenden: Er wird mich gar bald wieder bezahlen. „Da sei Gott für," sagte Zapata, „wie sollte ich so bald abzahlen, da Ew. M. dero Hofstaat schon ein ganzes Jahr die Besoldung schuldig sind?" Diese Anekdote erzählt man indessen auch von Kaiser Sigismund.

Pape Theun, welcher lange Zeit das Amt eines Küsters zu Löwen verwaltet hatte, stieg wegen seiner lustigen Einfälle bis zu dem Amt eines graduirten Hofnarren bei Kaiser Carl V. Als er einst in seinen Ausschreitungen zu weit gegangen war, befahl der Kaiser dem Koche, die Küche vor ihm zu verschließen, um ihn so einige Tage hungern zu lassen. Abgewiesen von der Tafel und vom Koch durchaus nicht in die Küche gelassen, gerieth er auf den Einfall, alle heimlichen Gemächer zu vernageln Als dieses dem Kaiser gemeldet wurde, ließ er den Narren vor sich kommen und fragte ihn um die Ursache seines Verfahrens. „Diese ist nicht weit zu suchen," erwiderte der Hofnarr, „denn zu was sollen die heimlichen Gemächer dienen an einem Hofe, wo man nicht ißt?"

Der Kaiser war einst auf Pape Theun wegen

eines sehr plumpen Spasses so aufgebracht, daß er ihn aus seinen Ländern bei Lebensstrafe verbannte. Der Narr begab sich nach Lüttich, weil er aber am Hofleben Geschmack gefunden hatte, so war ihm der Ort unerträglich. Er borgte sich also einen Karren, den er mit Erde füllte, und ein Pferd, und fuhr sofort nach Brüssel. Bei seiner Ankunft versammelte sich der Pöbel um seinen Karren und begleitete ihn mit großem Geschrei bis vor den Palast. Aufmerksam gemacht durch den Lärmen, fragte der Kaiser nach der Ursache desselben und ging an's Fenster. Hier sah er nun seinen Hofnarren auf dem Karren liegen. Auf die Frage: wie er sich nach einem so harten Verbot unterstehen könne, in sein Land zu kommen? antwortete der Narr: „Ich werde mich wohl hüten, in Eure Länder zu kommen, ich bin auf dem Grund und Boden von Lüttich.“ Diese Antwort belustigte den Kaiser so sehr, daß er ihn wieder begnadigte. Ein ähnliches Histörchen wird von Gonella, Eulenspiegel und Brusque erzählt.

Nelle. Als man im Jahr 1613 in Regensburg einen Reichstag hielt, äußerte des Kaisers Matthias Hofnarr, Namens Nelle, seine Ironie über die Verhandlungen daselst auf folgende bittere Weise. Er ließ sich ein neues, nettes Büchlein von einem Buchbinder verfertigen, welches er stets unter dem Arme

trug. Als er vom Kaiser befragt wurde, was dieß bedeuten solle? sagte er, er hätte die Reichstags-Acte hineingeschrieben. Wie der Kaiser neugierig, diese Acta zu lesen, das Buch durchblätterte und nichts als weißes Papier fand, antwortete der Narr auf Befragen: warum denn nichts darin stünde? „weil nichts ist verrichtet worden, so habe ich auch nichts können hineinschreiben."

Bischof Clesel zu Wien drang in den Kaiser, man sollte den Bürgern von Wien nicht erlauben, nach Hörnals (bei Wien) in die lutherische Predigt zu gehen. Der Kaiser fragte seinen Hofnarren Nelle, was er dazu meine? Dieser sagte: „laß den Clesel zu Hörnals und den Hörnaler Prediger zu Wien predigen, so werden die Lutheraner nicht hinauszugehen begehren. *)

Jonas. An dem Hofe Kaiser Ferdinands II. unterhielt ein Fürst die Anwesenden mit lauter abgeschmackten Possen. Als ihn des Kaisers Hofnarr Jonas in gleichem Tone antworten wollte, sagte der Fürst: „Höre ich rede mit keinem Narren!" — „Gut," sagte Jonas, „aber ich rede mit einem," und fuhr, ohne sich weiter irren zu lassen, in seiner Rede fort, welche der Fürst mit anhören mußte.

---

*) Weidner, Apophthegmata, III. S. 328.

Steffen. Kaiser Carl VI. hatte an seinem Hofe einen lustigen Menschen, Steffen genannt, welcher ein Böhme und anfänglich ein Schreiber war. Er hatte sich durch seine Finanzprojecte bei dem Kaiser nach und nach so beliebt zu machen gewußt, daß er ihn in den Grafenstand erhob und sich so oft und so lange mit ihm unterhielt, daß der Prinz Eugen von Savoyen und andere Minister nicht selten lange Zeit im Vorzimmer harren mußten, ehe sie vor den Kaiser kommen konnten. Als um das Jahr 1724 der Graf von Mikosch an empfangenem Gifte starb, fragte der Kaiser Steffen: „was sagen die Leute, an was Mikosch gestorben sei?“ Steffen wollte nicht antworten bis ihm der Kaiser etwas geschenkt habe; als er nun einen Dukaten erhalten hatte, sagte er: „Die Leute sagen, der Teufel habe den Mikosch geholt, und wenn er länger gelebt hätte, und du hättest ihm länger geglaubt, so hätte er auch dich geholt.“ Der Kaiser wollte wissen, wer so sage. Steffen erwiderte: „Jedermann.“ Der Kaiser schenkte ihm einen neuen Dukaten nach dem andern und wollte haben, er solle Jemanden nennen, der so spreche; Steffen aber blieb darauf: „Jedermann.“ *)

*) Moser, Lebensgesch. IV. Thl. S. 12, und Flögel, Hofn. 208.

Am Hofe der Markgrafen von Anspach.

An diesem Hofe lebte ein Mensch, Namens Bayer, aus Nürnberg gebürtig, ein Maler, der in seiner Kunst nicht ungeschickt war. Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannes, worin er unabläßig las, hatten ihm aber den Kopf verrückt. Er prophezeite aus beiden und verfertigte zur Erklärung die seltsamsten Gemälde und Kupferstiche. Einst ging er auch auf's Rathhaus zu Nürnberg und hielt in vollem Ernste um eine Türkensteuer an, deren Nothwendigkeit er seiner Meinung nach aus den prophetischen Büchern auf's Beste bewies. An allen Fingern trug er Ringe von verschiedenen Metallen und bunten Steinen, von denen jeder seine besondere Bedeutung und magische Wirkung haben sollte. Er schien übrigens nichts weniger als zu einem Lustigmacher geschickt zu sein, denn so lange man ihn nicht auf sein Steckenpferd brachte, sprach er von Allem ganz vernünftig; sein ganzes Betragen war ernsthaft und mußte bei jedem eher Mitleiden als Lachen erregen. Dennoch belustigte man sich an dem Hofe des letzten nach seiner Resignation im Jahr 1806 zu London gestorbenen Markgrafen von Anspach viele Jahre an den Eigenheiten dieses Schwärmers. Bayer kam endlich nach Nürnberg zurück, lebte

da noch viele Jahre still und ruhig und erzählte oft mit Thränen die Schwänke, die man ihm in Anspach gespielt habe.

Am Hofe des Markgrafen von Baden.

Lips. Markgraf Philipp von Baden hatte an seinem Hofe einen sehr albernen Narren, mit Namen Lips. Einst berathschlagte man sich, ob man die Juden sollte in's Land lassen oder nicht? Als der Markgraf die Meinung aller seiner anwesenden Räthe vernommmen hatte, wandte er sich zu dem Narren und verlangte, daß auch er seine Meinung sagen solle. „Ich rathe," antwortete der Narr, „daß ihr sie einlasset, denn so werden wir dann alle Religionen im Lande haben, bis auf die christliche, die uns noch mangelt.*)

Hansel von Gingen. Dieser Narr, der sich ebenfalls am Hofe des Markgrafen Philipp befand, wollte einst mit zwei Narren eines andern Herrn nicht speisen, sondern versteckte sich. Als man ihn nun um die Ursache seines Betragens fragte, sagte er: „Potz Marter! meint ihr, daß ich mit Narren essen soll! Wenn ihr mir schon eitel Weißbrod, Honig, Milch und

*) Zinkgref I. 388.

Rebhühner vorsetzet, wollte ich doch nicht mit den Narren essen!“ Auch konnte er wirklich nicht dazu gebracht werden, daß er mit ihm aß. Dieß begründet das Sprüchwort: „Zwei Narren in einem Haus, halten allezeit Streit und Strauß.*)

Am Hofe der Herzoge von Bayern.

Löffler. Als im Jahr 1521 den 16. April Dr. Luther das erstemal nach Worms kam, begegnete ihm des Herzogs von Bayern Hofnarr oder Freudenmacher, wie es damals hieß, Namens Löffler (oder Cochläus), auf der Straße, mit einem rothen Kreuze in der Hand, wie man es bei Prozessionen vortrug; da er nun hörte, daß dieses Dr. Luther wäre, fing er mit heller Stimme an zu singen:

Advenisti desiderabilis
quem expectabamus in tenebris.

(sei willkommen du lieber Gast, wir haben dich in der Finsterniß erwartet!)

Jonas. Als dieser, welcher bei dem Churfürsten Maximilian das Amt eines Hofnarren bekleidete, einst aus Bayern nach Wien kam, und man ihn fragte, was man in Bayern

*) Weidner, IV. 268.

mache, sagte er: „Sie haben viel Nüsse, woran sie werden zu krachen haben.“ — „Was für welche?“ — Betrübnuß, Bekümmernuß, Beschwernuß, Aergernuß, allein die Erbarmnuß können sie darunter nicht finden.“

Als einst mehrere Soldaten wegen geringer Vergehen, woran eigentlich die Vorgesetzten zunächst die Schuld trugen, gehangen wurden, aber gar niedrig von der Erde, sagte Jonas zum General Altringer: „Der Kaiser kann kein Glück haben.“ — „Warum?“ — „Man henkt gar zu niedrig, man sollte etwas höher henken!“

Bei Kaiser Ferdinands Beilager fragte ihn der Hoffourier, wo man die fremden Gäste einquartieren solle? „Ei,“ sagte er, „die neuen Herren (Edelleute) muß man zu Wien auf dem alten Bauernmarkte einquartieren!“

Vom König Gustav Adolph von Schweden sagte er, als dieser sehr schnell und glücklich, namentlich in Bayern und Schwaben vordrang, um den Churfürsten zu trösten, er solle nur guten Muths sein, der König von Schweden würde es nicht lange treiben, sondern bald sterben. Der Churfürst fragte, woher er das wissen könne? Jonas sagte: „Er muß sehr krank sein, weil er so viel einnimmt!“

Ein Ungenannter. Der König von Böhmen gab einst dem Schalksnarren des Herzogs Ludwig von Bayern einen herrlichen Trunk Wein, welcher ihm so behagte, daß er sagte:

„Bei diesem Wein wollte ich wohl zeitlebens ein Narr sein!"

Am Königlichen Hof von Böhmen.

Zytho. In Deutschland war es in alten Zeiten, besonders im dreizehnten, vierzehnten, und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts, ehe das Licht der Wissenschaften die Köpfe aufklärte und von grobem Aberglauben und einfältiger Leichtgläubigkeit befreite, Herkommen und Sitte, daß die Lustigmacher großer Herren zugleich Taschenspieler und Gaukler waren, und daß man sie Zauberer und Hexenmeister nannte, was zugleich ein Ehrentitel war. Sie hatten eine große Aehnlichkeit mit den Gauklern oder sog. Wunderthätern (*θαυματοποιοί*) bei den Griechen und Römern, welche sich in's Feuer oder Wasser stürzten, durch Reife sprangen, Feuer ausspieen, auf blosen Schwertern tanzten, ganze Bäume und Stangen auf ihrer Stirne balancirten u. s. w. Ein solcher vorgeblicher Hexenmeister, Namens Zytho, befand sich am Hof des Kaisers Wenzeslaus zu Prag, und Johann Dubravius, Bischof zu Olmütz in Mähren, erzählt folgende Anekdote in glaubwürdigem Ernst als unbezweifelte Wahrheit. „Im Jahr 1389 — erzählt er — hielt Kaiser Wen-

zel sein zweites Beilager mit der bayrischen Prinzessin Sophia. Weil nun der Schwiegervater, Johannes Fibulatus, Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, wußte, daß Wenzel ein großer Liebhaber von Lustigmachern, Possenreißern und Gauklern war, so nahm er einen ganzen Wagen voll solcher Leute mit nach Prag. Da aber auch am Kaiserlichen Hofe an solchem Gelichter kein Mangel war, so kam es endlich dahin, daß sie mit einander wetteifern mußten, welche Partei die andere in ihren Künsten übertreffen würde. Anfänglich schien es, als wenn die Bayrischen das Feld behaupten würden, bis endlich der große Magus in Böhmen, Namens Zytho, mit seinem weitaufgerissenen Maule zum Kampfe hervortrat, den vornehmsten bayerischen Künstler beim Kragen ergriff und ihn bis auf die Schuhe auffraß, die er, weil sie voller Koth waren, wieder ausspie. Der Herzog von Bayern betrübte sich in hohem Grade, weil er auf diese Weise seinen besten Zeitvertreiber verloren hatte. Wie Wenzel dieses bemerkte, so befahl er dem Magus, den verschluckten Kerl gleich wieder herbeizuschaffen. Zytho nahm einen Abtritt, setzte sich über ein mit Wasser gefülltes Gefäß, und gab den verschluckten Gaukler von hinten wieder von sich und brachte ihn noch ganz naß wieder zu den Zuschauern, welche ihn denn weidlich auslachten. Als Zytho den Sieg über seinen

Hauptgegner erhalten hatte, mußten die anderen bayerischen Gaukler einpacken. Er aber rühmte seine Künste und stellte sich bald in seiner, bald in einer fremden Gestalt, bald in Purpur und Seide, bald in wollenem und schlechtem Tuche bei dem König ein. Wenn dieser auf dem ebenen Boden auf- und abging, so fuhr Zytho auf demselben Boden wie auf dem Wasser in einem Schiffe neben ihm her, ja einigemal, da der König mit Wagen und Pferde ausgefahren, fuhr er in einem mit Haushühnern bespannten Wagen ihm nach. Ueberdieß spielte er denen, die mit dem König bei Tafel waren, mancherlei Possen, indem er ihre Hände bald in Ochsenklauen, bald in Pferdefüße verwandelte, daß sie damit nicht in die Schüsseln langen konnten. Bisweilen setzte er ihnen ein großes Hirschgeweih auf den Kopf, wenn sie zu dem Fenster hinaus sahen, daß sie die Köpfe so lange nicht wieder hereinbringen konnten, bis er ihre Speise und ihren Trank verzehrt hatte. Und um zu zeigen, daß er, wenn er wolle, sich gar leicht Geld anschaffen könne, so machte er dreißig fette Schweine aus Strohwischen. Diese führte er neben den Schweinen eines reichen, aber geizigen Bäckers auf die Weide, und trug ihm solche um einen billigen Preis zum Kaufe an; nur erinnerte er ihn, er solle die Schweine nicht in's Wasser treiben. Der Bäcker beachtete diese Warnung nicht, und die Folge davon war,

daß die Schweine untersanken, die Strohwische aber fortschwammen. Da der Bäcker, um wieder zu seinem ausgelegten Gelde zu kommen, den Zytho aufsuchte, fand er ihn endlich in einem Weinhause, wie er mit ausgestreckten Beinen auf einer Bank lag und schlief. Hier ergriff er ihn bei einem Beine, um ihn aufzuwecken, riß ihm aber dasselbe sammt der Hüfte vom Leibe. Dessenungeachtet führte ihn Zytho zu einem Richter und belangte ihn. Der Richter verurtheilte den Bäcker zum Schadenersatz und dazu, daß er Zytho das Geld zu lassen habe. Daher ist noch bis auf diesen Tag bei den Böhmen der Gebrauch, daß, wenn sie einem einen schlechten Kauf vorhalten wollen, sie im Sprüchwort sagen: „Du wirst so viel Gewinn davon haben, als der Michel von den Säuen.“ Uebrigens wurde Zytho endlich mit Leib und Seele vom Teufel weggeführt, was dem Wenzel Anlaß gegeben, für die Folge auf geistlichere und wichtigere Dinge zu denken. „Solch einfältiges Zeug zu schreiben, — sagt Flögel — und es für lautere Wahrheit auszugeben, schämte sich ein Bischof nicht. Der arme Wenzel hatte große Fehler an sich; aber noch größere Feinde unter der Geistlichkeit, welche ihm alles andichteten, was nur einigermaßen seinen Ruhm schmälern konnte, und dahin gehört gewiß auch das Mährlein von Zytho.“

Des Königs George Podiebrad Hofnarr.

Als im Jahr 1461 die Ungarn und Böhmen gegen einander zu Felde lagen, wurde eine Zusammenkunft des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus und seines Schwiegervaters, König Georg von Böhmen, veranstaltet. Zwischen den Lagern der beiden Armeen wurden zwei Zelte aufgeschlagen, wo sich die beiden Könige mit einander unterredeten und mit Worten oft hart aneinander geriethen. Einst speiseten sie auch zu Mittag mit einander und es befanden sich nach damaliger Sitte auch die beiden königlichen Hofnarren bei der Tafel, welche durch ihre Possen und lustigen Einfälle das ernsthafte Wesen verscheuchen sollten. Unter den anwesenden Hofleuten war auch Isdengo, der Statthalter von Böhmen, ein eifriger Katholik, der es aber insgeheim mit dem König von Ungarn hielt. Er wandte sich scherzend zu den beiden Königen und sagte, ob sie nicht erlauben wollten, daß man mit den beiden Hofnarren einen Versuch anstelle, welcher Glaube der beste sei, der katholische oder der hussitische; sie sollten miteinander kämpfen und wer den Sieg davon trage, dessen Glaube solle für den besten gehalten werden. Die Könige ließen sich diesen Vorschlag gefallen und jeder munterte seinen Hofnarren auf, sich ritterlich zu halten

und seinen Glabuen mit Fäusten zu vertheidigen. Der Ungar, ein Katholik, war klein von Statur, der Böhme aber, ein Hussite, überragte ihn weit. Die Narren waren beide gleich muthig; aber alle glaubten, der Böhme werde wegen seines großen und starken Körperbaues das Feld behaupten. Der päpstliche Nuntius, der ebenfalls anwesend war, sprach unverholen seine Entrüstung darüber aus, daß man Glaubenssachen dem Kampfe zweier Narren überlassen wolle. Allein der Kampf ging dennoch vor sich und jeder nahm im Ernst so viel Antheil daran, als wenn des Leibes und der Seelen Wohlfahrt davon abhinge. Beide Narren stritten tapfer mit Händen und Füßen, und jeder wendete Gewalt und List an, den Sieg zu erringen; bald hatte der Böhme, bald der Ungar die Oberhand. Endlich ergriff der Ungar den Böhmen, hob ihn in die Höhe und wollte ihn zu Boden werfen; ein Böhme aber, der in der Nähe war, hielt die rechte Hand vor, den Fall seines Landsmanns zu verhindern. Isdengo, der Schiedsrichter des Streits, sprang hinzu und gab dem Böhmen eine derbe Maulschelle. Hierüber entstand plötzlich ein Geschrei und Tumult, von beiden Parteien zog man die Säbel, und es wäre ein großes Blutbad entstanden, wenn nicht beide Könige durch nachdrückliche Befehle Frieden gestiftet hätten. Nach Endigung des Tumults sagte der König von

Böhmen sehr aufgebracht zu Isdengo: „Da du als Friedensstörer zwischen mir und meinem Sohne an den ganzen Feindseligkeiten Schuld bist, so werde ich dir deinen Frevel niemals vergessen. Ich begnadige dich nicht um deinetwillen, sondern bloß, weil ich weiß, was ich der Gegenwart des Königs Matthias schuldig bin.“ *)

Am Hof zu Brandenburg.

Putzmann, lustiger Rath bei König Friedrich I. von Preußen. Dieser hatte sich einst höchst unehrerbietiger Worte gegen den Bischof Ursinus von Bähr bedient, weßwegen ihn der König einige Monate nach Spandau setzen ließ. Später, als er aus dem Gefängniß entlassen und wieder zu Gnade gelangt, starb (als ein Lutheraner), sollte er auf den Kirchhof der Petrikirche zu Cöln an der Spree begraben werden, was aber die Geistlichkeit nicht gestatten wollte. Als der König dieses vernahm, auch hörte, daß Putzmann auf einem Gottesacker vor der Stadt sollte begraben werden, befahl er, denselben in der Peterskirche, nicht weit vom Altar, mitten unter die Geistlichen zu begraben, was auch ohne Widerrede geschehen mußte. „Denn,“ sagte der König, „Putzmann war ein Prediger der Wahrheit und

*) Flögel, Hofn. S. 216. 217.

hat meiner selbst nicht geschont, er verdient folglich mitten in der Kirche zu liegen, wo nichts als lauter Wahrheit gepredigt werden soll." *)

Jakob Paul Freiherr von Gundling, war der ältere Bruder des Geheimen Raths und Professors Nicolaus Hieronymus Gundling zu Halle, wurde 1668 (nach Andern 1673) zu Kirchensittenbach, einem Dorfe bei Nürnberg, geboren, wo sein Vater, Wolfgang Gundling, Pfarrer war. Weil dieser einen fähigen Kopf an ihm bemerkte, so bestimmte er ihn schon von früher Jugend an zum Studiren. Nach geendigten Studien auf den Schulen zu Altdorf, Helmstätt und Jena ging er als Hofmeister mit zwei jungen Edelleuten auf Reisen, besonders nach Holland und England, wo er sich mit dem Bischof von Canterbury oft in lateinischer Sprache unterhielt. Nach Errichtung der Ritter-Akademie in Berlin im Jahre 1705 ward Gundling vom König als Professor der Geschichte bei derselben angestellt. Der Nachfolger Friedrichs I., der König Friedrich Wilhelm aber, der weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit schätzte, hob diese Akademie wieder auf, behielt jedoch unsern Professor, von dessen gründlichen historischen Kenntnissen und Schriften er gehört hatte, in seinen Diensten, da er ihn zu Potsdam und Wusterhausen bei der

*) Flögel, Hofn. S. 218.

Tafel, sowie in Abendgesellschaften aus der alten und neuen Geschichte unterhalten sollte. Ueberdieß wurde Gundling zum Hofrath und Zeitungsreferenten ernannt. Hier hatte nun Gundling sein Glück in Händen, wenn er nur Klugheit genug besessen hätte, sich dasselbe zu Nutzen zu machen. Allein seine unbändige Neigung zum Trunk, seine kleinliche Pedanterie, und sein komisches, steifes Ansehen und Wesen brachten ihn um die Gunst des Glücks, beraubte ihn der Achtung derer, mit welchen er in Berührung kam, und machten ihn zum Gespötte des Hofes. Sein albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Vornehme und geringe Hofleute erlaubten sich die plumpsten und entehrendsten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen sich herabließ. Im Weintrinken nicht zu ersättigen klagte er immer über Durst, daher erhielt er auch oft ein vollgerütteltes und überflüssiges Maaß, womit ihn Hofleute und Offiziere reichlich beehrten, weil sie ihn dann desto besser genießen konnten. Besonders hatte er bei einem französischen Weinschenken, Namens Bleuset, seine Niederlage, von dem er selten nüchtern zurückkam. Man heftete ihm zu der Zeit allerhand Figuren von Ochsen, Eseln und Affen an's Kleid, oder brachte

ihm ganz klein ausgeschnittene Figuren in's Gesicht, von denen es schien, sie seien durch einen starken Spiritus eingebeizt, und die er kaum wieder herunterbringen konnte. Wenn er nun den Kopf mit den Dünsten des Weins angefüllt hatte, so fing er an zu disputiren und zu schmählen, und das bezweckten eben die lustigen Vögel, die an seinem Zorn das größte Vergnügen fanden. Wenn er den aufgeräumten Kopf eines Aristipp von Cyrenne gehabt hätte, der unter den Freuden des Hoflebens stets seine Würde zu behaupten wußte, so würde zu seinem äußerlichen Glücke nichts gefehlt haben; allein er besaß keineswegs den Witz, der durch gewisse Ausfälle kurzweilig und possierlich wird; sondern sein ganzes Wesen war düster, dunkel und ernsthaft, und dabei strotzte er von einem pedantischen Hochmuth, als wenn er der Generalpächter aller Gelehrsamkeit wäre. Diese Meinung von dem hohen Werthe seiner Kenntnisse und Verdienste bildete mit den begangenen Fehlern seiner Beurtheilungskraft einen seltsamen und lächerlichen Contrast. Die Ehre, beständig mit Fürsten und großen Herren umzugehen, blähte ihn auf. Ein steifer, zurückgebogener Kopf, eine stolze und spröde Miene, eine lange, herabhängende Staatsperücke, große geistlose Augen, aufgeworfene Lippen, und Schritte, die, wie Herr von Leon sagt, nach der Scansion der heroischen Versart abgemessen

waren: alles gieses diente dazu, ihn noch viel lächerlicher zu machen.

Sonst war Gundling ein wirklich gelehrter Mann, der vieles Gute geschrieben hat, wie die Geschichte und Thaten der Kaiser Heinrich VII., Konrad IV., Wilhelm, Richard und Konrad III., Friedrich II., Joachim I. und II. und Johann Georg, Churfürsten von Brandenburg 2c. Er erhielt auch bisweilen ansehnliche Geschenke, wenn er seine Bücher an große Herren überschickte; als er z. B. ein kleines Werkchen: „Bestand des russischen Kaisertitels" drucken ließ und es der damaligen Kaiserin Katharina überschickte, erhielt er fünf goldene Medaillen, die über 400 Reichsthaler Werth hatten. Kaiser Karl VI. beehrte ihn auch 1730 mit seinem Porträt in Diamanten gefaßt und mit einer goldenen Kette, Geschenke, deren Werth zusammen sich auf 1000 Thaler belief, weil er einige kleine Schriften zum Besten des österreichischen Kaiserhauses geschrieben hatte. Die Bücher, die er herausgab, sind alle gründlich geschrieben, doch ohne Geist.

Weil ihm das beständige Necken der Hofleute und Offiziere in Berlin unerträglich fiel, so entwich er nach Breslau, in der Absicht, nach Wien zu gehen. Man schickte ihm aber eine gewandte Person nach, die ihn beredete, wieder umzukehren. Sein jährlicher Gehalt wurde beinahe auf 1000 Thaler vermehrt; ja er wurde

in den Freiherrenstand erhoben und erhielt zum Spott eine Menge Titel: Geheimer Rath, Kriegsrath, Kammerrath, Oberappellationsrath, Kammergerichtsrath, Oberceremonienmeister und Präsident der K. Societät der Wissenschaften. Herr von Leon schreibt — sagt Flögel weiter — er habe eines von den Patenten gesehen, die dem Gundling ausgefertigt worden, worin sich alle seine Titel befunden hätten — und man hätte dasselbe für ein förmliches Pasquill über die Narrheit der Titel halten können. Im Jahr 1726 wurde Gundling zum K. Kammerherrn ernannt.

Als Oberceremonienmeister mußte er eine besondere Kleidung tragen, die sehr sonderbar war. Sie bestand aus einem rothen mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen, mit goldenen Knopflöchern gezierten und nach der damaligen neuesten Mode mit großen Aufschlägen versehenen Sammtrocke; in einer reichverzierten Weste; in einer auf beiden Seiten lang herabhängenden Staatsperücke von weißen Ziegenhaaren; in einem Hute mit rothem Federbusche; dazu kamen rothseidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und Schuhe mit rothen Absätzen. Dem neuen Herrn Oberceremonienmeister wollte diese Kleidung gar nicht recht gefallen, daher er sie so schnell als möglich abzutragen suchte, in der Hoffnung, eine anständigere zu bekommen; er erreichte aber seinen Zweck nicht, denn man

ließ ihm ein anderes Kleid von braunem Tuche machen, welches überall eine Einfassung von Silberstickereien hatte, und in einem verschlungenen Zuge die Buchstaben W U R M G sehr deutlich enthielt.

Unter den unzähligen Schwänken, die man ihm spielte, und von denen eine Menge aufgezeichnet sind, werde hier blos eines einzigen erwähnt. Als er nämlich einst mit an der Tafel saß, wurde ein junger Affe hereingebracht, der ebenso gekleidet war, wie Gundling: mit einem Röcklein von schwarzem Sammt mit rothsammtenen Aufschlägen, mit einer großen Perücke und einem Federhut; ja das Aefflein trug sogar einen hölzernen, vergoldeten Kammerherren-Schlüssel, ein Aufzug, wodurch es dem Gundling in allen Theilen ähnlich sahe. Dieser Affe hatte ein Memorial zu übergeben worin stand, er wäre Gundlings leiblicher Sohn aus der Zeit seines wilden Ehestandes; weil er ihn aber nicht als seinen Sohn anerkennen wolle, auch sich weigere, ihm die nöthigen Alimente zu geben, so bitte er, daß Gundling sowohl zu dem einen als dem andern möchte angehalten werden. Gundling war anfangs über diese Posse, nach seiner Gewohnheit, äußerst aufgebracht, aber am Ende fieng er selbst an zu lachen, nahm sein liebes Söhnlein in die Arme, und küßte es nach Herzenslust!

Damals befand sich in Berlin auch die Tochter

des berühmten Historikers Larray, eines französischen Edelmannes, der früher brandenburgischer Resident in London gewesen, und nur wenig Vermögen, aber, wie dieß gar häufig der Fall ist, desto mehr Hochmuth besaß. Man glaubte, daß sie und Gundling ein artiges Paar ausmachen würden und stiftete also im Jahr 1718 unter ihnen eine Heirath, von welcher sich die Offiziere tausend Kurzweil versprachen. Allein Gundling, der dieß merkte, stellte sich auf den Rath seiner Braut krank, und ließ sich in aller Stille trauen, was von Seiten des Geistlichen um so weniger Anstand fand, als das Paar schon dreimal ausgerufen war. Dadurch verdarb er seinen Hochzeitsgästen die Freude.

Als er einst zu einem gewissen Herrn zu Gaste geladen war, setzte man ihn in eine Sänfte, in welcher Sitz und Boden so eingerichtet waren, daß sie unterwegs herausfielen. Die Träger, darauf vorbereitet, hatten Befehl, nicht stille zu halten, und so mußte Gundling in diesem engen Gefängniß mit großer Unbequemlichkeit zu Fuße gehen.

Bei einem Gastmahle trank der König seine Gesundheit und nannte ihn Excellenz; Ein Herr von Ilgen, der an diesen Titel gewöhnt war, und nicht bemerkte, daß der König mit Gundling scherzte, stand auf, um zu sehen, wer ihm diese Gesundheit zubrächte. Der König aber

erklärte sich sogleich deutlicher und sagte: ich meine hier die närrische Excellenz!

Einst hatte der König fast allen Bedienstеten seines Hofstaats, namentlich aber den untersten einen Theil ihrer Besoldung geschmälert und befohlen, daß bei vielen die ihnen seither bewilligten Accidenzien an freiem Holz, Licht und dergl. wegfallen sollten. Eine solche Maßregel verursachte natürlich eine große Bestürzung und Betrübniß unter diesen Hofbedienten.

Einige Tage nach der Bekanntmachung dieser Anordnung trat der „Geheime Rath" von Gundling, in das Zimmer des Königs, als dieser noch im Bette lag. Gundlings Eintritt geschah mit vielem Ungestüm und er schob dabei, wie im Aerger die Stühle bei Seite, gleichsam als stünden sie ihm im Wege. Der König, aufgeweckt durch dieses Geräusch, öffnete die Vorhänge seines Bettes und als er Gundling entrüstet gewahr wurde, fragte er ihn: „Was zum Henker macht Ihr denn für einen Lärm?"

Gundling: „Ach man hat doch auch nichts als Verdruß und Aerger."

König: „Was ist Euch denn wiederfahren? Ihr seht ja so böse aus, als wenn Ihr alles in Stücke reißen wolltet!"

Gundling: „Wie kann man fröhlich aussehen, wenn man nichts als betrübte Gesichter

um sich sieht und nur Klagen und Seufzer hört?"

König: „Wer klagt denn?"

Gundling: „Alle Ihre Leute Eure Majestät! Sie haben fast allen zu viel an ihren Einnahmen gestrichen!

König: „Das ist schon recht. Das Volk bekommt mehr als es verdient und es belügt mich überdieß und thut seine Schuldigkeit nur halb oder gar nicht."

Gundling: „Darin pflicht ich Eurer Majestät bei. Ich habe auch heute schon einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Ich befahl ihr, sie sollte die Treppe scheuern. Was thut sie? Sie scheuert die unterste Stufe zuerst und dann die zweite, dritte, vierte, bis oben hinauf und so wie sie immer höher steigt macht sie mit ihren Füßen alles wieder schmutzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen Eure Majestät, von oben." — Der König merkte, was Gundling damit sagen wollte und erwiderte lächelnd: „Ja, darin hat Er recht; ich werde mit dem Hofmarschall sprechen."

Im Jahr 1731 wurde Gundling zu Potsdam krank und starb nach 14 Tagen, am 11. April. Als er geöffnet wurde, fand man ein Loch im Magen, welches man den vielen hizigen Getränken zuschrieb. Schon 10 Jahre vor seinem Tode hatte man für ihn einen Sarg in

Gestalt eines Weinfasses verfertigt. Es war ringsum mit Reifen gleich einem Fasse, belegt und so eingerichtet, daß die eine Hälfte, die statt eines Deckels diente, der Länge nach abgenommen werden konnte. Man strich dieses Faß wie einen Sarg schwarz an, malte oben darauf ein weißes Kreuz. Auf beiden Seiten standen folgende Verse:

Hier liegt in seiner Haut,
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding,
In seiner Jugend klug, im Alter toll,
Des Morgens wenig Witz, des Abends allzeit voll.
Bereits ruft Bacchus laut, das theure Kind ist
Gundeling.

Ferner:

Gundling hat nun ausgesoffen,
Und forthin nichts mehr zu hoffen
Von dem Wein aus diesem Faß;
Auch beim Abschied schmerzt ihn das.
Drum war es sein letzter Wille,
Daß doch ja in aller Stille
Sein mit Wein gemäster Bauch
Käm' in eben diesen Schlauch,
Draus er sich ganz unverdrossen
Oft die Nase hat begossen,
Sage, Leser, wenn du liest,
Ob das nicht ein Schweinpelz ist. —

In seinem Leben hatte Gundling mehr als einmal in diesem Sarge gelegen, auch oft ein Glas Wein darin getrunken. Er wurde in der

Kirche zu Bernstädt, einem nahe bei Potsdam gelegenen Dorfe, unter zahlreicher Begleitung von Offizieren, königlichen Bedienten, Magistratspersonen und der Schuljugend zur Erde bestattet; nur die reformirten und lutherischen Geistlichen weigerten sich, wegen der Form des Sarges, mitzugehen.

Ebenfalls 10 Jahre vor seinem Tode schon erhielt er durch eine Estaffette folgende auf ihn verfertigte Grabschrift:

Bewundre, Leser, nicht, was uns die Fabel sagt,
Daß dort beim Lucian ein Mensch zum Esel worden,
Daß sich ein Jupiter zum Stier und Ochsen macht,
Und des Ulysses Koch tritt in der Schweine Orden.
Hier muß ein theures Haupt in dieser Gruft verwesen,
Das Esel, Schwein und Ochs zu gleicher Zeit gewesen. *)

Dr. Bartholdi.

Schon zu Gundlings Zeiten drängten sich verschiedene Personen an den Berliner Hof, ohne zu bedenken, daß sie wegen ihres Mangels an anständigen Sitten dahin gar nicht paßten. Unter diese Classe gehörte auch der Doctor

---

*) Flögel, S. 218—226.

Bartholdi aus Frankfurt a. d. Oder. Er hatte schon einige Jahre vorher wegen Ehrenbeleidigung verschiedener hoher Personen in der Hausvogtei zu Berlin gesessen, wo er sich seine Untersuchungs-Acten zur Einsicht ausbat und aus denselben diejenige Schrift, die er selbst geschrieben, herausriß. Hierüber zur Rede gestellt, gab er zur Antwort: „es sei eben dasjenige, was ihn gravirte, weshalb man es ihm nicht verdenken könne, daß er die Schrift herausgerissen habe." Hieraus sah man, daß es mit seinem Verstande nicht in Ordnung sei, und entließ ihn mit dem Bedeuten, sich aus Berlin zu entfernen. Er ging nach Leipzig, wo er sich etwa anderthalb Jahre aufhielt, und in allerhand wunderliche Händel verwickelt wurde, deren unangenehmen Folgen er nur durch schnelle Entfernung zuvorkam. Nach Berlin zurückgekehrt, hielt er sich vorzüglich an den „Geheimen Rath" Gundling, der ihm zu einer Professur der Pandecten, die er, wie das corpus juris, wohl inne hatte, in Frankfurt a. d. Oder verhalf. Die Universität erhob gegen seine Ernennung Vorstellungen; allein der König wollte sein Wort nicht zurücknehmen, besonders da Bartholdi behauptete: die Eingabe der Universität gegen ihn rühre bloß aus Feindschaft und Neid her, weil er den dortigen Professoren öfters die Wahrheit gesagt hätte, die sie nicht vertragen könnten. Indessen aus seinem Umgang mit Gundling

und Anderen merkte man bald, daß seine Beurtheilungskraft Noth leide, und man sah bald ein, daß die Einwendungen der Universität gegen ihn wohl gegründet sein dürften. Er beschuldigte die Professoren zu Frankfurt der Ignoranz, der Faulheit, und besonders, daß sie mit den Einkünften der Universität übel wirthschafteten und trieb es so weit, daß der König schon eine Untersuchungs-Commission abordnen wollte. Bei seinem Aufenthalt in Berlin überzeugte man sich aber, daß seine Verstandeskräfte nicht in Ordnung seien und er tief in Pedanterie versunken sei. Dann beging er den Streich, sich ohne Urlaub von Wusterhausen, wo er wohnte, zu entfernen, was ihm durchaus nicht gestattet war. Der König nahm dieß sehr ungnädig auf, schickte ihm nach und ließ ihn wieder nach Wusterhausen zurückbringen. Hier mußten nun einige vornehme Offiziere gleichsam Standrecht über ihn halten, welche ihn zu einem Wasserbade verurtheilten. Hierauf blieb er noch ungefähr 14 Tage am Hofe, wo ihn der König scherzweise Herr Pandectarum nannte, endlich wurde er aber mit einem Geschenke abgefertigt, welches in einer Perrücke bestund, die, weil er etwas klein war, seinen ganzen Leib bedeckte. Von hier ging er endlich nach Frankfurt, wo er seine Profossur antrat, und der Universität mancherlei Verdruß bereitete. Nach Verlauf eines Jahres fiel es ihm ein, wieder

bei Hofe in Wusterhausen zu erscheinen, und schrieb deßhalb um Erlaubniß an den König; dieses Gesuch enthielt aber so tolles Zeug, daß er sich dadurch des Verbrechens der Majestätsbeleidigung schuldig machte; dessenungeachtet aber erhielt er die nachgesuchte Erlaubniß. Bei seiner Ankunft ward sein Schreiben auf Befehl des Königs durch den Staatsminister untersucht, welcher der Ansicht war, daß Bartholdi das Leben verwirkt habe, wenn der König nach der ganzen Strenge der Gesetze mit ihm verfahren wollte. Hier kamen ihm nun die Einwendungen der Universität gegen seinen Verstand sehr zu Statten, so daß er bloß in das Friedrichsspital zu Berlin gesperrt wurde. Daselbst saß er anfänglich bei einem Schwärmer, der sich unterstanden hatte, an öffentlichen Plätzen zu predigen und das ordentliche Lehramt zu verwerfen. Bartholdi hatte übrigens einen ganz leidlichen Arrest, bis man ihn auf einem Fluchtversuch, bei welchem er zugleich den Spital anzünden wollte, ertappte, worauf er in strengen Gewahrsam gebracht und mit einer Kette an einen Stock festgeschlossen wurde. *)

---

*) Aus Faßmanns Leben Königs Friedrich Wilhelm. I. Th. 1021—1525. (Flögel, S. 227. 228.)

Kornemann.

Dieser Kornemann, von oder bei Halberstadt gebürtig, nahm sich die Freiheit, den König selbst anzugehen, ihn in Dienst zu nehmen, indem er sich einer ganz besonderen Gelehrsamkeit rühmte. Er ward auch angenommen und war neben Gundling am Hofe. Er bat sich aus, seinen Namen ändern und sich künftig Cron Kornemann nennen zu dürfen. Er bildete sich auch sehr viel auf einige sonderbare Titel ein; endlich wurde er verrückt und Jedermann war darüber einig, daß dieß eine Wirkung seines Hochmuths und seiner närrischen Einbildung von seinen großen Verdiensten sei. Als er wieder genesen war, heirathete er eine Person, die sich für eine Gräfin ausgab und wegen einer weiläufigen Erbschaft einen Prozeß zu Berlin hatte. Als keine Existenzmittel mehr vorhanden waren, gerieth Kornemann in Verzweiflung und schnitt sich mit einem Scheermesser in die Kehle. Die Wunde wurde aber wieder geheilt und er mußte mit seiner Gräfin nach Spandau wandern.

Friedrich August von Hackmann.

Derselbe war Professor in Helmstädt, wo er ein Collegium über Reinecke Fuchs las. Weil

man aber erfuhr, daß er in seine Vorlesungen allerlei unerlaubte Dinge einmischte und sogar Spöttereien über die christliche Religion sich erlaubte, so ward ihm unter der Hand der Befehl ertheilt, sich fort zu machen, was er auch befolgte und sich nach Berlin begab. Dort erhielt er den Titel als Königlicher Rath und Bibliothekar nebst vierhundert Thaler Gehalt. So lange er am Hofe lebte hatte er mit Gundling zu schaffen, mit dem er immer disputiren und streiten mußte, wobei es manchmal sehr scharf herging. Unvermuthet aber ging Hackmann davon und nahm dem König eine Summe Geldes mit, die ihm zum Einkauf von Büchern zugestellt worden war. Dafür schickte er dem König ein unnützes Manuscript zu, das kaum des Abschreibens werth war. Unterdessen ging er nach Wien, wurde katholisch und bezog dort einen Gehalt von 1000 Gulden. Von Wien zog er nach Frankfurt und Italien und trieb sich zehn Jahre in der Welt herum, bis sein Gehalt endlich gestrichen wurde. Da beging er nach einer mehr als zehnjährigen Abwesenheit den kühnen Streich, sich wieder am Preußischen Hofe einzufinden, als der König eben in Wusterhausen war. Hackmann hatte seinen etwa 20 Jahre alten Sohn bei sich, welcher im Jahr 1727 zu Wien ebenfalls zum katholischen Glauben übergetreten war, wie solches das Concept eines Memorials bewies,

worin er den Kaiser bat, er möchte seinen neubekehrten Sohn unter die Supernumenarios seiner Kammerdiener aufnehmen, und ihm, dem Vater, seinen Gehalt wieder geben, damit er in den Stand gesetzt würde, seine Frau, die sich bei ihrem Bruder, dem Herzogl. Weimarischen Kammerrath Oppermann, aufhalte, mit den übrigen Kindern ebenfalls zu der allein seligmachenden Religion zu bringen. Das Concept dieses Memorials, worauf keine Antwort erfolgte, verlor Hackmann aus Unvorsichtigkeit in Wusterhausen, bekam es auch nie wieder in seine Hände, ungeachtet er sich alle Mühe gab. Der König von Preußen war damals eben recht guter Laune; als Hackmann 1728 zurückkam, so daß er wieder Zutritt bei Hofe erhielt und aus seiner langen Abwesenheit nur ein Scherz gemacht wurde. Er hatte damals jenes Memorial noch nicht verloren, und läugnete also, daß er zu Wien seine Religion verändert hätte, bis ihn der Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig, der bei seiner Ankunft zugegen war und von der Sache genaue Nachricht hatte, davon überführte. Dennoch ließ ihm der König 100 Thaler auszahlen, weil er in der Noth steckte. Hackmann erbot sich nun, er wolle die in Wien angenommene Religion wieder verlassen und reformirt werden, wenn der König ihn wieder auf's Neue in seine Dienste nähme. Der König sagte ihm hierauf, weil er, Hack-

mann, ehemals lutherisch gewesen, so müsse er sich auch wieder zu dieser Religion wenden, wenn er nicht gesonnen sei, bei der katholischen zu verharren, und er könne schriftlich aufsetzen, was er von ihm verlange. Da übergab Hackmann ein Memorial, worin er verlangte: der König solle ihm seine rückständige Besoldung auf 10 Jahre mit 4000 Thalern ausbezahlen, solche ihm auch ferner belassen und ihm außerdem noch den Charakter eines Geheimen Hofraths und Großbibliothekars verleihen. Aus diesem Memorial merkte man nun leicht, wie schlimm es mit dem Verstande des damals schon 60jährigen Mannes beschaffen war. Er wurde mit seinem Gesuche abgewiesen, weil er davongegangen, in der Zeit seiner Abwesenheit keine Dienste geleistet und den König überdieß noch um 100 Thaler betrogen hätte. Nun erklärte sich Hackmann mit allem zufrieden, erhielt ein Patent als Königlicher Geheimer Hofrath und Bibliothekar, nebst einer jährlichen Besoldung von 400 Thalern. Bald hierauf legte er in der Petrikirche sein lutherisches Glaubensbekenntniß ab. Hernach fiel es ihm ein, er wolle Professor der Geschichte zu Halle werden, und verlangte deßwegen vom Könige eine Besoldung von 600 Thalern, und weil es eben um das Quartal Luciä war, setzte er in sein Memorial die unbesonnenen Worte:

Lucia bringe mir Glück,
Sonst geh' ich nach Wien zurück!

Die Resolution des Königs erfolgte nun dahin: er könne gehen wohin er wolle, nach Wien oder nach Halle. Wolle er sich aber nach Halle begeben, so solle er jährlich eine Besoldung von 400 Thalern erhalten. Weil Hackmann nun wohl wußte, daß für ihn in Wien nichts weiter zu erreichen war, begab er sich nach Halle. Dort wollte er die Studenten durch seine Windmacherei hinter's Licht führen und verlangte, sie sollten ihm auf ein Colleg pränumeriren, in welchem er ihnen durch verschiedene geheime Mittel, wissenschaftliche Kenntnisse auf leichte Weise beibringen wolle. Sein Plan gelang ihm aber nicht. Als nach einem halben Jahre während seines Aufenthalts in Halle der berühmte Thomasius starb, reiste er schnell nach Berlin, um in dessen Besoldung sich einweisen zu lassen, ein Ansinnen, mit welchem er abgewiesen wurde. Hierüber aufgebracht, ging Hackmann heimlich von Halle weg, ließ seine Familie daselbst zurück und bettelte sich als ein Landstreicher weiter. Im Jahr 1730, als der König eben in Nürnberg war, wo auch Hackmann sich gerade zufällig befand, wagte es dieser, sich dem König vorzustellen und sich zu erbieten, wieder zu kommen, wenn er ihm 600 Thaler Besoldung geben wolle. Der König befahl ihm aber, sich augenblicklich fortzupacken.

Als der König 1732 nach Böhmen reiste, unterstand sich Hackmann nochmals, denselben in Prag anzureden, mit dem Erbieten, er wolle wieder kommen. Der König erstaunte über die Tollkühnheit dieses Menschen, ließ aber seinen Verdruß nicht merken, sondern sagte zu ihm: er möchte kommen, wenn er wolle. Als sich nun Hackmann wirklich wieder einfand, erhielt er zur Bestrafung seiner Vermessenheit den Staupbesen. Hierauf ging er wieder nach Prag und beklagte sich bei den Katholiken, daß er wegen seiner Religion in Berlin so viel hätte ausstehen müssen. Sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt. *)

David Faßmann

wurde im Jahr 1683 zu Wiesenthal im sächsischen Erzgebirge geboren, bezog 1703 die Universität zu Altorf, wo er sich aber aus Armuth nicht lange aufhalten konnte, sondern genöthigt war, bei der Kriegs- und Landpflegsstube zu Nürnberg Schreiberdienste anzunehmen; er machte ungeachtet der damaligen Kriegs-Unruhen viele Reisen, stand von 1705 bis 1709 bei verschiedenen Gesandtschaften in Diensten und war wegen seiner Sprachkenntnisse und seiner

---

*) Faßmann, 1027—1034. (Flögel, S. 232.)

zierlichen Handschrift wohl zu gebrauchen. 1709 und 1710 stand er als Quartiermeister bei der ersten Brigade der Chevaliergarde des Königs von Polen und hielt sich die ganze Zeit mit in Polen auf. 1711 ging er im Gefolge des damaligen sächsischen Churprinzen mit nach Frankfurt am Main zur Kaiserwahl. Hierauf kam er als Secretär zu einem Engländer, der auf der Universität Utrecht studirte, hörte mit demselben das jus publicum, und trieb hier, sowie später in Paris fleißig die Geschichte. Im Jahr 1714 und 1715 bereisete er mit jenem Engländer Frankreich, England, Irland und Italien, ging nach dem Tod des Engländers, der zu Neapel starb, über Venedig und Wien nach Halle, wo er Theologie studiren wollte. Endlich legte er sich auf das Informiren in der französischen und englischen Sprache. In dieser Absicht kam er nach Leipzig und fing im Jahr 1717 die Gespräche im Reich der Todten an, die er bis 1740, also 22 Jahre lang fortsetzte. Auch verfaßte er in dieser Zeit noch manche gute Bücher, deren Aufzählung jedoch nicht hieher gehört.

Im Jahr 1726 kam Faßmann nach Berlin, wo er allerhand lustige Streiche mit Gundling spielte. Er erzählt dieses selbst in seinen elysäischen Feldern, wo er sich aber nicht nennt, sondern von sich nur in der dritten Person

redet.*) Unter Anderem legt er Gundlingin seinem Gespräche mit Kyau folgende Worte in den Mund: „Ein Mann (Faßmann), mit dem ich ebenfalls meine liebe Noth gar oft bei Hofe gehabt, erschien um dieselbe Zeit (1726, da Gundling Kammerherr wurde) das erstemal zu Potsdam, hatte auch die Gnade, mit in den Abendgesellschaften und Assembleen zu sein, wo sich des Königs Majestät befanden. Als sich nun der König einst bei dem Obersten Flautz er der Assemblee befanden, gingen sie des Nachts 10 Uhr aus derselben und begaben sich zur Ruhe. Verschiedene Personen aber, worunter ich mich und der Mann, den ich hier meine, befanden, blieben noch eine Weile. Da ließ sich der Mann mit mir in verschiedene vertrauliche Discurse ein, umarmte mich auch öfters, als wenn er es recht herzlich gut mit mir meinte. Er that es aber, wie ich nachher erfahren, bloß darum, daß unterdessen zwei vornehme Offiziere Gelegenheit haben möchten, mir den Kammerherrnschlüssel von der Seite weg zu prakticiren. Solches gelang ihnen auch nach Herzenswunsch, weil ich etwas betrunken war. Darauf ging die ganze Gesellschaft auseinander und ich legte mich zu Bette, ohne daß weder ich noch mein Bedienter denselben Abend inne wurden, was mir fehlte. Den andern Morgen

*) Faßmann's elis. Felder I. 246. 263. 271. (bei Flögel, S. 239—240.)

aber, als der Bediente meinen Rock reinigen wollte und mir ankündigte, daß der Kammerherrnschlüssel fort wäre, gerieth ich darüber in den größten Schrecken. Die Angst vermehrte sich auch nicht wenig, als ich einen Befehl erhielt, augenblicklich vor dem König zu erscheinen. Denn der König wußte den Possen schon, den man mir gespielt hatte und der Schlüssel befand sich bereits in dessen Händen. Ich trat also mit Furcht und Zittern zu dem Könige in's Zimmer, wo sich über 20 Offiziere befanden. Der König fragte, wo ich allemal so lange bliebe, wenn er mich rufen lasse; endlich that er, als ob er erst merke, daß mir der Kammerherrnschlüssel fehle und fragte, wo ich denselben gelassen hätte? Nach langem, ängstlichem Stillschweigen antwortete ich, man hätte mir denselben gestohlen. Hierüber erhielt ich viele Verweise, worein alle Anwesenden treulich einstimmten. Der König befahl, ich solle den Schlüssel wieder herbeischaffen, so lange aber, bis dieses geschehen sein würde, einen hölzernen vergoldeten Schlüssel tragen. Es wurde auch bei einem Drechsler ein solcher Schlüssel bestellt, der fast eine ganze Elle lang war. Den andern Abend, als wieder Assemblee war, ward mir von dem Manne, der mich um meinen Kammerherrnschlüssel bringen helfen, dieser entsetzlich große und vergüldete hölzerne Schlüssel bei der Abendtafel mit einer sonderbaren

Rede übergeben. Ich mußte ihn auch mit einem blauen Bande in dem einen Knopfloch an der Brust anhängen und fünf bis sechs Tage lang damit bei Hofe erscheinen. Am sechsten Tage überreichte man mir bei der Tafel eine verdeckte Schüssel, worin ich meinen Kammerherrnschlüssel zu meinem größten Vergnügen wieder fand; ich steckte ihn augenblicklich in die Tasche, auf die Seite, wo bemeldeter Mann saß. Als dieser mir den Schlüssel wieder wegmausen wollte, erinnerte mich eine hohe Person, ich sollte ihn in Acht nehmen; welches ich auch that und mir, als ich nach Hause kam, den Schlüssel am gehörigen Orte mit Draht befestigen ließ.

Mit eben diesem Manne habe ich fünf Herbste in Wusterhausen und viermal zu Potsdam meine Noth und Plage gehabt. Unter vielen andern Streichen, die er mir gespielt, wurde er angestiftet, einen Tractat zu schreiben, betitelt, „der gelehrte Narr". Diesen dedicirte er mir, ob er gleich meinen Namen nicht nannte, hat mir auch ein Exemplar davon in Gegenwart des Königs und vieler Offiziere übergeben.

Das erstemal, als ich diesen Mann in einer Abend-Assemblee bei einem Obersten in Potsdam sah, fragte ihn der König, ob er nicht wisse, wer ich sei? Er antwortete mit Nein! wie wir denn einander auch noch nie gesehen hatten. Als nun der König weiter fragte, für

wen er mich denn hielte? sprach er: er sehe mich für einen afrikanischen Gesandten an, den etwa der Kaiser von Fez und Marocco an Ihre Majestät müsse gesandt haben, oder ich sehe doch den afrikanischen Kreaturen sehr ähnlich. Zu einer andern Zeit redete er von einem Buche, welches von der Physiognomie und der Aehnlichkeit der Menschen mit den Thieren handelte. Als nun gefragt wurde, welchem Thiere ich denn ähnlich sehe? sagte er: Gundling sieht einem polnischen Ochsen vollkommen gleich. Weil ich mir nun die Gedanken machte, der Mann strebe nach meinen Aemtern und wolle mich ums Brod bringen, war ich ihm spinnenfeind und trachtete auch in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft in einer Assemblee ihn ums Gesicht zu bringen. Denn als wir heftig mit einander disputirten, ergriff ich ein Feuerpfännchen mit glühendem holländischen Torf, wodurch sein Gesicht sehr verbrannt wurde. Hierauf packte er mich augenblicklich an, warf mich auf den Bauch, zog mir die Hosen ab, und gab mir mehr als dreißig Streiche mit der heißen Feuerpfanne, daß ich wohl in vier Wochen ohne Schmerzen nicht sitzen konnte. Ein andermal wollte er mich zum Fenster hinausstürzen. Einst sollte ich Kugeln mit ihm wechseln, wozu ich aber nicht zu bewegen war, er aber brannte seine Pistole nahe an meiner Perücke los, daß sie in Flammen gerieth. End-

lich mußte mir dieser Mann, den ich jederzeit für meinen Erzfeind gehalten, worin ich ihm doch sehr Unrecht gethan, noch die Parentation bei meinem Leichenbegängniß halten."

Freiherr von Pöllnitz

Der durch seine Memoiren bekannte Freiherr von Pöllnitz verlangte als Oberceremonienmeister seinen Abschied, in der Hoffnung, eine reiche Frau heirathen zu können. Der König Friedrich II. dictirte diesen Abschied, der vom 1. April 1744 datirt ist, selbst in einer so besonderen Form, daß er der einzige seiner Art ist und fast den ganzen Lebenslauf des Barons enthält. *) Dieser Abschied lautet wörtlich:

„Wir Friedrich 2c. thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel Uns bekannt ist, von ehrlichen Eltern geboren, Kammerjunker bei Unserem hochseligen Großvater glorwürdigen Andenkens; wie auch im Dienste der Herzogin von Orleans in der nämlichen Würde, Oberster in spanischen Diensten, Rittmeister bei der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerer des Papstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig; Fähnrich im Dienst des Herzogs zu Weimar, Kammerherr in Diensten Unseres

---

*) Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. 3. Samml. S. 91.

höchstseligen Vaters, hochbeglückten Andenkens, und zuletzt Oberceremonienmeister in den unsrigen; indem er sich von dem Strom der ehrenvollsten Militärwürden und der erhabensten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, gleichsam überschwemmt und fortgerissen sieht; nun weltüberdrüssig und durch das schlechte Beispiel des neuen Kammerherrn Montaulieu fortgerissen, der kurz vor ihm von dem Hof entwich: so hat besagter Baron von Pöllnitz bei Uns angesucht und unterthänigst gebeten, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens, in Gnaden einen ehrlichen Abschied zu ertheilen.

Da Wir also Rücksicht auf sein Begehren nehmen und nicht für gut befinden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er angesucht hat, in Absicht der wichtigen Dienste, welche er Unserem Königlichen Hofe durch seine Spaßmachereien geleistet, und des Zeitvertreibes, welchen er neun Jahre hindurch Unserem höchstseligen Herrn Vater verschafft hat; so nehmen Wir keinen Anstand, zur Ehre des Barons zu erklären, daß während der ganzen Zeit, die er in Unserem Dienst zugebracht, er weder Straßenräuber noch Beutelschneider noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfernraub begangen noch junge Mädchen geschändet, gröblich verläumdet, noch die Ehre irgend

Jemandes von Unserem Hofe verletzt, sondern sich stets wie ein ehrlicher Mann, seinem Herkommen gemäß, betragen und beständig einen guten Gebrauch von den Gaben, die ihm der Himmel verlieh, gemacht hat: nämlich den Zweck des Theaters zu erreichen, welcher darin besteht, das Lächerliche der Menschen angenehm und spaßhaft darzustellen, um sie dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bacchus in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit sehr aufrichtig befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er die Bauern die Vorschrift des Evangeliums: „Geben ist seliger, denn nehmen," stets hat befolgen lassen. Er hat auch die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustgärten vollkommen inne gehabt, besonders aber die Listen Unseres alten Hausraths; und verstand übrigens durch seine Verdienste sich bei denjenigen nützlich und gefällig zu machen, welche die Bosheit seines Verstandes, und die wenige Güte seines Herzens kannten.

Ferner geben Wir auch dem genannten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt hat, es sei denn durch seine Zudringlichkeit, welche alle Grenzen der Ehrfurcht überschritt, und auf eine unanständige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entehren und zu verun-

glimpfen suchte. Da man aber auch in den schönsten Gegenden auf unfruchtbare und wüste Stellen stößt, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der berühmtesten Maler nicht fehlerfrei sind, so wollen Wir besagtem Baron seine Fehler und Gebrechen auch zu gut halten; und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obschon ungern, den Abschied, um den er ansucht, wollen überdieß noch das Amt, das ihm anvertraut war, gänzlich aufheben und abschaffen, damit das Andenken davon unter den Menschen gänzlich vertilgt werde, weil Wir dafür halten, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es zu bekleiden. Potsdam, den 1. April 1744." —

Um eine reiche Heirath sicherer zu erzielen, wurde Pöllnitz zum zweiten oder gar dritten Male katholisch. Diese Verbindung kam aber dennoch nicht zu Stande und der Baron saß ohne Geld und ganz entblößt da, Nun schrieb er aus Nürnberg an den König und bat, ihn wieder in seinen vorigen Posten einzusetzen, er wolle dann die reformirte Religion wieder annehmen. Der König antwortete: ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seid, ist mir gleich viel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen, dann will ich Euch wieder in meine Dienste nehmen. Sonst genoß Pöllnitz des Königs Gnade und Vertraulichkeit, bewies sich aber, wie aus einigen noch übrigen Briefen

des Monarchen erhellt, sehr undankbar gegen denselben. Obgleich er ihm neben andern Wohlthaten 6000 Thaler gegeben hatte, ihn aus dem Abgrund seiner Schulden, deren er immer in Menge hatte, zu reißen, so ließ er sich doch auf eine unbedachtsame Weise einfallen, seinen Dienst ohne Ursache oder mit einer Unvorsichtigkeit, die wenig ihres gleichen hat, zu verlassen. Der König schrieb: eine so auffallende Undankbarkeit sollte mich abhalten, einen Menschen wieder anzunehmen, der es hinlänglich zu erkennen gegeben hat, daß seine sogenannten Einsichten nie von Redlichkeit, Treue und Erkenntlichkeit begleitet sein können. Dieses erinnert mich an einen gewissen Brief, den ich unter den Papieren meines hochseligen Vaters gefunden habe, wo ein denkwürdiger Ausspruch also lautete: wann werdet Ihr klug werden? — mein Gott! Aus dem allem läßt sich schließen, daß, wenn ich nach den gewöhnlichen Regeln der Billigkeit und der Klugheit handeln wollte, ich verbunden sein würde, Sie gänzlich zu verlassen, indem ich Sie sich selbst aus den traurigen Folgen Ihrer Thorheit heraushelfen ließe. Aber da ich wohl in Betracht ziehen will, daß ungeachtet Ihres Verstandes, die Natur Ihnen dennoch die zu einem tadellosen Leben erforderliche gesunde Urtheilskraft versagt hat, und diese Ihnen auch vielleicht nie zu Theil werden lassen wird, so bin

ich entschlossen, Ihnen noch einmal Gnade, Verzeihung und gänzliches Vergessen alles dessen, was Sie begangen haben, widerfahren zu lassen, wenn sie sich nämlich ganz treuherzig folgenden Bedingungen unterwerfen:

1) verlange ich durch ganz Berlin bekannt machen zu lassen, daß sich Niemand, wer es auch sei, bei 100 Ducaten Strafe unterstehen soll, Ihnen weder an Geld noch an Waaren etwas zu borgen.

2) Verbiete ich Ihnen ausdrücklich, jemals das Haus irgend eines auswärtigen Ministers zu betreten, noch in andern Häusern Umgang mit ihnen zu unterhalten, oder ihnen etwa das zu hinterbringen, was an der Tafel oder bei andern Zusammenkünften gesprochen worden ist.

3) So oft ich Sie zu meiner Tafel zulassen werde und Sie die andern Gäste gutes Muths finden, müssen Sie sorgfältig vermeiden, zur Unzeit ein verdrüßliches Hahnrei-Gesicht zu machen, sondern vielmehr dazu beitragen, das Vergnügen der übrigen zu erhalten und zu befördern. Berlin, den 24. Juli 1744. —

Eigenhändig hatte der König darunter geschrieben: Wollen Sie lieber Schweinen, als großen Fürsten dienen, wie sie sich ausgedrückt haben, so kann es Ihnen nicht an Bedienungen fehlen, und Sie werden dergleichen in Westphalen genug finden.

Zu Ende des siebenjährigen Kriegs war Pöllnitz Königlicher Schauspiel-Director und durfte noch oft zum Könige kommen, der sich zwar gerne mit ihm unterhielt, aber ihm niemals traute. Er bat einst um eine Zulage, der König schickte ihm einige Scheffel Gerste oder Haber und ließ sie ihm in die Stube schütten. *)

Einst wurde Pöllnitz aufgetragen, einige indianische Hühner für den König zu bestellen; dieses that er und schickte sie an den König mit dem lakonischen Billet: Voilà les Dindons, Sire! (Da sind die Hühner, Sire!) Der König, über diesen familiären Ton ungehalten, ließ den magersten Ochsen, der in Berlin aufzutreiben war, kaufen, ihm die Hörner vergolden, einen Blumenkranz an den Hals hängen, ihn vor das Haus des Pöllnitz führen und dort anbinden, nebst einem Zettel, worauf stand: Voilà le boeuf Poellnitz! (Da ist der Ochs Pöllnitz!) **)

---

*) Anekdoten ꝛc. aus dem Leben Friedrichs II. 4. Samml. S. 40.

**) Flögel, Hofnarren, S. 244—245.

Simon Jakob Morgenstern.

Morgenstern, welcher aus Pegau gebürtig war, studirte zu Leipzig, wo er Magister der Philosophie wurde und Collegien las. Weil es ihm aber daselbst nicht nach Wunsch ging, begab er sich nach Halle und heirathete 1735 die Tochter des dortigen Malers Gerike, las auch als magister legens über Geschichte und Geographie „etwa vier Studenten bei einem Glase Wasser und einer Pfeife Taback." Der Geheime Rath Heineccius, der ihm gegenüber wohnte, schickte oft zu ihm und ließ um Ruhe bitten, wenn die Studenten in seinem Collegium zu sehr lärmten. Er gab auch einige Schriften heraus über Geographie, Russisches Staatsrecht 2c., letzteres Werkchen dedicirte er der russischen Kaiserin, wofür diese ihm 100 Rubel nach Berlin überschickte. In der Absicht, dieses Geld zu holen, reiste er durch Potsdam, wo ihn die Wache fragte: wer er wäre? Er sagte: ich bin magister legens in Halle. Der Soldat, der dieses nicht verstand, meldete ihn bei dem wachehabenden Offizier. Dieser ließ den Herrn Magister in die Wachstube kommen und fragte ihn um sein Gewerbe; als er hörte, daß er in Halle Collegia lese, fragte er ihn, ob er ihm nicht ein Collegium über eine aufgegebene Materie lesen wolle? Morgenstern that dieß mit großer

Bereitwilligkeit aus dem Stegreif. Der Offizier, der sich über die Fertigkeit und muntere Laune des Magisters freute, und glaubte, dieses würde ein Mann zum Zeitvertreibe für den König sein, ließ ihn beim König anmelden. Der König ließ ihn vor sich, unterredete sich mit ihm, und nahm ihn in seine Dienste, um ihm die Zeitungen vorzulesen und ihn mit Erzählungen aus der alten und neuen Geschichte zu unterhalten. Er trug in Berlin gewöhnlich einen seladongrünen Rock, eine Allong-Perücke und einen hohen Stab. Im Jahre 1737 im October oder November mußte Morgenstern zu Frankfurt an der Oder eine öffentliche Disputation über die Narrheit halten, wobei alle Professoren zu opponiren hatten. Das Costüm Morgensterns, in welchem er den Catheder betreten sollte, bestund aus lauter Kleidungsstücken, die der König nicht leiden konnte und die er in dieser Disputation verächtlich machen wollte; Morgenstern trug nämlich ein gesticktes, großes, blausammtnes Kleid, mit sehr großen rothen Aufschlägen und einer rothen Weste, sammt einer großen Perücke, die über den ganzen Rücken hinab ging. Die Stickerei an den Knopflöchern, Taschen, Hosen und Zwickeln an den Strümpfen aber bestund aus lauter silbernen Hasen; statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an und auf dem Hute statt der

Federn Hasenhaare. Der ganze Titel jener merkwürdigen Disputation ist:

„Vernünftige Gedanken von der Narrheit und Narren. Aufgesetzt und in hoher Versammlung behauptet von Salomon Jakob Morgenstern. Gedruckt in diesem Jahr 1737. 8. Ohne ein Blatt Vorrede 24 Seiten."

Morgenstern lebte im fünften Decennium des vorigen Jahrhunderts auf dem Lande unweit Breslau, eine Zeitlang in Gesellschaft eines Candidaten der Rechte, Namens Johann Benjamin Großer, aus Breslau gebürtig, welcher gewöhnlich der Fenchel-Poet genannt wurde, weil er für ein Glas Fenchel deutsche Verse aus dem Stegreif machte, und der auch vorgab, er habe auf dem Lande die Gänsesprache gründlich studirt und sich vorgenommen, ein Gänse-Lexikon zu schreiben, wie er sich denn auch in einem Stammbuche Lexicographus anserinus unterschrieben hat. — Morgenstern starb als Hofrath zu Potsdam im November 1785. Seinen Gehalt von 500 Thalern, welcher auf die Kämmerei-Kasse der Stadt Breslau angewiesen war, hatte der Rector Arletius zu Elisabeth für die Schulcollegen des Elisabethinischen Gymnasiums ausgebeten; sie wurden aber nach Morgensterns Tode so vertheilt, daß 250 Thaler an Lehrer und 150 Thaler zu Ver-

sorgung von Offiziers-Wittwen angewiesen wurden. *)

Hessen.

Der Landgraf Philipp von Hessen, mit dem Beinamen der Großmüthige, hatte einen Hofnarren, Namens Peter Bärenhaut. Einst beklagte sich der Landgraf über Kopfschmerzen, weil er den Tag zuvor zu viel getrunken hatte. Sein Hofnarr sagte zu ihm, er wolle ihn eine Kunst lehren, das Kopfweh zu vertreiben. „Nun," sprach der Landgraf, „laß deine Kunst hören!" „Vertreibe den gestrigen Rausch mit einem neuen," sprach der Narr. „Dann werde ich morgen kränker sein als heute," entgegnete der Landgraf. „So trink dich alsdann wieder voll!" rieth der Narr. „Was wird aber endlich daraus werden?" fragte der Landgraf. „Ein Narr, wie ich," sagte Peter. „So will ich lieber," entgegnete der Landgraf, „meinen Kopfschmerz erdulden, als ein Narr werden wie du!" — **)

---

*) Flögel, S. 245—51. und Mosers Lebens-Geschichte I. Th. S. 169 ff.

**) Anekdoten großer Regenten und berühmter Staatsmänner, II. Thl. S. 216.

Oesterreich.

Wigand von Theben oder der Pfaff von Kalenberg.

Otto der Fröhliche, Herzog von Steyermark, ein Sohn Kaiser Albrechts I. und Enkel Rudolphs von Habsburg, welcher 1339 starb, war ein sonderbarer Liebhaber von kurzweiligen Personen, deren zwei der vornehmsten sich damals an seinem Hofe aufhielten, wovon der eine Wigand von Theben, oder der sogenannte Pfaff von Kalenberg war. Die Narrenstreiche und lustigen Possen dieses Hofnarren waren im 16. Jahrhunderte so bekannt, daß viele Schriftsteller seiner erwähnen und selbst Dr. Luther gedenkt seiner in der Randglosse zu Sirach XIX, 5. mit den Worten: „Eulenspiegel, Vencentius, der Pfaff von Kalenberg.“ Nach und nach aber hat sich das Andenken desselben ziemlich verloren. Es scheint, daß man seine Schwänke noch bei Lebzeiten oder doch bald nach seinem Tode gesammelt habe. Schon im Jahre 1400 soll man eine Sammlung davon gehabt haben. Vier gedruckte Ausgaben davon sind bekannt; zwei in Prosa, nämlich:

Pfaff von Calenberge, 1582. 8.

Die Geschichte des Pfarrherrs von Kalenberg. Augsp. Drukts Valentin Schönig. 1602. 8. mit Holzschnitten;

und zwei Ausgaben in Versen, nämlich:

Geschichte des Pfaffen von Kalenberg, und History Peter Lewen, des andern Kalenbergers in Reimen, durch Achilles Jasoe. 1613. 8.

und eben dieselbe Ausgabe von 1620. 8.

Die erste Ausgabe befand sich früher auf der Akademie-Bibliothek zu Liegnitz, welche namentlich von dem Herzog Georg Rudolph gesammelt wurde, ist aber mit andern Büchern, von denen sich noch ein Verzeichniß in jener Bibliothek befindet, in der Plünderung im Jahr 1636 abhanden gekommen. *)

Die zweite Ausgabe, welche sehr selten zu finden, jedoch in der Bibliothek zu Wolfenbüttel noch vorhanden sein soll, hat folgenden Titel:

„Die Geschichte des Pfarrherrs v. Kalenberg. Jezo aufs newe mit der History Peter Lewen, des andern Kalenbergers, was er für seltzame Abenthewer begangen, in Reimweiß verfasset, gebessert Im MDCXX. Jahr. 8." Das ganze Buch besteht nebst dem Titelblatt aus 46 Blättern, und ist durchaus in Versen.

Von diesem seltenen Buch gibt Flögel mit Beibehaltung des alterthümlichen Styls einen umfassenderen Auszug, dem hier nur das Wesentlichste entnommen werden soll.

„Ein Bürger in Wien, — heißt es in dem-

---

*) Flögel, S. 252.

selben — der im Rathe saß, hatte einen Studenten, Namens Wigand von Theben (vermuthlich war Theben, ein Schloß in Nieder-Ungarn, welches auf einem Berge bei dem Zusammenflusse der Morava und Donau liegt, sein Geburtsort), im Hause, der war schnell und behend mit klugem Sinn und weiser List. Sein Glück fing also an. Der Bürger ging einst auf den Fischmarkt und sah daselbst einen großen Fisch, den eine Menge Leute anstaunten. Der Student sprang auch dazu und sah, daß Niemand den ungeheuren Fisch kaufen wollte, weil er zu theuer war. Er dachte bei sich, der Fisch sollte wohl des Fürsten Tafel zieren und sagte zu dem Bürger, er sollte ihm Geld leihen, um den Fisch zu kaufen, weil er ihn dem Herzog Otto schenken wolle, was der Bürger auch zufrieden war. Der Student ließ den Fisch nach Hause tragen, borgte von dem Bürger ein Sonntagskleid und wanderte mit dem Fisch nach der Burg. Der Thürhüter wollte ihn nicht hineinlassen, außer wenn er ihm die Hälfte von dem geben wolle, was ihm der Fürst schenken würde. Der Student schwur es, zu thun; darauf brachte er dem Fürsten den Fisch zum Geschenke und bat sich eine Gnade aus, die der Fürst auch bewilligte. Diese Gnade bestund darin, daß er ihn durch zwei handfeste Kerle tüchtig solle abprügeln lassen. Der Fürst wollte anfänglich nicht darein willigen, doch ließ er es endlich

geschehen, fragte ihn aber nach empfangener Gnade um die Ursache seines seltsamen Begehrens. Dann hinterbrachte ihm der Student das Verlangen des Thürhüters, der auch die Hälfte des Preises im vollen Maaße erhielt. Alsdann fragte der Fürst den Studenten, wer er wäre und was er eigentlich bei ihm suchen wolle. Der Student meldete seinen Namen und daß er gern wollte Priester werden. Der Herzog versprach ihm die erste ledige Pfarrstelle und eben erhielt er Nachricht, daß der Pfarrer zu Kalenberg gestorben wäre, welche Pfründe er denn gleich erhielt.

Er zog also nach Kalenberg und trat sein Amt an.

Als er einst gerne seinen verdorbenen Wein los gewesen wäre, ließ er ausprengen, er wolle vom Kirchthurme über die Donau fliegen, worauf eine Menge Bauern zusammen kamen, das Wunder mit anzusehen. Der Pfarrer hatte sich stattlich mit Pfauenfedern aufgeputzt und machte uancherlei Bewegungen, als ob er seinen Flug beginnen wollte. Als er aber die längste Zeit auf dem Thurme stand, ohne zu fliegen, litt das Volk bei der großen Sonnenhitze Durst und kaufte des Pfarrers ganz sauren und kohnigten Wein, um den Durst zu stillen. Als der Wein gar war, fragte er das Volk: ob sie wohl je einen Menschen hätten fliegen sehen? Da sie nun mit nein antworteten, so sagte er: Nun,

so sollt ihr mich auch nicht fliegen sehen! geht nur alle nach Hause, ich gebe euch meinen Segen. Das Volk ging davon, theils fluchend, theils lachend.

Als der Bischof von Passau von diesem lustigen Pfaffen hörte, ließ er ihn zu sich holen. Der Pfarrer fand, daß der Bischof sehr blödsichtig sei, und rieth ihm deßwegen, bei einem Frauenzimmer zu schlafen, was aber so übel gerieth, daß der Prälat glaubte, er werde vollends blind werden. Mit dem Weihbischof trieb er auch seine Kurzweil, den er einst mit seiner Kellnerin überraschte, unter deren Bette er sich versteckt hatte. Das nahm ihm der Weihbischof so übel, daß er ihm bei Strafe des Banns befahl, seine junge Köchin abzuschaffen und eine von 40 Jahren zu sich zu nehmen. Der Pfarrer nahm zwei zu sich, jede von 20 Jahren, und sagte: das macht just vierzig.

Einst kam im Monat Mai die Herzogin Elisabeth von Bayern auf der Donau gefahren und sah, da sie am Kalenberge fuhr, eine seltsame Gestalt, die etwas im Bache wusch. Sie fragte ihre Hofmeisterin, was das wäre. Als diese sich nach dem Ungeheuer erkundigte, erfuhr sie, es sei der Pfarrer, der seine Kleider wasche. Ach, sagte die Fürstin, Gott erbarme sich über ihn, er ist so arm, daß er nicht einmal eine Wäscherin hat.

Als sie einst im Winter über Feld spazierte,

bat sie ihren Gemahl um Urlaub, zu dem Pfarrer zu reisen, um zu sehen, wie er sie empfangen würde, da er von ihrer Ankunft nicht unterrichtet war. Der Fürst freute sich über diesen Einfall und konnte den Ausgang kaum erwarten. Der Pfarrer empfing die Herzogin mit ihrem Hofgesinde sehr höflich und setzte einen Haufen Töpfe und Tiegel auf den Herd an das Feuer. Die Fürstin fragte ihn: müßt ihr euch selber kochen, wie ich euch auch waschen gesehen und habt ihr denn keine Magd? Ach! seufzte der Pfarrer, ich hatte eine junge Magd, die hieß mich der Bischof wegschaffen und eine von 40 Jahren nehmen; da hätte er gedacht, er wolle sich zwei, jede mit zwanzig Jahren, einthun, das mache auch vierzig, und wären ihm nützlicher als ein altes sieches Weib. Die Fürstin sagte, er solle ihr doch die beiden Mägde zeigen, es solle ihm nichts widerfahren; dieses that er auch, nachdem er sich für jede ein neues Kleid ausgebeten.

Nun fragte die Herzogin, wo bleibt denn Essen und Trinken, wollt ihr uns also bewirthen; eure Töpfe und Tigel sind ja alle leer. Ach, sagte der Pfarrer, ich dachte, Sie würden das Essen selbst mitbringen, denn sollte ich Sie traktiren, so würde mein jährliches Einkommen auf einen Tag kaum hinreichen. Darauf brachte er einen guten Trunk Wein und weil es in der Stube zu kalt war, ging er in die Kapelle,

nahm die hölzernen Bilder der Apostel und heizte wacker damit ein. Die Fürstin wunderte sich über das gräuliche Gepolter, das der Pfarrer beim Herbeischleppen der Apostel verursachte, und schickte einen von ihrem Gefolge hinaus, um zu sehen, was vorginge. Dieser verkündigte ihr das schreckliche Auto-da-fe, welches mit den Aposteln in der Küche gespielt wurde. Sie guckte darauf selbst durch ein Löchlein in der Thüre, da der Pfarrer eben den Apostel Jakobus anpackte, und sagte: Pfaff, bist du närrisch, daß du die Heiligen Gottes also verbrennst? Er sagte: Gnädige Frau, es waren nicht Knechte Gottes, sondern bloß blinde Götzen. Ich hatte ein Gesicht im Traum, wo mir das befohlen und zugleich versprochen ward, daß Eure Gnaden würden neue Bilder machen lassen. Die Herzogin erwiderte, das soll geschehen. Des Morgens in aller Frühe fuhr die Herzogin mit ihrem Gefolge fort, ehe der Pfarrer aufstund, der bis an den Mittag schlief. Als er erwachte, wunderte er sich dessen gar sehr und grämte sich drob; um seine Grobheit aber wieder gut zu machen, ritt er nach Hofe.

Als er dort Samstags Morgens ankam und vor der Thüre saß, kamen etliche Bauern, die bei dem Fürsten etwas anzubringen hatten. Sie baten den Pfarrer, er möchte ihnen Zutritt verschaffen. Er guckte durch die Thüre ins Zimmer und sagte, der Herr sitzt eben im

Bade; ihr müßt eilen, damit euch Niemand zuvorkommt; daher zieht euch nackend aus, der Herr wird euch schon im Bade eure Bitte gewähren. Die Bauern thaten dieses aus gutem Zutrauen, worauf sie der Pfarrer, so nackend als sie waren, in den Saal führte, wo der Herzog mit Damen und Herren zu Tische saß. Die Bauern merkten Unrath und baten den Pfarrer, sie wieder hinauszuführen. Der Herzog bat den Pfarrer zur Tafel, er aber redete kein Wort und that, als wäre er stumm und die Bauern sagten: der Pfarrer hat uns zu Narren gemacht, worauf die ganze Gesellschaft zu lachen anhob. Der Herzog sagte: laßt euren Zorn fahren, eure Bitte sei euch gewährt; darauf fing der Pfarrer an zu reden und schickte die Bauern heim. Gottlob, sagte der Herzog, daß der Pfarrer nicht stumm geblieben ist; aber sieh da, Pfaff, wie kommst du mit zerrissenen und kothigen Schuhen in den Saal? Geht und kauft ihm ein Paar neue. Mit nichten, sprach der Pfarrer, ich will bloß die alten flicken lassen! Da es der Herzog zufrieden war, ging er zu einem Goldschmiede und ließ sich silberne Sohlen, Flecken und Nägel darauf heften, welches dann der Herzog bezahlen mußte.

Einst bat der Herzog den Pfarrer zu Gaste, man legte ihm aber nichts auf den Teller; und als der Pfarrer vor Hunger seltsame Gesichter schnitt, sagte die Herzogin, das ist das Recht

der Wiedervergeltung, weil ihr mir auch nichts vorgesetzt habt, da ich euch besuchte. Der Herzog aber sprach, ihn zu verspotten, was einer auf dem Teller bringt, das soll sein sein. Der Pfarrer, unter dessen Künste auch die Wortverdrehung gehörte, merkte sich das, und ließ sich bei dem Drechsler eine große Scheibe drehen; als nun der Herzog einst ausreiten wollte und sein Pferd gesattelt da stund, stellte es der Pfarrer mit den Füßen auf die Scheibe, ging zum Fürsten und fragte ihn, ob er noch an seinen Ausspruch gedächte, daß derjenige, was einer auf dem Teller hätte, sein bleiben sollte? Der Herzog antwortete: ja, dabei bleibt es! Darauf führte er den Herrn zur Scheibe, und zeigte ihm das Pferd auf derselben. Weil aber das Pferd sich für den Pfaffen nicht schickte, löste es der Herzog durch ein anderes aus, welches er ihm schenkte. Nun, sagte der Pfarrer, habe ich aber noch keinen Haber, das Pferd zu füttern. Auch den sollst du haben, sagte der Herzog, laß dir bei meinem Kastner einen Sack voll geben. Darauf nahm der Pfarrer eine Plahee ohne Maaß und machte daraus einen Sack, den er weder heben noch tragen konnte, sondern auf einen Wagen legen mußte, und ließ sich den Sack beim Kastner füllen, der sehr ungehalten darüber war.

Als einst vier Hofleute zu Pferde zu ihm kamen, um bei ihm zu übernachten, empfing er

sie sehr freundlich und setzte ihnen mit Trinken so zu, daß sie ganz benebelt wurden. Nachdem er sie zu Bette gebracht und sie bald einschliefen, goß er ihnen Weinhefen in die Betten und stellte seine vier elenden Stuten an die Stelle ihrer schönen Pferde. Als die Hofleute erwachten und fühlten, daß sie in der Beize lagen, schämten sie sich, stunden stillschweigend auf und eilten auf den elenden Pferden des Pfarrers davon, der ihre Pferde behielt.

An der Osterzeit sollte der Pfarrer einst mit dem Kreuze gehen, weil er aber keine Fahne hatte, so hing er statt derselben seine Hosen an die Stange, und hielt Prozession, was die Bauern mit Mißvergnügen bemerkten. Der Pfarrer aber sagte: warum kauft ihr keine Fahne? Die Bauern fanden sich getroffen, gingen nach Wien, und kauften eine Fahne um 10 Pfund und ein neues Meßgewand dazu.

Die Bauern zu Kalenberg hatten zu ihrem Vieh keinen eigenen Hirten, sondern es war bei ihnen Sitte, daß einer aus der Gemeinde das Vieh wechselweise austreiben mußte. Nun hatte der Pfarrer auch viele Kühe, und als die Reihe an ihn kam, ließ ihm der Richter sagen, er solle morgen früh die Kühe austreiben oder einen Mann dazu bestellen. Des Morgens ließ der Pfarrer seine Kellnerin die Kühe austreiben, er selbst aber ging im Meßgewand, eine Geißel in der Hand und eine Glocke an sich

hängend, hinten drein, indem er dabei sang: Ego sum pastor bonus. Als die Bauern die Glocke klingen hörten, fielen sie auf die Knie, in der Meinung, er trage das Sakrament, doch sie merkten bald seine List und waren sehr unwillig, als sie sahen, wie das neue Meßgewand im nassen Grase Schaden litt, und verklagten ihn deßwegen beim Richter. Allein der Pfarrer warf alle Schuld auf die Bauern und fragte, ob es anständig wäre, daß er zugleich ihr Seelen- und Kühhirte sein sollte; und so ward er auf immer vom Hirtendienste befreit.

Als der Pfarrer einst etliche Todtenköpfe den Berg hinabwarf, von denen einige hier, die andern dort hinaus wollten, sagte er: viel Köpfe, viel Sinn! wie sollten diese Leute im Leben eins gewesen sein, da doch nach dem Tode in jeder noch etwas besonders haben will. *)

Nidhardt Fuchs.

Der zweite lustige Rath bei Otto dem Fröhlichen war Nidhardt, oder Neidhart Fuchs, ein edler Franke, welcher, weil er mit den Bauern viel lustige Abentheuer gehabt, der Bauernfeind genannt wurde. Sein Grabmal

*) Zinkgref I. S. 324.

ist noch zu Wien am Eingang der Stephanskirche zu sehen. Er war ein wohlgeübter Meistersinger und um das Jahr 1290 am Hofe der österreichischen Herzoge. Die Gedichte Neidhardts befinden sich in der Sammlung des Ruedger Maueß, welche im Jahr 1758 gedruckt wurde.

Hans Sachs hat unter seinen Fabeln und Schwänken ein Fastnachtspiel unter dem Titel: „der Nidhart mit dem Feyhel“ (Veilchen), welches ein Abenteuer Neidhardts, das er mit Bauern bestand, zum Gegenstand hat. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Neidhardt fand im angehenden Frühling das erste blaue Veilchen im Grase, bedeckt es mit seinem Hut und giebt der Herzogin hievon Nachricht. Drei Bauern aus Zeiselmauer, die ihm feind waren, weil er immer durch ihre Felder jagte, brechen das Veilchen ab und einer setzt etwas anderes an seine Stelle. Als die Herzogin mit Neidhardt und ihrem Gefolge bei dem Hute anlangte, fand sie zu ihrem Erstaunen unter dem Hute etwas ganz anderes, als sie erwartet hatte, worüber sie den Neidhardt sehr unfreundlich anließ. Dieser bittet um Vergebung und sagte, ein Bauer aus Zeiselmauer müsse ihm den Schimpf angethan haben. Nachdem sich die Herzogin mit ihrem Hofstaate entfernt, binden die Bauern das Veilchen dem Neidhardt zum Trotz an eine Stange und tanzen im Reihen

und singend darum. Neidhardt überfällt sie mit dem Hofgesinde, verwundet sie, und erobert das Veilchen, welches er der Herzogin bringt. Die Bauern, um sich an Neidhardt zu rächen, gehen zum Herzog und sagen ihm, des Neidhardts Gemahlin sei das schönste Weib in Oesterreich und wäre in ihn verliebt. Der Herzog, der eine Liebschaft nicht verschmähte läßt den Neidhardt rufen und kündigt ihm an, er wolle ihn in seinem Hause besuchen. Neidhardt, der eine feine Nase hatte, freut sich über diese Ehre, sagt aber, seine Frau wäre fast taub, daher müßte der Herzog aus allen Kräften schreien, wenn er mit ihr reden wolle; eben dieses bringt er seiner Frau von der Taubheit des Herzogs bei; als sie nun zusammen kamen, war von beiden Seiten ein solches Geschrei, daß Niemand sein eigen Wort verstand. Dadurch vereitelte Neidhardt eine heimliche Minne zwischen dem Herzog und seiner Frau*).

Jenny von Stocken.

Dieser war Hofnarr bei dem Herzog Leopold dem Frommen von Oesterreich. Als der Herzog im Jahr 1386 einen Einfall in die Schweiz

---

*) Hans Sachsens Gedichte IV. Thl. III.

machen wollte, und deßwegen mit seinen Obersten in der Stadt Stockach einen Kriegsrath hielt, in welchem sie sagten: sie wollten die Bauern sieden und braten, fragte der Herzog auch seinen Hofnarren um seine Meinung. Dieser sagte: Ihr Narren, ihr rathet wohl, wie ihr in's Land hineinziehen wollt, aber keiner denkt daran, wie ihr wieder herauskommen wollt. Die Ahnung dieses Narren traf auch wirklich ein. Denn als es zum Handgemenge kam, verschmachteten die Ritter in ihren Harnischen vor Hitze und Durst, in der Gluth der Julius-Sonne und als Arnold von Winkelried auf die edelste Weise für die Eidgenossen sein Leben aufopferte, entschied sich der Sieg für die Schweizer. Mehr als 676 Edelleute und bei 4000 reisige Knechte wurden erschlagen. Unter den Todten befand sich der Herzog Leopold selbst, er wurde im Kloster Königsfeld beigesetzt. Diese Schlacht geschah bei Sempach im Jahr 1386*)

Kilian.

Der Markgraf Albrecht von Oesterreich, hatte einen Narren, Namens Kilian, derein sehr verschlagener Kopf war. Als ihn einst Jemand

---

*) Zinkgref I. S. 388.

fragte, warum er sich als einen Narren stelle, da er doch klug wäre, gab er zur Antwort: „ach, wie unglücklich bin ich doch; je närrischer ich mich stelle, für desto witziger hält man mich; hingegen meinen Sohn, der sich witzig dünkt, hält Jedermann für einen Narren*).

Hofnarren und Lustigmacher am Hof der Churfürsten von der Pfalz.

Conrad Pocher.

Dieser hütete anfänglich in einem Dorfe in der Pfalz als ein einfältiger, armer Junge die Kühe ums Brod. Einst gab man ihm einen andern Jungen mit, der ihm sollte hüten helfen, weil er aber die Krätze hatte, so konnte er ihm nicht folgen. Pocher erbarmte sich deßhalb über ihn, und hing ihn an einen Baum, denn er hatte kurz zuvor einen Jäger einen schäbigen Hund henken sehen. Des Abends trieb er er die Kühe allein nach Hause, und sagte es selbst, daß er den grindigen Buben gehenkt habe. Man setzte ihn ins Gefängniß und stellte allerhand Proben an, um seine Verstandeskräfte zu untersuchen, allein man fand blos einen Thoren

*) Flögel, S. 268.

an ihm, an dem man sich wegen seiner Einfalt belustigen konnte. Es kam daher an den Hof des Churfürsten Philipp des Redlichen von der Pfalz. Von seinem gehenkten Jungen sagte Pocher: ihm ist wohl, denn hätte ich ihn nicht gehangen, so wäre er noch heute ein armseliger Kuhhirte.

Einst schickte man ihn mit einigen Ochsen aufs Feld auf die Weide; weil er aber in dem Marstall gesehen, daß man einigen Pferden die Schwänze gestutzt hatte, so hieb er allen Ochsen die Schwänze ab und deßwegen zur Verantwortung gezogen, sagte er: denkt ihr nicht, daß ich eben so gerne Stutzschwänze haben will als der Pfalzgraf.

Als der Churfürst Krieg führte und Pocher hörte, man habe beschlossen, bei einem Flecken, auf dessen Belagerung man nicht viele Kosten verwenden wollte, die Päße zu verlegen und ihn auszuhungern, legte sich Pocher in einen Graben bei dem Flecken und blieb drei Tage daselbst ohne zu essen oder zu trinken, daß man gar nicht wußte, wo er hingekommen war. Als man ihn nun endlich ganz ausgehungert fand, und um die Ursache seines Betragens fragte, antwortete er: mich erbarmte des Pfalzgrafen, daher verlegte ich den Paß, um den Flecken zur Uebergabe zu zwingen.

Damals war noch ein anderer junger Mann am Hofe, von dem man gerne gesehen, wenn

er Pochers närrische Possen gelernt hätte; von diesem pflegte Pocher zu sagen: er ist so gar ein Narr, daß ich ihn nichts lehren kann; ist er aber weise, so sehe er zu und bleibe des Pfalzgrafen Narr.

Pritschen Peter.

Dieser Mann, ein witziger Kopf, lebte als lustiger Rath bei Friedrich IV., Churfürsten von der Pfalz.

Der Churfürst war einst unwillig auf ihn und sagte: Peter, du mußt mir den Hof räumen! Ich bin es zufrieden, antwortete Peter, aber laßt mich mit der Silberkammer anfangen!

Einer hieß den Pritschenpeter einst einen Narrenfresser; dem antwortete er: es ist ein Wunder, daß du noch lebst, oder du mußt nicht lange zu Hofe und in der Stadt gewesen sein.

Ein Anderer sagte zu ihm: ich wollte, daß du entweder ein ganzer oder gar kein Narr wärest, so könnte man besser mit dir zurecht kommen; dem antwortete er: gib mir deinen Witz zu dem meinen, so bin ich ein ganzer Narr.

Als ihn einer fragte, warum die Narren keine Weiber hätten, oder, wenn sie welche hätten, sie doch keine Kinder bekämen? Weißt du das nicht? sagt er, die Welt ist so voll Narren, daß keine mehr nöthig sind.

Ein Höfling fragte ihn, wann er anfangen wolle, witzig zu werden; dem antwortete er: wenn du nüchtern werden und das Saufen lassen wirst! *)

Junker Peter.

Der Herzog Wolfgang Wilhelm zu Neuburg hatte einen kurzweiligen Menschen an seinem Hofe, den man gewöhnlich Junker Peter nannte, obwohl er nicht von Adel war. Diesem warf einst einer aus Cöln vor, daß sein Herr nicht so viel auf ihn halte, als der Churfürst von Cöln auf seinen Junker Wießweiler. Hierauf entgegnete Peter: das weiß ich wohl; mein Herr läßt sich, Land und Leute zu regieren, mehr angelegen sein, als euer Churfürst, darum hat er nicht viel Zeit, mit Gecken umzugehen.

Ein junger Graf wollte ihn einst vexiren; er sagte ihm aber: ich bin Seiner Durchlaucht, aber nicht jedes kahlen Grafen Narr.

Einst mußte er auf die Gesundheit von drei geistlichen Herren trinken, von denen der eine katholisch, der andere lutherisch und der dritte reformirt war. Nachdem er das Glas ausgetrunken hatte, stellte er sich, als ob er Leibschneiden hätte, und als man ihn um die Ursache seiner kläglichen Geberden fragte, sagte er: es ist kein Wunder, daß sich die Leute im

---

1) Flögel S. 271. 272.

Magen nicht vertragen, die in der Kirche so viele Unruh erregen.

Ein Dechant fragte ihn einst, ob er sich auch auf die Fasten versehen hätte? Besser als ihr, Herr Dechant, sagte er, denn ihr habt so viel Stockfische, Häringe und andere Fische in eurem Hause einsammeln lassen, daß ich sie in meinem Hause in einem ganzen Jahre nicht verzehren könnte. Ich aber habe gar nichts eingekauft, habe auch nichts zu Hause, folglich bin ich auf die Fasten besser versehen, als ihr.

Auf die Frage eines Geistlichen: ob er auch die Fasten gehalten, sagte er: ich habe eine ganze Speckseite verthan! Da nun der Geistliche ihn deßwegen übel anließ, sagte er: sachte, sachte, ich habe eine Schuld damit bezahlt; das heißt ja verthan! —

Einst begehrte er Absolution für ein Stück Fleisch, das ihm an einem Fasttage in den Zähnen hängen geblieben wäre. Als er sie erhalten, wies er auf einen Schinken, den er an einem Schweinszahne hangen hatte.

Einst kam er des Morgens sehr früh zu dem Marschall in Düsseldorf und sagte, es sei ein großes Wunder geschehen. Was für eines? fragte der Marschall. „Mein Pferd ist lutherisch geworden," antwortete Peter. „Wie so?" fragte der Marschall; Peter erklärte ihm: „es ruft nach dem Habermann" (ein lutherisches

Gebetbuch, welches von seinem Verfasser so genannt wurde). Der Marschall, der ihn verstand, ließ dem Pferde einen Malter Haber geben und sagte: „nun, laß es so lange lutherisch bleiben, als der Haber währt."

Einmal beichtete er, und als der Priester weggerufen wurde, nahm er geschwind das Opfergeld weg und steckte es in seinen Sack. Wie der Beichtvater bei seiner Zurückkunft fragte: Peter, wie weit sind wir gekommen? antwortete er: bis zum Stehlen! Der Beichtvater sagte: so fahre fort. Peter aber entgegnete das wollte ich gerne thun, aber es ist nichts mehr da. Doch gab er das Geld dem Beichtvater wieder.

Als er vom Pater Rector einst gefragt wurde, ob er auch das Vaterunser könne, er hätte ihn solches niemals beten gehört, erwiederte Peter: Nein! Der Rector meinte: das ist bös! worauf Peter sagte: eben weil es bös ist, hab ichs nicht gelernt!

Ein Advokat versprach Petern, er wolle ihn lehren, wie er seine Sache niemals vor Gericht verlieren könne, wofür ihm Peter einen Dukaten versprach. Der Advokat sagte: du mußt alles läugnen, was man dich beschuldigt. Als nun der Advokat seinen Dukaten forderte, läugnete Peter, daß er ihm einen versprochen hätte, und das nach seiner Lehre.

Als zu Düsseldorf eine Frau nach dem

ersten Monate der Hochzeit mit einem Sohn in die Wochen kam und der Mann sich darüber beklagte, tröstete ihn Peter: „du solltest dich mehr darüber freuen, als betrübt sein, denn dein Sohn kann ein Courier werden, der immer sieben oder acht Monate andern zuvorkommen wird!“

Ein Ungenannter.

Noch im Jahr 1774 war an dem churfürstlichen Hofe zu Mannheim ein privilegirter Possenreißer, ein geborner Tyroler, der das Deutsche mit einem so besonderen Accente redete, daß Jedermann dadurch zum Lachen gebracht wurde. Es soll dieß der letzte privilegirte Spaßmacher aller deutschen Höfe gewesen seyn.

In Pommern.

Gürge oder Claus Hintze.

An dem Hofe des Herzogs Johann Friedrich, welcher den Stettinschen Antheil regierte und 1600 starb, war Gürge, Hintze, gewöhnlich Claus Hintze genannt, Hofnarr. Er war ein Viehhirte aus dem Dorfe bei dem Ihna-Krug, drei Meilen von Stettin, das ehemals Butterdorf geheißen haben soll, später aber den Namen Hintzendorf erhielt, weil Herzog Johann

Friedrich dasselbe dem Hintze auf seine Lebenszeit zum Nießbrauch überließ. Ihm hatte das Dorf besonders zu danken, daß es zur Wolfsjagd nicht dienen durfte. Hintze starb den 17. März 1599. Von seinem Tode erzählt man Folgendes: Als der Herzog Friedrich, der das Fieber, an dem er längere Zeit litt, nicht los werden konnte, habe ihn Hintze einst unvermuthet ins Wasser gestoßen. In Folge dieser schleunigen Veränderung im Körper sei das Fieber ausgeblieben; der Herzog aber habe über ihn wegen solcher Hintansetzung der schuldigen Achtung, jedoch nur zum Schein, Gericht halten lassen. Es sei ihm die Todesstrafe durch das Schwert zuerkannt, allein an dessen Statt bei der Vollziehung eine Ruthe oder Wurst gebraucht worden, doch sei Hintze vor Schrecken gestorben. Das Gleiche erzählt man übrigens auch von Gonella, dem Hofnarren des Herzogs von Ferrara und einem Hofnarren bei Herzog Christian zu Brieg in Schlesien.

Hintze liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Hintzendorf. Sein Andenken ist daselbst durch einen Grabstein bezeichnet, welcher lange Zeit auf seinem Grabe gelegen hatte, vor vielen Jahren aber aufgenommen und neben seinem Grabe an einer Eiche aufgestellt worden ist. Es ist ein viereckigter länglichter Stein, worauf Hintze in Lebensgröße, eine Mütze mit Schellen auf dem Kopf und eine Schäferkeule

in der rechten Hand, eine Hirtentasche an der Seite und einer zu seinen Füßen liegenden Bierkanne abgebildet ausgehauen ist. Auf seinen beiden Wangen stehen die Anfangsbuchstaben seines Namens G. H., und die ganze Figur ist 5′ 2″ lang. *)

Hanns Miesko,

oder Miske, wurde zu Schwibus in Schlesien ungefähr um das Jahr 1540 geboren. Da seine Eltern bald merkten, daß er blödsinnig sei und seinen völligen Verstand nicht hätte, so kauften sie ihn zu Schwibus in das Hospital ein. Er verließ aber bald das Hospital, lebte bald hier, bald da, und kam ungefähr 1609 nach Stettin, wo er bei Hofe bekannt und von Herzog Philipp II. als Hofnarr in Dienst genommen wurde, in welcher Eigenschaft er bis zum Tode des Herzogs im Frieden blieb. Obgleich der Nachfolger des Verstorbenen, Herzog Franz, ihn gerne in seinen Diensten behalten hätte, so hielt sich Miesko noch eine Zeit lang bei der fürstlichen Wittwe zu Treptow auf, bis er endlich wieder nach Stettin kam und sein voriges Amt wieder antrat, das er bis zu seinem Tod bekleidete. Wenn er gereizt wurde, hörte man bisweilen allerlei Flüche und Scheltworte von ihm. Er

---

*) Flögel S. 276.

starb den 22. Dezember 1619, theils wegen hohen Alters, theils weil er sich im Essen und Trinken überladen, beinahe im achtzigsten Jahre.

Da eine gedruckte Leichenpredigt auf einen Hofnarren etwas Seltenes ist, so möge diejenige, welche auf Mieſko gehalten wurde, hier einen Platz finden. Ihr Titel ist:

Eine Lehr-, Trost- und Vermahnungspredigt bei der Leich und Begräbniß des weiland albern und unweisen Herrn Hans Mieſko, Fürstlich Alten Stettinischen Naturalis Philosophi und kurzweiligen Tischraths, welcher den 22. Dezember des 1619. Jahres auf dem fürstlichen Hause in Stettin selig im Herrn eingeschlafen und Folgendes den 23. in der Kirchen zu St. Peter daselbst mit christlichen Ceremonien zur Erden bestattet worden. Auf fürstlichen Befehl damahlen gehalten, nunmehro aber auf gutherziger Leute christliches Begehren in Druck gegeben durch Philippum Cradelium, Pastoren zu St. Peter. 2. Cor. XI., 9. Ihr vertraget die Narren, weil ihr klug seid. Gedruckt zu Alten Stettin in der Rhedischen Druckerei, jetzo auf Begehren christlicher Leute zum andernmahl aufgelegt, im Jahr 1678.*)

---

*) Vergl. Flögel S. 277 ff.

Der Leichentext ist Sam. XXI., 13—15. „Und [David] verstellete seine Geberde vor ihnen, und kollerte unter ihren Händen, und stieß sich an die Thüre am Thor, und sein Geifer floß ihm in den Bart. Da sprach Achis zu seinen Knechten: Siehe, ihr sehet, daß der Mann unsinnig ist; warum habt ihr ihn zu mir gebracht? Habe ich der Unsinnigen zu wenig, daß ihr diesen herbrächtet, daß er neben mir rasete? Sollte der in mein Haus kommen?"

Die Predigt selbst im Auszug lautet:

Exordium:

Es möchte sich mancher wundern, warum man einen Narren so prächtig begräbt. Die Ursachen sind:

I. Der Befehl Franz I., Herzog zu Stettin Pommern.

II. Der Verstorbene ist es nicht unwürdig,

A. wegen seiner treuen Dienste, die er durch seine Albernheit, Blödigkeit, Einfalt, närrischen Aufzüge und Thorheit geleistet, zwei Potentaten und ihren Gemahlinnen

a. Philppo II., Herzog zu Stettin Pommern und seiner Gemahlin Sophia aus Holstein;

b. Franz I., Herzog zu Stettin Pommern und seiner Gemahlin Sophia aus dem Curhause Sachsen, denen er in seiner Gegenwart, kurzwei-

ligem abenteuerlichem Geschwäz und Vornehmen, unter den schweren Regiments- und Hausſorgen, viele und mancherlei melancholische und traurige Gedanken vertrieben und dabei an sich wahr bemerken lassen das gemeine Sprüchwort: Kinder und Narren reden die Wahrheit; ja er ist seinen Fürsten und Fürstinnen in ihrem Gemach und Kammer, mit seiner Aufwartung nach seinem Vermögen, bisweilen nützlicher und dienstlicher gewesen, denn sonst ein anderer verdrossener und fauler Aufwärter, sonderlich wenn man ihn in seinem Friedenshumor und rechten Terminis gelassen und mit unzeitiger Vexation und Necken nicht turbiret und molestiret hat.

B. Wegen seines Christenthums. Denn er ist fleißig in die Kirche gegangen und hat seine Andacht gezeigt durch Seufzen und Hände aufheben.

III. Können wir aus seinem Leben und Wandel so viel lernen, als an dem weisesten Manne.

Propositio.

Der wunderliche Anschlag Davids, dem Feinde aus den Händen zu kommen.

I. Die Ursache, warum David sich unsinnig und närrisch gestellt.

II. Des Königs Achis Streit darüber mit seinen Hofleuten.

Erster Theil.

Die Ursache, warum David sich unsinnig und närrisch gestellt.

I. Erklärung des Textes. (Hier wird zugleich die Frage erörtert und bejaht: ob David recht gethan, sich närrisch zu stellen.)

II. Usus et adplicatio. Dieses soll uns dienen:

A. zur Lehre und Unterricht; daraus den kläglichen Zustand närrischer Leute zu erkennen.

B. zum Trost, daß uns Gott in der Noth auch durch außerordentliche Mittel helfen kann.

C. zur Vermahnung, daß wir uns bei närrischen Leuten recht verhalten:

a. gegen Gott;

b. gegen närrische Leute,

α. sie nicht verachten, verstoßen;

β. zwar unsere Lust und Kurzweil an ihnen haben, aber in christlichem Maße und sie nicht ärgern;

γ. ihnen alles Gute bezeugen;

c. gegen unsere Nächsten, daß er durch sie nicht geärgert oder beschädigt werde;

d. gegen uns selbst, daß wir uns an ihnen spiegeln.

Zweiter Theil.

Wie Achis seine Hofleute deswegen zur Rede gestellt.

I. Erklärung des Textes.
   A. Sein Bedenken darüber.
   B. Wie er seine Hofleute deswegen gescholten, daß er vorher Narren genug an seinem Hofe habe.
   C. Der Befehl des Königs.
   D. Die Befolgung desselben von seinen Hofleuten.

II. Usus et adplicato. Wir sollen dieses gebrauchen:
   A. zum Unterricht; daß es wahr sei, wo Herren sind, da sind auch Narren. So waren bei Johann Friedrich, Herzog zu Stettin Pommern, die beiden Hintzen. Es finden sich an Höfen:
      a. Epikuräische Narren.
      b. Gnad-Narren.
      c. Geld-Narren.
      d. Stock-Narren, die auch nur aufs Geld sehen und, da sie verständig genug sind, sich selbst um des Geldes willen zu Narren zu machen, mit Narrenkleidung, Possenreißen, allerlei Aufzügen in losen Worten, Werken und Geberden, sich ärger haben, als die natürlichen Narren. Wie ein solcher

Possenreißer ist gewesen bei Rudolph I., Römischem Kaiser, der Pfaff Cappadox.

e. Bier- und Wein-Narren.
f. Schmeichler Narren.
g. Faulnarren.

B. Zum Trost der Aberwitzigen:

a. daß Gott auch ihr Vater sei;
b. daß Gott der Thoren und Kinder Vormund sei und hohe Leute regiert, sich ihrer anzunehmen;
c. daß Gott sie endlich aus der zeitlichen Unruh und Verspottung zur ewigen Ruhe bringen wird.

C. Zur Vermahnung der Hofdiener.

a. gegen ihre Obrigkeit treu zu sein;
b. wie sie sich gegen Gott bezeigen sollen.

Hierauf folgt ein Gebet und der kurze Lebenslauf Mieszko's.

Die Grabschrift, die man ihm aufsetzen ließ, lautet:

Epitaphium.

Morio Miska Ducum jaceo hic tumulatus in vrna,
Postquam Scena mei Dramatis acta fuit.
Nil nisi stultitiam neverunt stamina vitae
Et tamen ipse mihi sat sapui, sapiens.
Scilicet hinc major; nam Morio maximus hic est,
Pro sale qui sputum sorbiat ipse suum.

Rectius ut sapias, cures; nam tanta reposcet,
Legavit Dominus quanta Talenta tibi.*)

Bei den Churfürsten von Sachsen.

Klauß Narr.

Zu den verschiedenen Narren, welche man am fürstlichen Hofe hielt, gehörte auch Klauß von Ranstädt, oder Klauß Narr. Er diente verschiedenen Herren als Hofnarr.

Zuerst war er bei dem Churfürsten Ernst,

---

*) Beigesetzt in dieser Urne ruht Miska, der Hofnarr,
Nachdem oft er und viel närrische Rollen gespielt.
Nichts als Thorheit kannten von ihm die Wege des Lebens,
Und doch war genug klug, doch ein Kluger für sich:
Dadurch ist er ja größer; denn der ist der Narren wohl größter,
Der statt würzigem Salz schlucket den Speichel hinab.
Sorge, klüger zu werden! Denn so viel wird fordern Talente
Von dir wieder der Herr, als er Talente dir gab.

der 1486 starb, sodann bei dem Churfürsten Albrecht, welcher 1500, später kam er zu dem Erzbischof Ernst von Mageburg, der 1513 das Zeitliche segnete, und endlich war er bei dem Churfürsten Friedrich dem Weisen, welcher 1525, und zuletzt lebte Klaus noch am Hofe des Churfürsten Johann des Bekenners, welcher 1532 mit Tod abgieng. Seine Bildung war nicht sehr fein; er riß die gröbsten Possen und ergieng sich oft auf Gemeinplätzen; nur zuweilen hatte er wahrhaft witzige Einfälle. Was Klaus in den Sinn kam, das redete er, mochte es Sinn oder Unsinn sein, mochte es passend erscheinen oder nicht.

Klaus soll, so erzählt man, in seiner Jugend Gänsejunge zu Ranstätt gewesen und auf eine höchst eigenthümliche Weise zu seiner höheren Stellung gelangt sein. Er hütete einst die Gänse, als eben der Churfürst mit großem Gefolge auf einer Reise Ranstätt berührte und dort ein Weilchen anhielt. Das Aufsehen, welches dadurch entstanden war, machte auch Klaus neugierig, aber gleichwohl konnte er es nicht wagen, seine Gänse — eine Alte und ihre Jungen — zu verlassen, daher beschloß er, dieselben mit sich zu nehmen, was er auf eine höchst lächerliche Weise anfieng. Er steckte nämlich die jungen Gänse alle der Reihe nach mit den Köpfen in seinen Leibgürtel, und die alte Gans nahm er unter den Arm. So ausgestattet fand

sich Klaus unter der gaffenden Menge in Ranstätt ein. Das Volk empfieng ihn unter schallendem Gelächter, und bald wurde selbst der Churfürst auf ihn aufmerksam. Er sah den närrisch aufgeputzten Gänsehirten, glaubte in demselben wirkliche Anlagen zu einem Hofnarren zu entdecken, ließ seinen Vater kommen und fragte diesen, ob er es zufrieden sei, wenn sein Sohn mit an den churfürstlichen Hof gehe. Mit Freuden sagte der Vater Ja dazu, denn Klaus hatte bisher allerdings nichts als dumme Streiche gemacht, durch welche nicht blos Verdruß und Aerger entstanden, sondern der ganzen Schuljugend öfter die Köpfe verrückt worden waren.

Der Vater des Klaus bekam vom Churfürsten ein besonderes Geschenk; der Bauer, dem der junge Narr im Leibgürtel die Gänschen erwürgt hatte, erhielt 20 Gulden Entschädigung, und Klaus von Ranstätt gieng mit an den Hof. Hier hatte er Gelegenheit genug, seine Possen zu machen.

Von den vielen Anekdoten von Klaus Narr mögen hier folgende einen Platz finden:

*

Einst bot der Churfürst einem Hofrathe den Becher zum Trunke. Dieser aber verneigte sich tief und meinte, er sei zu unwürdig und gering, „aus Seiner fürstlichen Gnade Credentia zu trinken". Klaus Narr hörte dieß und sagte

zum Churfürsten: „Siehe, mein Fürst! wie wehrt sich der Kerl zu trinken! Schenk ihm den Becher und siehe, ob er sich auch so wehre und sperre!“

*

Ein andermal drang man in den Churfürsten Friedrich, daß er in eine Ländertheilung willigen möchte. Friedrich fragte darüber Klaus um seine Ansicht und dieser sprach: „Fritz, gieb mir deinen besten Kammerrock, so will ich dir's schon sagen.“ Klaus empfieng den Rock und entfernte sich mit ihm, nahm eine Scheere, schnitt den Rock die Länge herab von einander, zog eine der Hälften an und trat wieder vor den Churfürsten. Dieser gerieth in Zorn wegen des verdorbenen Rocks und wollte eben dem Narren Hiebe versetzen, da rief Klaus: „Mein Fritz; wie mir dieser Rock ansteht, so wird es dir auch anstehen, wenn du deine Länder theilen willst.“

*

Ein Handwerksmann zürnte heftig auf seinen Lehrburschen, so heftig, daß er ihn mit Füßen zu treten drohte. — „Halt ein,“ rief Klaus, der es mit anhörte, „oder zieh mindestens vorher die Schuhe aus.“

„Und warum das?“

„Damit du erstlich nicht allzuhart treten

und dann auch, während des Ausziehens hoffentlich den Zorn verlieren und das ganze Treten unterlassen mögest!"

*

„Wer war" — fragte ihn einst ein Höfling, der neben ihm eine Predigt am Palmsonntage mit anhörte — „wer war Gott?"

„Einst ein Mensch, wie ich, doch nie ein Narr, wie du!" versetzte Klaus.

*

Ein Ehemann, der seine Magd geschwängert hatte, sollte durch's Schwert gerichtet werden. — „Nicht doch! lieben Freunde," rief Klaus, „laßt den Mann leben! Hat er nicht seiner Buhle zu Ehren geholfen? Sie, die sonst Magd hieß, wird von nun an Frau Mutter heißen."

*

Ein Hofrath eilte früh zum Fürsten und traf da Klausen. „Nun! wie gehts, mein Klauslein? hat mein gnädiger Herr, der Churfürst, abgeruht?" — „Du willst," sagte Klaus, „ein kluger Mann sein und fragst, ob der Churfürst schlafe. Wenn er's thäte, wer wachte dann für sein Land und Leute! Ein Fürst muß wachen, damit wir faule und volle Narren schlafen können!"

*

„Rath mir einmal, lieber Klaus!" sprach Churfürst Friedrich, „was sollen Wir thun, die

Wir kein Geld haben und doch immer, zu des Reichs und unserer eigenen Erblande Frommen, bald hie bald dahin reisen und die kaiserlichen Reichstage besuchen müssen?" — „Werde einer deiner Schreiber!" war die Antwort, wirst du da nicht reich, so weiß ich keinen andern Rath."

*

Zu einem reizenden Fräulein sprach Klaus: „Ei! welch ein wunderschönes Fräulein du bist!" Sie aber erschrak, ward roth und sagte: „Warum verhöhnst du mich: ich bin nicht schön, das weiß ich; aber womit habe ich deinen Spott verdient?" — „Wie?" war seine Antwort, „du bist schön, weißt es nicht und schämst dich sogar, wenn man dich rühmt? O wohlan, schäme dich, dieweil du lebst, so wirst du dann noch schön bleiben, wenn du schon faulend in der Erde liegst!"

*

Churfürst Friedrich klagte einst über Kopfschmerz, weil er den Abend zuvor zu viel Wein getrunken; Klaus sagte: „Nun wohl, wieder an! Herr Friedrich, wieder an!" — „Aber wenn ich immer so fortführe," fragte Friedrich, „was würd endlich daraus?" — „Ein Narr, wie ich längst gewesen," erwiederte Klaus. *)

*) Diese Anekdote wird auch von dem Hofnarren des Landgrafen Philipp von Hessen, Peter Bärenhaut, erzählt (s. oben bei Hessen).

Als Klaus einst im Schloßhofe die Trommel schlug und Jedermann herzueilte, rief er lachend: „Da seht ihr den Vorzug eines Narren! Ein einziger kann ein ganzes Schloß voll seines Gleichen zusammenbringen. Nun laßt zehn Doktoren trommeln und sie werdens nicht mit gelehrten Männern füllen.“

*

Man rühmte die Tapferkeit eines Kriegers, der viel „mannliche“ Thaten gethan, sich großen Ruhm in Feldschlachten erworben und über manchen Feind obgesiegt hatte. „Jammerschade,“ rief Klaus, „um solch einen Mann, denn ein Weib wird ihn zum Narren machen.“

*

„Wie geht's dir mit deinem Manne?“ fragte Klaus ein junges Weibchen. „Uebel, er ist böse, flucht und schlägt mich oft hart.“ — „Deine Schuld!“ sagte Klaus, „warum lernst du nicht seinen Willen und vergissest den Deinigen?“

*

Ein Stubenheizer jagte einen Hund, der auf dem Schlosse genascht hatte, quer über einen Saal und trieb ihn in ein Fenster, von dem er, aus Angst, herab auf das Pflaster sprang. — „Sieh da!“ rief Klaus, „die Suppen am Hofe sind gut; aber die Sprünge, die darauf

folgen, sind zuweilen mißlich und hoch; mehr als oft wird Arm und Bein bei ihnen verrenkt."

*

Klaus sah einst verschiedene lustige Gesellen um Schneeberger Pfennige spielen und hörte, daß einer davon sich wunderte, weil er einen Pfennig zu viel habe. „Hilf Gott!" rief er, „du einen zu viel! So bist du reicher denn unsere Fürsten, die täglich klagen, daß sie zu wenig Geld besitzen.

*

Ein Zärtling, der sich des Gebrauchs seiner Hände schämte, ließ sich von seinen Dienern an und auskleiden. „Deine Weise gefällt mir," sprach Klaus, „du hast den nämlichen Sinn und Verstand, den dein Pferd hat." — „Wie das?" — „Weil, wenn du spaziren reiten willst, dein Knecht dasselbe ebenso ein- und auszäumen, als dich an- und auskleiden muß."

*

Bei einem vollen Tische saß eine Menge Gäste, und doch hatte keiner rechte Lust zum Essen. „Was gilts!" sprach Klaus, „noch ist Freund Hunger nicht erschienen. O harret noch ein Stündlein, ob er nicht käme; und will er nicht, dann schnell auf eure Pferde und sucht

den Schalk im Feld und auf der Haide. Sicher trefft ihr ihn dort!"

*

Ein gelehrter Mann ward, da er schlecht gekleidet war, geraume Zeit vor der Rathsstube aufgehalten, bevor man ihn zum Amten einließ. — „Deine Schuld!" rief Klaus, „du magst gelehrt sein, aber klug bist du nicht. Ziehe deinen bösen Rock aus und lege einen schönen an, dann wirst du so gut gehört werden, als ein anderer weidlicher Hempel."

*

Klaus sah einst einen berühmten Doktor in einem neuen Kleide; schnell zog er auch sein bestes an, gieng zu ihm und sagte: „Lieber, laß uns mit unsern Röcken tauschen!" — „Und wozu das?" — „Damit du siehst, wie schnell ich dann in den Augen der Welt ein großer Doktor und du ein großer Narr scheinen würdest."

*

Man sprach in einer zahlreichen Gesellschaft von einem Bösewicht, der viel Unheil gestiftet und noch stiften würde. „Laßt ihn ruhig," sprach Klaus, „wenigstens wird er im Grabe vor euch allen einen Vorzug haben." — „Und welchen?" — „Daß kein Hund auf sein Grab

pissen wird." — „Weßhalb?" — „Weil der Hund nicht die Leiter heraufzusteigen vermag."

*

Einst trug Klaus allerlei Küchengeräth zusammen und vertheilte es wieder in verschiedene große und kleine Haufen. „Was machst du denn da?" fragte ihn Jemand. — „Seht, lieber Hofjunker, ich habe große und kleine Dörfer hier in Menge gebaut." — „Und wem gehören sie zu?" — „Je nun! die kleinen habe ich für unsern Fürsten erbaut; die großen hingegen mit den reichen Klöstern und schönen lustigen Häusern für unsere Hofjunker und Edelleute."

*

Ein Mann, der sehr viel zu wissen glaubte, ward, und dieß nicht mit Unrecht, für einen Narren gehalten. Der Zufall fügte, daß er Klausen begegnete und fragte: wohin er eben gehen wolle?

„Zu dir!"

„Zu mir? was wolltest du da?"

„Zwei Narren zusammenkommen sehen," sagte Klaus, „einen, der heißt wie ich, und einen, der so handelt wie du!"

*

Klaus gieng einst an einem Schenkkeller vorbei und sah das ausgehängte Zeichen. „Sieh

da!" rief er, „das sind die Irrwische, welche die Leute am hellen Mittag verführen, und sie vor Mitternacht nicht wieder heimkehren lassen."

*

Ein Thor rühmte einst einen weisen Mann und rechnete her, wie gelehrt und klug und fromm und redlich er wäre. „Du schöner Rühmer!" unterbrach ihn Klaus, „wie kannst du wissen, wer klug, wer gelehrt und redlich sei, da du selbst keines von allem diesem bist."

*

Ein Prasser verschwelgte sein ganzes Vermögen und war der Armuth schon nahe, als Klaus seinen Hut vor ihm zog und ihn bat, „Lieber, schenk mir einen Gulden." — „Weßhalb soll ich dir aber so viel schenken?" — „Weil ich's aufheben will, um es dir, wenn du vollends zum Bettler geworden, wieder zu geben, damit du noch einmal guten Muth haben mögest.

*

„Hast du Geld, Klaus?" fragte einer seinen Bekannten, „so leihe mir einen Schwertgroschen!" — „Du bist mir ein guter Geselle," war die Antwort, „und wenn du mein Feind wärest, so wollt ich dir leihen; aber weil du

mein Freund bist, so mag ich's nicht, um dich nicht durch's Wiederfordern zu erzürnen." *)

*

Als der Churfürst einst Edelsteine kaufte und Klausen fragte, wie hoch er sie wohl schätze, sagte er: „so hoch sie ein reicher Narr bezahlen kann."

*

Als Jemand behauptete, von Jena nach Weimar seien es drei Meilen, und ein anderer blos zwei wollte gelten lassen, sagte Klaus zu ihnen: „lauf du den Weg für zwei Meilen und du ihn für drei, und es wird keiner einen Schritt weiter haben als der andere.".

*

Als ihn einst Jemand fragte, was der Teufel mache, sagte er: „ich weiß es nicht, wenn er dich aber holen wird, wirst du es selbst sehen."

*

Von einem Reiter, welcher übermäßig große Stiefel trug, sagte Klaus: „Seht! da kommen zwei Stiefel voll Reiter!"

---

*) Deutsches Museum, 2. Bd. 7. Stk. 1779. S. 129—143.

Ein Weinschlauch hatte zu viel getrunken und taumelte von einem Ort zum andern; wie er aber neben eine Pfütze kam, sagte Klaus: „Nun stoße zu, du frommer Wein, da kommt die Sau zu ihrem Bad.“

*

Klaus fragte einst einen, wer er wäre, und erhielt zur Antwort: „Ich bin ein frommer gelehrter Doktor!“ Zu diesem sagte Klaus: er solle einmal zum Bäcker gehen und sehen, ob er ihm mehr Semmeln um einen Groschen gebe, als einem, der kein frommer und gelehrter Doktor sei!

*

Zu Jemand, der mißvergnügt war über die Armen, daß sie seine Thüre so beharrlich belagerten und auf Almosen paßten, sagte er: „Es sollte dir lieb sein, daß sie hier sitzen, denn sie wissen, daß du etwas hast und geben kannst, und es ist besser für dich, sie sitzen vor deiner, als du vor ihrer Thür.“

*

Von den Schlüsseln des Hofkellermeisters pflegte er zu sagen: es seien lauter Auf-, aber keine Zumach-Schlüssel, denn sie können nichts als aufmachen, daß in dem Keller und fast im ganzen Land nichts übrig bleibe.

*

Von Jemand, der einen Dienst bekommen hatte, sagte er: man werde erst sehen, wie gut und fromm er sei, wenn man ein Jahr lang den Hut vor ihm abgezogen haben werde.

*

Klaus klopfte einst an einer Hausthür und es ward ihm zur Antwort: es sei Niemand daheim! Klaus erwiederte hierauf: „das wußte ich wohl, daß der Niemand bei dir daheim ist; er steckt täglich droben in der Hofküche und thut mehr Schaden in einem Tag, denn zehn Reiter in einer Woche."

*

Einst bat ein Hofdiener einen Bauern, ihm hundert Gulden zu leihen. Da sagte Klaus zu dem Bauern: ich rathe dirs nicht; denn wenn du es wieder haben willst, und ihn mahnest, so mußt du deinen Hut vor ihm abziehen und ihn ja sehr und hoch bitten, daß er dich zahle, mehr, als er dich bat, da du ihm liehest." *)

Von den Anekdoten des Klaus erschien schon 1551 eine gedruckte Sammlung, welches die älteste ist; eine neuere kam im Jahr 1605 zu Magdeburg heraus. Eine Frankfurter Ausgabe v. J. 1602 ist sehr reichhaltig und sehr humoristisch geschrieben. —

---

*) Zincgref, I. Th. 312—321.

Ein einäugiger Narr.

Als im Jahre 1519 die berühmte Disputation zwischen Dr. Luther und Dr. Eck auf dem Schlosse zu Leipzig gehalten wurde, hatte Herzog Georg von Dresden, der Luthers und seiner Anhänger entschiedenster Gegner war, einen einäugigen Narren bei sich, der seinem Herrn gewöhnlich zu Füßen saß. Diesen Narren hatten die Hofleute beredet, die Disputation wäre wegen seiner Hochzeit angestellt, für welche Luther spreche, Dr. Eck aber durchaus nicht zugeben wolle. Auf diese Worte hin faßte der Narr auf Eck einen heftigen Unwillen und sah ihn, so oft er in die Disputation kam, mit dem einzigen Auge starr und grimmig an. Dr. Eck, welcher dieses bemerkte, aber die Ursache nicht wußte, sah den Narren wieder scharf an, und um ihm seinen Leibesfehler aufzudrücken, drückte er mitder rechten Hand das eine Auge zu. Darüber erzürnte sich der Narr dermaßen, daß er mit lauter Stimme den Dr. Eck einen „verlogenen Pfaffen, Schelmen und Dieb" schalt und mit großem Ungestüm aus dem Zimmer rannte, unter allgemeinem schallendem Gelächter *).

Friedrich Taubmann.

wurde zu Wonses, einem fränkischen Städt-

*) Flögel, Hofn. S. 288.

chen, wo sein Vater, Markus Taubmann, ein Schuster war, am 15. Mai 1565 geboren. Seinen Vater der kurz vor seinem Tode noch Bürgermeister in seiner Vaterstadt geworden war, verlor er sehr frühzeitig und bekam einen Schneider zum Stiefvater, der ihn aber wie seinen eigenen Sohn liebte. Bald hierauf starb auch seine Mutter und er hatte das seltene Glück, eine Stiefmutter zu bekommen, die ihn ebenso zärtlich liebte. Man wollte anfänglich aus dem jungen Taubmann einen Schneider machen, allein er hatte mehr Neigung zum Studiren, woran ihn seine Stiefeltern auch nicht hinderten. Mit seinem ganzen väterlichen Erbgut, das aus 30 Groschen bestand, schickten sie ihn nach Culmbach zu dem Rektor Codomanus in die Schule. Hier entwickelten sich nun seine Talente und besonders sein Hang zur lateinischen Poesie sehr zeitig, ungeachtet seiner drückenden Lage als Currentschüler, als welcher er seinen Unterhalt mit Singen vor fremden Thüren suchen mußte. Im Jahre 1582 bezog er das neuerrichtete Gymnasium zu Heilsbronn, wo ihm wegen seiner poetischen Talente der damals berühmte Dichter Christoph Homagius zu Schwabach, seinen von Paul Melissus erhaltenen Lorbeerkranz einst im Scherze aufsetzte; kurz darauf aber erhielt Taubmann von eben diesem Melissus, dem er ein Gedicht überschickt hatte, im Ernste den poetischen Lorbeerkranz. Im Jahre 1592 bezog er

die hohe Schule zu Wittenberg, wo er schon nach drei Jahren, nachdem er sich durch gründliches Wissen, frohen und heiteren Lebensmuth, reichen und lebendigen Witz und durch eine seltene Fertigkeit zu dichten, allgemein bekannt gemacht hatte, zum Professor der Poesie ernannt wurde, welches Amt er 18 Jahre lang mit Treue und Fleiß verwaltete und wähend dessen sich durch seine Schriften großen Ruhm erwarb. Zugleich erhielt er das Amt eines Hofpoeten, welches, wie sehr es ihn auch bei der Mitwelt ehren mochte, ihm doch bei der Nachwelt durch unverständige Verwechslung so nachtheilig geworden ist.

Seines lustigen Humors und seines aufgeweckten Talents wegen war Taubmann nicht allein bei seinen Collegen und den Studenten, sondern auch am Churfächsischen Hofe selbst sehr beliebt, so daß er oft von dem gelehrten Herzog Friedrich Wilhelm, welcher Administrator der Chur war, und auch von dem Churfürsten Christian II. nach Hofe zur Tafel eingeladen wurde, wo er durch seine Scherzreden und witzigen Einfälle allgemein belustigte, ohne sich jedoch, wie aus der unparteiischen Prüfung aller Zeugnisse über ihn unwidersprechlich hervorgeht, seiner Würde etwas zu vergeben oder gar zum Lustigmacher ex professo oder verworfenen Schmeichler herabzusinken, die Grenzen des Anstandes und der guten Sitten zu überschreiten

oder überhaupt seinem biedern und geraden Charakter untreu zu werden.

Das zweideutige Glück, in die Sage des Volks überzugehen, ist diesem Manne überhaupt nur durch eine höchst einseitige Darstellung seines Charakters und selbst mit dem Verluste seines guten Rufes zu Theil geworden, während sein wirklich verdienstliches Wirken darüber ganz unbeachtet geblieben ist. Er war ein Gelehrter, dessen literarische Thätigkeit den Verirrungen seiner Zeit mit Ernst und Würde und Nachdruck entgegenstrebte. Nicht minder achtungswerth, als ihn die glückliche Vermeidung dieser gefährlichen Klippe macht, erscheint er auch als Gelehrter. Die Philologie war bei den theologischen Zwisten, welche damals Sachsen im Innern entzweiten, mehr und mehr vernachläßigt worden und sank täglich tiefer. Nur wenige hellsehende Männer erkannten das Verderben; Taubmann aber war der Einzige, der diese Verirrungen durch Wort und Beispiel offen bekämpfte. Nicht nur bestritt er mit Ernst und Spott die verkehrten Ansichten seiner Zeitgenossen und rief ihnen die einzig wahren Grundsätze eines gründlichen Sprachstudiums in das Gedächtniß zurück, sondern erstrebte auch durch seine Vorlesungen, sowie durch seine Ausgabe des Plautus und Virgilius ihnen den richtigen Weg zu zeigen und sie mit den Aufklärungen der trefflichsten ausländischen Philologen seiner

Zeit bekannt zu machen. In diesen Bestrebungen starb er am 24. März 1613, wegen seines frühen Todes allgemein beklagt.

Man erzählt von ihm eine Menge Anekdoten, worunter jedoch auch manche sein mögen, die auf ihn übertragen worden sind, was bei Hofnarren und Lustigmachern häufig der Fall ist. Eine Auswahl derselben möge hier folgen:

*

Als Taubmann im Jahr 1578 nach Culmbach in die Schule gebracht und dort mit zwei andern Knaben von dem Rector ein wenig examinirt wurde, fragte ihn dieser unter Anderem auch: Welcher von ihnen der muthwilligste Bube sei? „Unter uns allen," antwortete der kleine Taubmann schnell, „ist einer so gut als der andere."

*

Als aber dieser Rector etwa nach einem Jahre den kleinen Taubmann fragte, ob er auch wisse, was ein Schulrector sei, erhielt er zur Antwort: Rector est persona publica, faciens officium suum, cum gemitu et strepitu. (Ein Rector ist eine öffentliche Person, welche unter Geseufze und unter Geräusch ihre Pflicht erfüllt,) welche Antwort dem Rector so gut und treffend vorkam, daß er versicherte: „Aus diesem Knaben wird etwas Großes werden."

*

Als Schüler zu Culmbach mußte er oft sein Brod durch Singen vor den Häusern verdienen, was namentlich im Winter eine harte Aufgabe war. Als er nun einst, wie er eben in einer elenden leichten Kleidung vor dem Hause des Bürgermeisters sang, gefragt wurde, ob ihn denn nicht friere? antwortete er: Nein, denn ich trage alle meine Werktags- und Festtagskleider! Diese Antwort gefiel dem reichen Bürgermeister so sehr, daß er ihn vollständig neu kleiden ließ.

*

Zu einem reichen Handwerker in Culmbach, der ärgerlich wurde, daß Taubmann so oft vor seine Thüre um Almosen kam, sagte dieser: Mein lieber Meister! es sollte Euch lieb seyn, daß ich hier sitze, denn ich weiß, daß Ihrs geben könnt; und ist es nicht überhaupt für Euch besser, ich sitze vor Eurer als Ihr vor meiner Thüre?

*

Der Abt des Klosters Heilsbronn fragte einmal den jungen Taubmann, was er von dem Kleeblatt Catullus, Tibullus und Propertius halte? „Gar viel," antwortete er. „Was!" sagte der Abt, „gar viel?" „Ja," entgegnete Taubmann, „allerdings halte ich viel davon, denn sie sind die allerbesten Autoren, nemlich zarte Gemüther

zu verderben.“ Diese Antwort erwarb ihm das Wohlwollen des Abts.

*

Der Baccalaureus zu Heilsbronn fragte Taubmann: cujus generis est mater? Diesen verdroß diese läppische Frage und er erwiderte daher sogleich dem Baccalaureus, von dessen Mutter bekannt war, daß sie in ihrer Jugend eine öffentliche Dirne gewesen: Mea mater est generis feminini, tua vero est generis communis! —

*

Der junge Taubmann machte einst mit seinem Stiefvater einen Ausflug aufs Land, um einen Verwandten zu besuchen, der Cantor war. Dieser wollte den jungen Studenten ein wenig examiniren und fragte ihn unter Anderem auch: quid est homo? (Was ist der Mensch? Er wollte aber eigentlich damit sagen, was der Mensch wäre und wie er beschrieben würde.) Taubmann aber ärgerte sich über diese dumme Frage, und gab schnell zur Antwort: „quod memor es ejus“ (daß du seiner eingedenk bist), wie es im 8. Psalm heißt: quid est homo, quod memor es ejus.

*

Unweit Heilsbronn lag damals ein Jesuiten-Kloster, an dessen Eingang die Inschrift prangte: Esca datur gratis (Essen wird unentgeldlich

verabfolgt). Als Taubmann dieses las, schrieb er darunter: Monachis de stercore natis (an die aus Mist entstandenen Mönche).

*

In der Schule zu Heilsbronn war in einer Classe ein Primus, Namens Weiß, und ein Ultimus, mit Namen Wenig. Von diesen Beiden pflegte Taubmann zu sagen: Unser Primus und Ultimus weiß wenig! —

*

Als einst ein Professor zu Wittenberg in seinem 60. Jahre noch ein 16jähriges Mädchen heirathete, sagte Taubmann: „Mein Herr Collega! Ihr habt Euch nicht wohl berathen. Als junger Mann fehlte es Euch an einer Frau und nun fehlt es Eurer Frau an einem jungen Manne; wie wird das ablaufen?“

*

Als Taubmann von zwei Schwestern die jüngste heirathen wollte, meinte der Vater, ein Bürger zu Wittenberg, es sei der Brauch, daß man die älteste vorgehen lasse. Taubmann aber sagte: „Den jüngsten Kindern pflegt man eher zu betten, als den ältesten',“ — und der Vater hatte nichts dagegen.

*

Taubmann hatte stets eine heitere, fröhliche Laune. Einmal fragte ihn sein Beichtvater,

wie er denn so vergnügt sein könne, da er doch nicht in besonders guten Umständen lebe? „Ei, mein Herr Collega," sagte Taubmann, „ich habe genug, denn ich habe so viel als ich brauche. Habe ich gleich in Wittenberg keinen französischen Wein, so habe ich doch einen „Jessenischen Goremberger"; gibt es auch diesen nicht, so gibt es doch Tischwein; gibt es keinen Tischwein, so gibt es Kukuk; gibt es diesen nicht, so gibt es Tischbier; ist kein Tischbier da, so gibt es Convent, ist auch dieses nicht vorhanden, so ist doch Gott Lob noch Wasser in der Elbe. Das ist mein gewisser Trank. Dieses Fischbier ist mein tägliches Tischbier!"

*

Ein Student hatte einst einen Maler in Taubmanns Haus gesendet, ihm dessen Frau zu malen. Als Taubmann dazu kam, jagte er den Künstler aus dem Hause, indem er sagte: „Wenn der Student die Copie bekäme, so würde er auch das Original zum Abdruck haben wollen und das stünde mir nicht an."

*

Taubmann schenkte seinem Pathen einst einen schönen silbernen Becher, aber ohne Deckel, worüber der Vater des Knaben meinte, das wäre schon recht, wenn nur der Becher auch einen Deckel hätte. „Herr Gevatter," entgegnete Taubmann, „decket Eure Hand darüber,

fällt dann eine Mücke hinein, so muß Taubmann oder der Deckel ein Schelm seyn."

*

Die Hofleute des Churfürsten ließen einst den zum Trinken genöthigten Taubmann nicht eher aus dem Zimmer, als bis er so vollkommen betrunken war, daß er endlich den Wein wieder von sich gab. „Ihr Herren," entschuldigte er sich, „wenn euer bestialisches Saufen eine Ehre ist, so ist mein unhöfliches Speyen auch keine Schande."

*

Als der Kanzler Gerstenberger Taubmann einen großen Humpen Wein auszutrinken nöthigte, bat er den Kanzler, er möge ihm doch das jus bovinum (Ochsenrecht) zustatten kommen lassen, weil ein Ochse nur so viel trinke, als er wolle!

*

„Dreierlei Leute," pflegte Taubmann zu sagen, „sind zu wenig in der Welt. Erstens Junker, da jetzt ein jeder Hallunke und Stalljunge Junker sein wolle. Dann Mediziner, weil Hirten, alte Weiber, Zigeuner und Landstreicher curiren wollen. Endlich Juden, denn wenn es deren genug hätte, so liefen die meisten Christen nicht mit dem Judenspieß."

*

Wenn Taubmann seinen Zuhörern den virgilischen Vers: Omnis in Ascanio chari stat

cura parentis (ganz auf Ascanius ruht die Sorge des liebenden Vaters) vorlas, pflegte er zu sagen: „Dieses Verschen werdet ihr nicht eher begreifen, als bis ihr drei Mädchen und einen Sohn werdet herumlaufen haben."

*

Von den jungen Studenten pflegte Taubmann zu sagen: „Sie machen ihre Schlußfolgerungen beim Wein und Bier; in modo ferio und reduciren sie mit den Haaren über den Tisch, solviren sie mit Kannen, Leuchtern und Damascenern."

*

„Zwei V machen ein W," pflegte Taubmann zu sagen; „nämlich Vinum und Venus, Wein und Weib, machen zwei Weh. Daher sagt ein alter Poet: ex solvi lumba Venere, et solvi — lumbo Baccho, fit solvi-lumba Podagra (aus der lendenauflösenden Venus und dem lendenauflösenden Bacchus entsteht das lendenauflösende Podagra). Wer es nicht glaubt, versuche es, so wird er es erprobt finden!"

*

Bücher ohne Register verglich Taubmann mit Speiskammern und Apothekerbüchsen, in denen allerlei Gutes aufbewahrt werde, wenn man aber keine Schlüssel zur Speiskammern und keinen Zet-

tel auf den Büchsen finde, so könne man nicht wissen, was in denselben sei.

*

Als dem Professor Erasmus Schmid in seinem hohen Alter noch ein Söhnlein geboren wurde, dem man den Namen Adam beilegte, sagte Taubmann: „Herr Collega, Ihr habt zwar am A angefangen, werdet aber schwerlich zum Z kommen, weil die Jahre da sind, die einem nicht gefallen."

*

Einem Hofrath, der scherzweise zu Taubmann sagte, daß die Kappen, wie sie damals die Professoren zu tragen pflegten, den Narrenkappen ähnlich sähen, erwiderte Taubmann: „Wir Professoren tragen unsere Kappen doch öffentlich, ihr aber tragt eure Narrenkappen unter dem Staatsmantel."

*

Professor Sieber von Wittenberg stellte sich einst ungebeten als Gast bei Taubmann ein, und sagte:

Non invitatus venio prandere paratus.

Geschwind versetzte hierauf Taubmann:

Et quia sponte venis, gratior hospes eris.

*

Der Jurist Dr. Zanger fragte einmal den Professor: welches die beste Politik sey? „Das zweite Buch der Könige," antwortete ihm Taubmann.

*

Einer von Taubmanns Tischburschen, Namens Krebs, der manchmal über die Schnur hieb, lobte einst bei Tisch die Frömmigkeit seiner Eltern. „Wenn das so fromme Leute sind," entgegnete Taubmann, „von wem hat denn der junge Krebs seine krummen Gänge gelernt?!"

*

Am Hofe zu Dresden war der Wein durch den Kellermeister sehr verschwefelt worden und das Bier schmeckte nach gepichten Fässern, worüber sich Taubmann öfters schon beklagt hatte. Als er nun einmal von dem Churfürst-Administrator, Friedrich Wilhelm, gefragt wurde, was er von dem churfürstlichen Hofleben halte, sagte Taubmann: „Das was das Sprüchwort sagt: Lang zu Hof, lang in der Hölle! Das Hofleben zu Dresden ist ein wahres Höllenleben, denn man gießt daselbst den Leuten Pech und Schwefel in den Hals! Selbst der Teufel macht es nicht ärger, als Euer Hoheit Kellermeister."

*

Taubmann hatte einst bei der Tafel den Cardinal Clesel und dessen Begleiter durch sein Lautenspiel unterhalten. Einige wollten ihn aber damit schrauben und meinten, er singe so bewältigend, wie Orpheus! „Ganz richtig," entgegnete Taubmann, „ich habe auch einen Haufen römischer Bestien um mich her sitzen!"

*

Ein eingebildeter Hofdiener äußerte einst: er gäbe hundert Thaler, wenn die Welt wüßte, was er für ein trefflicher, rechtschaffener Diener sey. „Gebet lieber zweihundert Thaler, daß man es nicht weiß!" entgegnete ihm Taubmann.

*

Der Churfürst Christian II. fragte einst Taubmann, wie es komme, daß sein Bart auf einer Seite grauer sei, als auf der andern. „Weil," erwiderte Taubmann schnell, „mich auf dieser Seite die ungestümen Hofwinde in Dresden mehr angeweht haben!"

*

Eben dieser Churfürst äußerte einmal bei der Tafel: Taubmann habe es eigentlich doch gut an seinem Hofe, er habe Alles, was er wünsche! „Eins fehlt aber doch," entgegnete Taubmann, „nemlich die Wahrheit; diese liegt nicht

mehr krank zu Bette, sondern sie ist nunmehr sogar ohne Beichtvater gestorben!"

*

Als ihm einst Etwas aus dem Fenster fiel, wollte er es geschwind noch erhaschen, konnte es aber nicht mehr erreichen. Er rief nun seinen Famulus, der König hieß, herbei, der seinen Arm nach dem Gegenstand in Bewegung setzen sollte. Als dieser aber über dieses Verlangen sein Staunen zu erkennen gab, sagte Taubmann zu ihm: „Was! du verwunderst dich! An nescis, longas Regibus esse manus? (Weißt du nicht, daß die Könige lange Hände haben?)

*

Einmal kam Taubmann nach Torgau in dem Gewande eines Bettlers zum Churfürsten und bat um ein Almosen, weil sein Handwerk nicht mehr gehe und er daher brodlos sey. Der Churfürst, der ihn augenblicklich nicht erkannte, fragte natürlich, was das für ein Handwerk sey? „Ich bin ein Brillenmacher," entgegnete Taubmann, „aber die Nachfragen nach Brillen werden immer geringer, seitdem die Fürsten und Herren durch die Finger sehen."

*

Als einst bei Tische erzählt wurde, der Kaiser Carl V. habe von Luther gesagt: „Unus

homo nobis scribendo prodiderat rem;“ (ein Mann hat durch Schreiben das ganze Wesen verdorben) sagte Taubmann: „Wäre der Kaiser ein Poet gewesen, würde er ohne Zweifel gesagt haben: Unus homo nobis scribendo — restituit rem!“ (Ein Mann hat durch Schreiben das Wesen wieder gerichtet.)

*

„Welchen Hofleuten ist am wenigsten zu trauen?“ wurde er einst gefragt. „Denen,“ sagte Taubmann, „die sich am frömmsten stellen, denn die heiligen Schälke sind am ärgsten!“

*

Ein andermal fragte man ihn: „Für wen wohl die flämischen Bauern am eifrigsten beten?“ „Für die Pferde ihrer Edelleute,“ antwortete Taubmann; „denn wenn dieselben zu Grunde giengen, würden sie auf den Bauern selbst reiten.“

*

Während seiner Amtsthätigkeit als Rector (im Jahre 1608) relegirte einst Taubmann drei Studenten, die Landsleute von ihm (aus Franken) waren — auf 99 Jahre! was ihm von den meisten Seiten übel aufgenommen wurde. Allein das focht ihn wenig an. „Male habere scholam desolatam — entgegnete er — quam dissolatam. Non enim quam multi

ex francis sed quam boni sint francis quaerendum est“

*

Dem sächsischen Kanzler, Doctor Markus von Gerstenberger, schrieb er in das Stambuch:

Justitia lapsa est,
Musa barbarizant,
Princeps occidit,
Ecclesia premitur.
Roma furit,
Miscentur omnia confusione.

(Die Gerechtigkeit ist gefallen,
Die Musen sprechen barbarisch;
Der Fürst ist gestorben,
Die Kirche beraubt,
Rom rast,
Alles geräth in der Verwirrung durcheinander.)

*

Gegen einen Capitän zog Taubmann bei der Tafel den Vers Lucans an:

Nulla fides, pietasque viris qui castra sequntur.

(Männer, welche dem Lager folgen, kennen nicht Treue noch Milde.)

Der Churfürst-Administrator, der dies hörte, antwortete hierauf sogleich für den Capitän: Mei milites sunt **in**castris, lixae vero, calones

et prostibula, castra sequntur. (Meine Soldaten sind im Lager, Troßbuben, Huren folgen dem Lager!)

*

Der Churfürst-Administrator besaß einen sehr schönen dänischen Hund, den er sehr schätzte. Dieser Hund bellte einmal während der Tafel so heftig, daß der Churfürst im Aerger darüber einem Edelknaben befahl, den Hund zum Fenster hinaus zu werfen, was derselbe auch mit Vergnügen that, und zwar so prompt, daß der schöne Hund auf der Stelle todt war. Die Kameraden des Edelknaben mißbilligten dieß Verfahren aufs Bitterste; der Herzog aber verwies sie zur Ruhe, weil jener nur gethan habe, was ihm befohlen worden sey. Taubmann aber sagte zu dem Junker: Ihr habt zwar gethan, was Euch von seiner Durchlaucht befohlen wurde, und der Hund ist todt; sehet aber wohl zu, daß Ihr Eures Fürsten Befehle in andern Dingen ebenso nachkommet, sonst könnte der Hund wieder lebendig werden und Euch beißen.

*

Die Freundschaft der Gelehrten — pflegte Taubmann zu sagen — entspringt aus Bildung und guten Sitten; die der Edelleute und Hofdiener aus Saufen und Fressen und die der Kaufleute aus Arbeit.

*

Als Taubmann einst von einem adeligen Hofcavalier wegen seines bürgerlichen geringen Herkommens aufgezogen wurde, wies Taubmann diesen verstandesblöden Menschen sehr derb zurecht. „Sind Sie von Adel, — sagte er zu ihm — so bin ich von Dreck und wenn ich Ihnen nicht gefalle, so können Sie mich herausbeißen; indessen ist mein — Blut so roth als das Ihrige!“ —

*

Als einst von der Armuth seiner Eltern die Rede war, sagte Taubmann: „Manche beklagen sich, daß sie arm sind! mit mir hat es Gott ganz gut gemeint. Meine Armuth war die Brücke zu meinem Glück und zu meiner Wohlhabenheit, denn wäre ich reich gewesen, würde ich vielleicht nicht geworden seyn, was ich jetzt bin.“

*

Von einem Bürger zu Wittenberg, der sein Vermögen meistens durch Wohlleben verpraßt hatte, sagte Taubmann: „Der Mann hat einen guten, gesunden Magen: er kann steinerne Häuser verdauen.“

*

Der Professor Erasmus Schmidt äußerte einst gegen seinen Collegen Taubmann, daß er zu viel Wein trinke. „Mein Herr Collega,“ ent-

gegnete Taubmann, sagt nur vom vielen Weintrinken, von meinem großen Durst sagt er aber nichts und ich muß doch trinken wie mich dürstet."

*

In seinen guten Tagen pflegte Taubmann oft zu scherzen: Ossa merum sitiunt! (mein Bein geht nach Wein). Als er aber alt und krank und dem Ende seiner Tage näher war, fragte ihn eines Tages sein Beichtvater: „An et nunc ossa merum sitiunt (gehen Deine Beine auch jetzt noch nach Wein?)" „O' nein," erwiederte Taubmann:

„Ossa Deum sitiunt, dum spiritus astra petivit,
Munde vale: Christi mors mea vita fuit."—
(Meine Gebeine dürsten nach Gott, während der Geist nach den Sternen gieng;
Lebe wohl, Welt! Der Tod Christi war mein Leben!

*

Als er fühlte, wie nahe sein letztes Stündlein war, sagte er: „Nun will ich mich in meinen Ruhekasten legen und den Würmern auf dem Gottesacker vor dem Elsterthor einen guten Poeten und ehrlichen Professor zu essen geben;" und als hierbei seine Frau und sein Sohn sehr zu weinen anfingen, tröstete er sie: „Beruhigt

Euch, die Maden müssen auch einmal etwas Gutes haben!"

*

Von einem seiner Tischgenossen wurde Taubmann einst gefragt, was ein Student sey? „Studiosus," sagte er, „est animal rationale bipes, quod non vult cogi, sed persuaderi."

*

Ein Jurist fragte ihn einst, woher er so fein essen könne? „Weil mein Magen — antwortete er — immer offen steht, wie ein Advokaten-Beutel, der nimmer genug bekommt, wo immer mehr hinein will, je mehr darin ist."

*

Als einst Jemand beklagte, daß ihn ein Gewisser „besch—en" hätte, entgegnete Taubmann: „Das ist nichts neues, er hat's seiner Mutter schon so gemacht, als er noch viel jünger war."

*

Eine Tochter Taubmann's beklagte sich einst bei ihm, daß sie von den Flöhen mehr als billig geplagt werde. Taubmann lachte hierüber, gab ihr aber folgendes poetische Recept zu Vertilgung ihrer Feinde:

Ne te nocturni pulices, pecudesque fatigent,
Hunc exorcismum, candide lector habe.

Manstula, Correbo, Budigosma, Tarantula, Calpe,
Thymmula, Dinari, Golba, Cadura, Trepon;
Hos novies lectum scansurus concine versus,
Tresque meri calices ebibe quaque vice.

*

Wenn vom Adel und den Edelleuten die Rede war, pflegte Taubmann zu sagen: „Es ist gut, daß Christus gesagt hat: ich bin ein Weinstock und ein Säemann; hätte er gesagt: ich bin ein Junker und Edelmann: Wehe uns Bürgern und Professoren in Wittenberg."

*

„Wer reich werden will," sagte Taubmann, „muß große Diligenz (Fleiß) und kleine Conscienz (Gewissen) haben."

*

Als Taubmann die Universität Wittenberg bezog, sprach er unterwegs auch einen reichen Amtmann aus der Gegend von Jena um einen „Zehrpfennig" an. Dieser gab ihm 3 Pfennige. Taubmann aber, der vielleicht von diesem Manne mehr gehofft hatte, zog geschwind seinen Beutel und gab dem kargen Geber doppelt soviel zurück mit dem Compliment:

Das mihi tres obulos, et vis Patronus haberi?
Do tibi sex; duplex ergo Patronus ero!

*

„Die Tugend," behauptete Taubmann, „ist wie das Oel; man mag es hinschütten wo man will, immer schwimmt es oben!"

*

Einst kam zu Taubmann ein junger Student, ihm ein nichtswürdiges Geburtstags-Gedicht überreichend, mit der Bitte, es ein „wenig zu überlaufen." Taubmann gewährte dem Dichter seine Bitte, warf das Gedicht auf den Boden, lief einige mal darüber hinweg, und sagte dann zu dem Studenten: „so nun habe ich es „überlaufen," hob es auf und gab es dem Ueberbringer zurück.

*

Als sich in Wittenberg Jemand, der sonst als ein großer Aufschneider bekannt war, zum Notarius publicus cæsareus juratus (zum kaiserlichen geschworenen öffentlichen Notar) ernennen ließ, sagte Taubmann: „Diesem Manne, welcher nun 20 Jahre lang gelogen und nirgends Glauben gefunden hat, muß man jetzt wohl publice und privatim glauben!"

*

Zu Prag wurde Taubmann in einer Kirche von einem Jesuiten angeredet: „Tu mihi non videris catholicus;“ „freylich,“ gab Taubmann zur Antwort: „Malo esse, quam videri.“

*

Bei der Churfürstlichen Tafel äußerte der Cardinal Clesel im Laufe des Gesprächs gegen Taubmann: „Was thun die vollen Deutschen nicht!“ „Ei,“ sagte Taubmann schnell: „schweigen Euer Eminenz doch, sonst werde ich fragen: was thun die nüchternen Cardinäle nicht!“

*

Eben dieser Cardinal fragte einst Taubmann: „was der Teufel mache?“ „Ich weiß nicht!“ gab Taubmann zur Antwort; „wenn er aber den Pabst holen wird, so werden es seine Cardinäle erfahren, was er macht.“

*

„Cujus generis religio Papistica?“ fragte Taubmann einst den Cardinal Clesel, und als dieser die Antwort gab: „generis feminini,“ sagte Taubmann: „Wie will es dann der Herr Cardinal vor Gott verantworten, daß er propter genus femininum die Kirche Christi in Ungarn so verfolgt?“

*

Ein andermal fragte Taubmann eben diesen Kardinal, ob er auch wisse, wo Gott nicht sey? „In der Hölle," meinte der Kardinal. „Nein!" sagte Taubmann, „zu Rom ist er nicht, denn da hat er einen Statthalter;" worüber der Churfürst und selbst der Cardinal herzlich lachen mußten."

*

Der Cardinal fuhr einst mit einer zahlreichen Begleitung von Dresden nach Torgau über die Elbe. „Wenn man," bemerkte Taubmann, lauter Mönche und Pfaffen in die Elbe werfen würde, gäbe es eine feine Suppe, die aber der Teufel ausfressen müßte!" „Und mich auch mit?" fragte der fette Cardinal. „Ja freilich," entgegnete Taubmann lachend, „denn man muß ihm doch auch einen guten, fetten Bissen gönnen."

*

Eben diesen Cardinal Clesel fragte einst Taubmann bei der Tafel: ob er auch wisse, wie man hundert fünfzig Esel mit einem Worte schreiben könne? Der Cardinal, verwundert über diese seltsame Frage, verneinte sie. „Nun," sagte Taubmann, so will ich es Euer Eminenz lehren" und bat den Cardinal, seinen eigenen Namen auf den Tisch zu schreiben. Der Cardinal that dieß bereitwillig und schrieb in Ge-

genwart des Churfürsten seinen Namen CLESEL auf den Tisch. Sobald dieß geschehen war, wandte sich Taubmann gegen den Churfürsten: „Da sehen Ihre fürstl. Durchlaucht, in diesem einzigen römischen Cardinal CLesel 150 Esel.“ Hierüber ärgerte sich der Cardinal dermaßen, daß er sich sogleich nach Wien begab.

*

Ein Dr. Koch und Taubmann wurden auf den Landtag nach Dresden abgeordnet. Dr. Koch, der Taubmann vorausreisete, sagte in dem Gasthaus zu Großenhain, um seinem Collegen einen Streich zu spielen, es werde bald der Scharfrichter aus Wittenberg eintreffen, diesem müsse man einen offenen Krug vorsetzen. Dieß geschah, als Taubmann kurz darauf eintraf. Auf seine Frage, warum man ihn so verächtlich tractire, erhielt er zur Antwort: er werde wohl wissen, wer er sey. So erfuhr er die Ursache, zugleich aber auch erfuhr er, daß Dr. Koch ihm diesen Streich gespielt habe, worauf er sich zu revangiren beschloß, was auch ohne Säumen geschah. Denn kaum war er in Dresden angekommen, eilte er zum Churfürsten und denuncirte Koch als Ehebrecher, der bei seiner „Köchin“ geschlafen habe. Koch wurde sofort eingezogen und vom Staatsanwalt wegen Ehebruchs angeklagt. Koch leugnete unter Thränen, und berief sich auf seinen Freund Taubmann,

welcher am besten wisse, daß er unschuldig sey! Taubmann ward gehört. „Wie könnt Ihr doch läugnen," sagte dieser, „nicht nur einmal, mehr als hundert mal habt Ihr bei Eurer „Köchin" geschlafen; denn wenn Ihr Koch heißet, muß Eure Frau Köchin heißen!" Taubmann hatte sich revangirt und Koch wurde seiner Haft entlassen.

*

Ein Oberst Walther wettete einst mit Taubmann um einen fetten Ochsen; ob er im Stande sey einen Vers zu machen, während er zu Pferde steige. Taubmann machte den Vers:

Ascendit Walther,
Veniat bos unus et alter.

und gewann die Wette.

*

Alte Männer, welche junge Mädchen heirathen, pflegte Taubmann mit „Lampreten" zu vergleichen, „welche man in Malvasier ersäufe."

*

Ein Student, der früher sehr ausschweifend gelebt hatte, heirathete zuletzt eine ziemlich alte Dame, worüber Taubmann den Vers machte:

Ne tibi displiceat fex, quia bona vina bibisti.
(Ihr müßt jetzt in Hefen tunken,
Weil Ihr den Wein habt ausgetrunken.)

*

Anno 1609, als man das akademische Jubiläum feierte, setzte sich Taubmann in der Thomaskirche in einen fremden Kirchenstuhl, um die Festpredigt besser zu hören. Als ihn der Eigenthümer veranlaßte, seinen Sitz zu verlassen, sagte Taubmann: „Mein Freund! hier bin ich noch jedes Jubeljahr gesessen, laßt mich dieses Mal auch hier sitzen; das nächste Jubeljahr will ich Euch nicht mehr hindern."

*

Taubmann verfertigte einst ein Jungfrauen-Recept. Es heißt:

Recipe juris utriusque Candidatum.
N. J.
Carnis puellae selectae
bonis moribus et
honestis parentibus, lib. 100.
Domum honestam
Hortum irriguum et apricum,
Pecuniarum quantum satis. Fiant
Nuptiae per triduum: quibus peractis
Rec: Sponsum cum sponsa, fiat mixtura.
Jaceant per noctem unam et plures
Usque ad Generationem partis tertiae.

*

Der Professor Siber konnte die Commandowörter der Fuhrleute; „Hot und Schwude," deren sie sich zum Lenken ihrer Pferde bedienten,

durchaus nicht behalten; er gieng daher seinen Collegen Taubmann an, ihm ein Mittel zu sagen, wie er sich diese Wörter am sichersten einprägen könne. Taubmann entsprach bereitwillig dieser Bitte und machte den Vers:

Denotat „Hot" dextram, sed signat „Schwude" sinistram,

welcher Vers dem Herrn Professor so wohl gefiel, daß er von nun an das „Hot und Schwude" behalten konnte.

*

Taubmann that sich viel darauf zu gut, aus Franken gebürtig zu sein und pflegte wo er konnte, seine Landsleute stets zu rühmen. Unter Anderem hielt er sie auch deß wegen hoch, weil sie den Wein more palatino trinken und nichts oder doch wenig im Glase lassen, was er in folgendem Verse pries:

Laudo meos Francos, qui se cervice supinant
Ut possint plenos evacuare scyphos.
Evacuare scyphos nostri potuere parentes,
Possunt et nostros evacuare scyphos.

*

In der Hofküche zu Dresden sah Taubmann einmal eine Gans am Spieße stecken, worüber er sogleich aus dem Stegreif den Vers machte:

Vertitur assiduo nigra verrugine gansa.

Als sich nun Jemand wunderte, daß er ein solches küchenlateinisches Wort wie gansa gebrauche, entgegnete er:

Miraris gansam? Plinius autor habet.

*

„Warum," wurde Taubmann einst von einem Studenten gefragt, heißt man eine Büchse gerade Bombarda? „Deßwegen," entgegnete Taubmann, „weil dieses Wort von dem Laut herkommt, den die Büchse verursacht; denn wenn man sie losschießt, heißt es: Bom Bom Bom; indem die Kugel durch die Luft saust: bar, bar, bar, und wenn sie ihr Ziel erreicht, sagt sie: da; somit haben wir das Wort Bombarda."

*

Churfürst Christian hatte einst Taubmann zur Tafel geladen, bei welcher dieser ganz ungenirt zwei gebratene Rebhühner einwickelte und in die Tasche steckte. „Ei, ei, Herr Professor, sagte der Churfürst, als er es bemerkte, „Ihr sollt nicht sorgen, was ihr essen werdet!" „Ganz recht, entgegnete Taubmann, „ich will auch nicht sorgen; und darum eben stecke ich die Rebhühner in meine Tasche!"

*

Einst fügte es sich gerade so, daß Taubmann den Vortritt vor einem Edelmann bekam, und dieser sagte unwillig darüber: „ich kann es

nicht leiden, daß heutzutage ein jeder Flegel den Vorrang haben muß." „Aber ich," sagte Taubmann, der es gehört hatte, „kann es wohl leiden, daß heutzutage die Flegel die Oberhand haben," und ließ damit dem Krautjunker den Vortritt.

*

Auf einer Reise zog einmal Taubmann vor einem Crucifix den Hut ab. Als man nicht gar ferne davon an einem Galgen vorbeifuhr, fragte ihn ein Hofcavalier: warum er nicht auch vor dem Galgen, wie vor jenem Kreuze den Hut abziehe, beide seien ja von Holz? „Warum," entgegnete Taubmann, „küsset Ihr eure Frau auf den Mund und nicht auf den Hintern? beide sind ja auch von einem Leder!"

*

Durch einen wohlangebrachten Scherz rettete einst Taubmann einem Verurtheilten die rechte Hand. Es sollte nämlich laut kriegsrechtlichem Urtheils einem Soldaten, der nach seinem Obersten geschossen, nach der Praxis der damaligen Militärjustiz die rechte Hand abgehauen werden, welches Urtheil der Administrator von Chursachsen, Friedrich Wilhelm, zu bestätigen hatte. Als über der Tafel hievon die Rede war, sagte Taubmann: „Jetzt ist es zu spät, dem Menschen die Hand abzuhauen, weil er sein Verbrechen schon begangen

hat; man hätte sie ihm sollen vorher abhauen, dann hätte er nicht schießen können." Durch diesen Scherz behielt der Delinquent seine Hand.

*

Taubmann pflegte öfter zu sagen: Selig sind die, welche von den Juridicis vocabulis*) nichts wissen, nemlich vom citiren, agiren, protestiren, appelliren, und dennoch die Sache verlieren!

*

Als einst ein Chiromant (Wahrsager aus den Linien der Hand) die Treppe hinunterfiel, sagte Taubmann lachend: „Ich kann es an der Stege sehen, daß du hinuntergefallen bist, und du konntest es an deinen großen Händen nicht sehen, daß eine Stege vor dir ist. Du wirst die Beulen an dem Haupt empfinden und ob du sie schon nicht siehst, so sehe ich sie doch."

*

Der Professor Erasmus Schmid ein vortrefflicher Mathematiker, lehrte einst seinen Collegen Taubmann, wie er eine Sonnenuhr in seinem Garten anbringen solle, damit er die Tageszeiten immer wissen könne. Taubmann nahm es mit Dank an, legte aber zugleich dem Professor und den umstehenden Studenten die

*) Juristenausdrücke.

Frage vor: Was dann zu thun wäre, wenn die Sonne sich in seinem Garten verkrochen und ihre Strahlen nicht auf den Zeiger werfe? Als auf diese Querfrage weder der Professor noch die Studenten eine Antwort gaben, sagte Taubmann, nachdem er eine gute Weile gewartet hatte, lachend: „Wenn die Sonne nicht scheint, so muß man eben so lange warten, bis sie wieder scheint!“

*

Ein gewisser Poet Homagius, der drei Töchter hatte, gab Taubmann einst deutlich zu verstehen, er könne eine von denselben, und zwar die schönste, heirathen. Taubmann aber, der hiezu keine sonderliche Lust in sich verspürte, wußte diesem kizlichen Punkte geschickt auszuweichen. „Das geht doch nicht wohl, erwiderte er dem Vater; „ich will die drei Mädchen gleich werth halten, und um der Schönsten willen mir die beiden andern nicht zu Feinden machen.“

*

Bei Taubmann wohnte ein Student, der lieber schlief als in das Colleg gieng. Von diesem pflegte er zu sagen: „es sind nur zwei Tage im Jahr, an denen dieser Student nicht gerne studirt: der Sommer und der Winter. Den Frühling und den Herbst betrachtet er als Nächte; für sein Nichtstudiren weiß er immer Gründe anzuführen: im Sommer ist's ihm zu

warm, im Winter zu kalt, im Frühling zu früh, und im Herbst zu nebelicht!"

*

Einmal wollte ein Wittenberger Student dem Herrn Professor Taubmann zu dessen Geburtsfest gratuliren und redete ihn deshalb lateinisch an: Tu Taubmanne vates — blieb aber stecken. Taubmann, verdrüßlich über ein so närrisches Compliment entgegnete schnell: Tu mihi lambe nates — und das Complimentiren hatte ein Ende.

*

Als Taubmann noch in der Schule zu Wonses war, wurde er von seinem Präceptor beim Buchstabiren des Wortes v e l gefragt: wie man dieses Wort ausspreche. „Leder" antwortete der kleine Witzling geschwind, denn Fell und Leder ist so ziemlich ein Ding!"

*

Taubmann pflegte öfters seine Schüler zu ermahnen: sie sollten ja die Zeit gut anwenden, damit man von ihnen später nicht sagen könne:

O mihi potatas referat si maximus horas!
O mihi profusum referat si maximus aurum!
O mihi consumptum si Deus ingenium.
(O! wenn mir die vertrunkenen Stunden der Höchste ersetzte,

O! wenn das vergeudete Gold gäb wieder derselbe,
Wenn den verschlemmten Verstand gäbe derselbe zurück!)

widrigenfalls, setzte er hinzu, werdet ihr lauter Impersonalia ins Gehirn bekommen, welche heißen:

poenitet, atque piget, taedet, pudet, atque misertum est,

(es reut, es widert an, es eckelt, man schämt sich und hat sich erbarmt.)

Auch sagte er manchmal zu seinen jungen Leuten: Wenn Euer Vater sein Geld addirt und der Herr filius solches auf der Universität subtrahirt; wenn solches dann vom Vater nicht wird multiplicirt; so wird es wahrlich „studentikoos" dividirt!

*

Taubmann behauptete: in den ersten Jahrhunderten habe regiert die conscientia (das Gewissen), in den folgenden die scientia (das Wissen) und in den letzten Zeiten würde sich unfehlbar die „entia" hervorthun!

*

Die Elbe bei Wittenberg pflegte Taubmann: plagiarium Musarium zu nennen, weil schon so viele Studenten in derselben ertrunken waren.

*

Einst kam ein Bettler aus Wonses zu Taubmann und bat um ein Almosen weil er von Adam her ein naher Blutsverwandter von ihm sei. „Das läßt sich hören;“ meinte Taubmann und schenkte ihm einen großen Sack, warf einen Pfennig hinein und sagte zu dem frechen Bettler: „Nun laß Dir von einem Jeden, der aus den Lenden Adams entsprossen, und also mit dir verwandt ist, ebenfalls einen Pfennig geben, und du wirst bald reicher sein, als ich und viele Andere.“

*

Ein Cavalier am Dresdner Hofe prahlte einst, er habe in Wittenberg 2000 Reichsthaler „verstudirt“. „Herr! sagte Taubmann hierüber, „wenn Ihr einen finden könnt, der Euch wieder 100 Reichsthaler für Eure Gelehrsamkeit gibt, so verkaufet sie nur ohne Bedenken, denn Ihr werdet sie schwerlich höher anbringen können.“

*

Einmal ließ der Churfürst-Administrator, Friedrich Wilhelm, Taubmann nebst einigen seiner Studenten zur Tafel laden, wo ihnen in der Mitte des Tisches ihre Plätze angewiesen wurden, weil Taubmann bei jeder Gelegenheit zu behaupten pflegte, die Mittelstraße sei die beste Straße. Als die Speisen aufgetragen waren und jeder die seinige zu sich nahm, waren

diejenigen Schüsseln, welche man Taubmann und seinen Studenten vorsetzte, zu deren nicht geringem Verdruße leer. Taubmann, der wohl merkte, daß man ihn mit seiner „Mitte“ hatte vexiren wollen, machte sogleich folgenden Vers aus dem Stegreif:

„Man ruft mich zwar an Hof zur Tafel,
mitzuessen;
Vollauf ist da und dort, doch hat man mich
vergessen;
Ich ändre meinen Spruch und sag': Es ist
nicht wahr,
Daß, wer die Mitte hält, sei ohne all' Gefahr!“

Dieses Gedicht gefiel dem Churfürsten so gut, daß er Taubmann sogleich neben sich setzen ließ und ihn mit besonderer Gunst beehrte.

*

Dieses Possens wegen und wegen seiner „Mittelstraß“ wurde Taubmann von den Hofdamen oft viel zum Besten gehalten, obgleich Taubmann ihnen bewies, daß eigentlich die Frauenzimmer es seien, die gerade auf das Medium tenuere beati das Meiste halten, nach dem bekannten Sprüchwort:

in medio pisces et mulieres sunt meliores,

und heiße, wie er ihnen übersetzte:

An Fisch und Jungfern ist das Mittelstück
das Beste,
wer mit uns essen will, der sei einer unsrer Gäste!

Sie hielten also jederzeit das Mittelstück für das Beste und seien immer wohl zufrieden, wann es nur „in medio“ wohl stehe, möge es sonst auch sein wie es wolle. Aber er wollte sich noch anders an den übermüthigen Damen rächen, um sich längere Zeit Ruhe vor ihnen zu verschaffen. Er ließ zu diesem Zwecke einen großen Sack aus schwarzgefärbter Leinwand machen, füllte solchen etwa zur Hälfte mit Kienruß und nagelte ihn, die Oeffnung nach oben, in den Abtrittschlauch, was zur Folge hatte, daß die Damen, welche ihn benützten, ohne es zu wissen, äußerst rußig wurden. Nach einigen Tagen promenirte Taubmann mit einigen Hofcavalieren in dem Vorsaale auf und ab, wo ihnen eine Hofdame begegnete, welche den Professor sogleich mit seinem Medium tenuere beati aufzog. Lächelnd wandte sich Taubmann zu den beiden Cavalieren, welche gerade über den von Taubmann angestifteten Possen herzlich lachten, „ich wollte wetten,“ sagte er, „daß wo nicht alle, doch die meisten Damen schwarze Posteriora haben! Einer von den Cavalieren erzählte dieß dem Churfürsten und dieser erzählte es seiner Gemahlin, welche sogleich durch die Obersthofmeisterin den wirklichen Thatbestand von Taubmanns Behauptung erheben ließ. „Dieß — sagt die Chronik — gab Veranlassung, daß hernachgehends die Frauenzimmer zu

Hofe mit ihrer Posteriorität mehr leiden mußten, als Taubmann mit seiner Mediocrität."

*

Dieser Possen, den Taubmann den Hofdamen gespielt hatte, gab Veranlassung zu einem andern. Die Hofcavaliere nahmen die Damen gegen Taubmann in Schutz, und suchten auf irgend eine Art an den Professor zu kommen. Einer meinte, man sollte sehen, wie man den schalkhaften Professor um seinen schönen Bart brächte, dieß möchte, weil er so viel auf denselben halte, seine empfindlichste Seite seyn. Der Vorschlag ward allgemein angenommen und fand auch Beifall bei dem Churfürsten. Um desto eher den Zweck zu erreichen, entschlossen sich alle Hofcavaliere, selbst der Churfürst, ihre Bärte vollständig abzunehmen. Anfangs sträubte sich Taubmann heftig gegen diesen Vorschlag; als er aber sah, daß keine Vorstellung die Sache ändern konnte, so ergab er sich endlich in sein Schicksal, jedoch unter der Bedingung, daß ihm sämmtliche abgenommene Bärte als Eigenthum überlassen würden; diese Bedingung ward ihm zugestanden, worauf er sich nun seinen wirklich schönen Bart abnehmen ließ, die anderen aber sorgfältig sammelte und sich nach Hause begab, ohne wieder auszugehen, bis sein Bart wieder einigermaßen gewachsen

war. Inzwischen mußte ihm ein Sattler einen sehr kostbaren Sattel fertigen, den er mit sämmtlichen Bärten polstern ließ und den er dann dem Churfürsten als eine Seltenheit verehrte *).

*

Der Hausarzt Taubmanns, der Doctor Tandler, ging einst mit einer prächtigen goldenen Kette geschmückt über die Straße, wo ihm Taubmann begegnete, sich aber stellte, als kenne er seinen Freund nicht. Auf Taubmanns höfliche Frage: wer er sey? erwiderte der Arzt: „Ihr werdet doch Euern Hausarzt noch kennen?" „Potz Tausend, ja," rief Taubmann, „Ihr müßt aber ein gar vortrefflicher Arzt sein, weil Ihr (auf die Kette zeigend) den Leuten die gelbe Sucht abnehmet und sie an Euren eigenen Hals hänget."

*

Ein Edelmann, der sein halb verfallenes Dorf wieder ziemlich restaurirt und dasselbe mit allerlei Gesindel als Colonisten besetzt hatte,

---

*) Dieser Sattel soll als Rarität und Curiosum in die damalige Kunstkammer nach Stuttgart gesendet worden sein, und wäre wohl der einzige Sattel in der Welt, der mit Barthaaren von Fürsten, Edelleuten, Doctoren und Professoren gepolstert ist.

richtete bei Tisch die Frage an Taubmann, wie ihm sein Dorf gefalle? „Ganz wohl," sagte Taubmann; „aber es fehlt noch etwas in demselben." „Nun was denn?" fragte der Junker begierig. „Eine Papiermühle," versetzte Taubmann, „denn es hat gar zu viel Lumpen darin!"

*

Taubmann hatte den ihm mit seinem Bart gespielten Possen noch nicht vergessen und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, sich dafür zu rächen. Diese fand er unvermuthet an einem schönen Nachmittag bei einem Spaziergang in dem fürstlichen Lustgarten. Eben hatte er sich hinter einen grünen dichten Strauch gelegt und hieng seinen Gedanken nach, als gerade jener Cavalier, der die Idee des Bartabscheerens gehabt hatte, mit einer Hofdame in so interessantem und eifrigem Gespräche begriffen vorbeiging, daß sie unsern Taubmann nicht bemerkten und in der Nähe seines Lagers stille standen. Dieser aber vernahm jedes Wort ihres Gesprächs. Unter anderem zärtlichem Geplauder verabredeten sie auch, daß, wer zuerst eine Erdbeere, die eben erst zu reifen begannen, finden werde, von dem andern zur Belohnung einen Kuß erhalten solle. Die Dame indeß bemühte sich wenig, eine Erdbeere zu finden, denn sie wollte die Belohnung lieber empfangen als geben; dagegen aber suchte der Cavalier desto

eifriger, und siehe! nicht umsonst. Entzückt über den Fund einer prachtvollen Erdbeere, wollte er die Dame dieselbe eigenhändig pflücken lassen, und um die Stelle eher wieder zu finden, deckte er schnell entschlossen seinen Hut darüber und eilte hinweg, seine Dame aufzusuchen, um sie von dem köstlichen Funde in Kenntniß zu setzen. Dieß Alles hatte Taubmann gesehen und rasch war er entschlossen, dem verliebten Ritter einen Streich zu spielen. Geschwind pflückte er die schöne Erdbeere, setzte dafür etwas Anderes hin, deckte den Hut sorgfältig darüber, dann kehrte er in sein Versteck zurück, von wo aus er unbemerkt sehen konnte, was ferner vorgehen würde. Kaum hatte er seinen Posten wieder eingenommen, als der Edelmann mit seiner Dame herbei kam und ihr unendlich vergnügt den Hut zeigte, unter welchem sie eine prachtvolle Erdbeere finden würde. Brennend vor Begierde, den süßen Lohn zu empfangen, bat er die Dame, die Beere mit ihren zarten Händen selbst zu pflücken. — Neugierig nahm die Dame den Hut weg, warf ihn aber, als sie eine solche Erdbeere erblickte, voll Entsetzen und Abscheu ihrem Begleiter ins Gesicht und lief davon, den Cavalier, der stumm vor Erstaunen ob einer solch heillosen Verwandlung mit einem wahren Schafsgesichte dastund, seinen Betrachtungen über die geheimnißvollen Wunder der Natur überlassend.

Taubmann aber konnte sich über diesen gelungenen Streich nur mit Mühe eines lauten Gelächters enthalten.

*

Einst zur Winterszeit war der Holzvorrath Taubmanns sehr nahe zusammengegangen. Um einem eintretenden Mangel noch zeitig vorzubeugen, ersann er folgende List. Er ging uneingeladen nach Hofe und trat unangemeldet in den Speisesaal, wo gerade Tafel war. Ohne sich um Jemand zu bekümmern, ging er gerade auf den Ofen zu, vor welchem er eine geraume Weile stehen blieb, sich wärmte, dann gegen den Churfürsten eine ehrerbietige Verbeugung machte und fortgehen wollte. Der Churfürst, der gerade besonders gut aufgelegt war und wohl merkte, daß der Professor nicht umsonst gekommen seyn mochte, fragte ihn, warum er so schnell wieder gehen wolle und was ihn bei dieser strengen Kälte nach Torgau getrieben habe? „Ei, gnädigster Herr!“ erwiderte Taubmann, „zu Hause habe ich kein Holz, und da ich weiß, daß Euer Gnaden Holz genug und deßhalb auch eine feine warme Stube haben, kam ich hierher, um mich zu wärmen.“ Der Churfürst mußte hierüber lachen, und befahl seinem Amtmann, ihm sogleich 10 Klafter Holz verabfolgen zu lassen. Taubmann hatte seinen Zweck erreicht und bedankte sich bei dem Chur-

fürsten auf der Stelle in seiner gewohnten witzigen Weise.

*

Ein andermal ließ der Churfürst den lustigen Taubmann nach Dresden berufen mit dem Bedeuten, ohne Verzug sich einzustellen. Taubmann kam diesem Befehle eiligst nach. Als er in das fürstliche Gemach eintrat, fand er den Churfürsten nahe bei der Thüre rechts sitzend, eine Dame aber saß an einem entfernteren Fenster links, so daß Taubmann beim Eintreten mit dem Gesicht gegen den Fürsten, den Rücken aber der Dame zugekehrt, dastand. Als nun Taubmann, nach dem vorgeschriebenen Handkuß seine vorige Stellung wieder einnehmen wollte, verwies ihm der Churfürst dieselbe mit folgendem Hexameter:

Cur monstras teneris tua posteriora puellis,

worauf Taubmann auf der Stelle mit dem Pentameter antwortete:

Possem, si vellent, anteriora dare!

welche Antworrt den Churfürsten so belustigte, daß er ihm sogleich eine goldene Kette schenkte.

*

Bald darauf ward der kurzweilige Professor zur churfürstlichen Tafel geladen, bei welcher allerlei Scherze getrieben wurden. Unter Anderem ließ der Churfürst seinen eigenen kost-

baren Löffel dem Professor heimlich in die Rocktasche stecken. Taubmann hatte es beobachtet, stellte sich jedoch, als ob er nicht das Geringste merkte und practizirte noch heimlicher den Löffel aus seiner in des Churfürsten Rocktasche. Nach aufgehobener Tafel entstand plötzlich eine Nachfrage nach dem Löffel und als Niemand etwas davon wissen wollte, sollten alle Anwesenden der Reihe nach die Taschen umkehren. „Einer von uns Beiden," sagte der Churfürst zu Taubmann, als die Reihe zuletzt auch an sie kam, „muß, da sonst Niemand zugegen war, den Löffel haben. Ein Schelm, der ihn hat!" „Meinethalben," sagte Taubmann, und wandte ganz zuversichtlich seine Taschen um. Aber der Löffel kam ganz gegen das Erwarten des Churfürsten nicht zum Vorschein! „Nun ist die Reihe an Ew. Fürstlichen Gnaden," sagte Taubmann, „der Löffel kann unmöglich weg sein!" Geschwind wandte der Churfürst eine seiner Taschen, und siehe, der Löffel war da. Taubmann erhielt ihn sofort vom Churfürsten zum Geschenk, weil er den Schwank so gut auszuführen gewußt hatte!

*

Als Taubmann, wie er selbst in heiterer Laune erzählte, seinen Hochzeit- und Ehrentag wie billig und gebräuchlich, in Fröhlichkeit und Freude gefeiert hatte, und er am Abend mit

seiner Elisabeth im Schlafgemach angekommen war, nahm diese ihren Brautkranz ab, hängte ihn an einen Nagel an die Wand und fing, sich auf einem vor dem Bette stehenden Stuhl niederlassend, bitterlich zu weinen an. Taubmann, dem es durchaus nicht um's Weinen zu thun war, nahm rasch seine bereits abgelegten Bräutigamshosen, hing sie sachte neben den Brautkranz an die Wand, setzte sich neben seine Braut und fing an so überlaut mit zu weinen, daß dieselbe laut auflachen mußte. „Mein Schatz," sagte er, „was soll doch daraus werden, wenn wir die ganze Nacht weinen, endlich müssen wir doch aufhören und uns zusammenthun, wie dein Kranz und meine Hosen friedlich bei einander hängen. Am Besten ists, wir hören auf zu weinen und legen uns schlafen" — wozu sich endlich auch seine Elisabeth willig verstand.

*

Einmal besuchten unsern Taubmann einige gute Freunde in der löblichen Absicht, einen kleinen Schmaus bei ihm zu halten. Taubmann empfing und bewirthete sie auf's Zuvorkommenste und Freundlichste. Der Famulus trug wacker auf, Taubmann war splendid und seine Gäste überaus fröhlich bis zum späten Abend. Endlich brachen die Gäste auf und riefen nach ihren Mänteln, die ihnen der Famulus abge-

nommen hatte. „Liebe Freunde," sagte Taubmann, „da verlangt ihr für jetzt zu viel! Eure Mäntel befinden sich zur Stunde bei dem Wirth auf dem Stadtkeller versetzt, ich habe euch hiefür wacker traktirt und ihr könnt sie nach Belieben morgen wieder einlösen, wobei ich recht gerne als Zeuge fungiren will!" Verblüfft sahen die Herren anfänglich einander an: brachen dann endlich ob diesem Schwank in ein helles Gelächter aus, konnten sich aber an ihrem listigen und lustigen Wirth auf keine andere Weise rächen, als daß er am folgenden Tag ihnen bei Auslösung der Mäntel in dem kleinen Stübchen des Stadtkellers wacker behilflich seyn mußte.

*

Einmal zur Winterszeit gingen einige „fidele" Studenten an Taubmanns Wohnung vorbei und machten allerlei tolles Zeug. Geschwind schlüpfte Taubmann zur Hinterthür hinaus, ging auf die Straße und schloß sich dem tollen Studentenhaufen an, ohne daß die Studenten es bemerkten oder ihn erkannten. „Wollen wir nicht dem Professor Taubmann, dem Kameel, seine alten Fenster mit Schneeballen einwerfen," sagte er zu einigen, „das wäre wohl lustig!" machte auch sogleich selbst den Anfang und warf wirklich einige Scheiben ein; das war das Signal zu einem allgemeinen Bombardement auf Taub-

manns Fenster, die in kurzer Zeit fast gänzlich in Stücke giengen. So wollte es Taubwann. Als die Studenten im besten Geschäfte waren, und Taubmann sich von der Identität der Personen hinlänglich überzeugt hatte, schlich er sich unbemerkt zurück in sein Haus. Am folgenden Tag aber ließ er sie vor den Rector magnificus citiren, wo sie zwar Anfangs leugneten, endlich aber doch ihre Schuld eingestanden. Von dem Rector wurde ihnen daher auferlegt, die Fenster herstellen zu lassen. Dieß geschah ohne Verzug und Taubmann sah sich bald im Besitze besserer Fenster als zuvor, ohne daß sie ihn etwas kosteten.

*

Bei der Tafel wurde Taubmann einst von dem Churfürsten Christian gefragt, was die Studenten zu Wittenberg machen? Taubmann that als höre er es nicht, aß inzwischen unbekümmert fort und trank einige Becher hastig hintereinander aus. Plötzlich stund er auf, nahm einen Degen und begab sich in den Schloßhof, wo er anfing zu schreien und zu krakelen; mitunter schlug er mit dem Degen auf die Pflastersteine, daß die Funken umherstoben und warf zuletzt noch einige Scheiben im Speisesaale ein, so daß die ganze Gesellschaft erschrocken an die Fenster lief, um nach der Ursache dieses Scandals zu sehen. Inzwischen

war Taubmann wieder im Saale erschienen. Unwillig fragte ihn der Churfürst, was dieser Unfug bedeuten solle? „Auf meines gnädigsten Churfürsten und Herrn Befehl," entgegnete er, „habe ich nur gezeigt, wie es die Studenten zu Wittenberg zuweilen zu machen pflegen!"

*

Wegen irgend eines Vorfalls fiel Taubmann bei dem Churfürsten in so große Ungnade, daß dieser befahl, ihn, wenn er sich je bei Hofe ohne Erlaubniß sollte blicken lassen, mit Hunden fortzuhetzen. Taubmann aber wußte seinen Zutritt bei Hofe doch wieder zu erlangen. Er kaufte sich drei lebendige Hasen, nahm sie unter seinen langen Mantel und ging damit nach Hofe. Kaum zum Schloßhofe eingetreten, wurden sogleich einige Hunde auf ihn gehetzt. Taubmann ließ geschwind einen Hasen laufen und kam so, während die Hunde demselben nacheilten, unangefochten über den Schloßhof. Aber als er die Treppe hinansteigen wollte, stürzten zwei gehetzte Windspiele ihm entgegen; welche, als Taubmann den zweiten Hasen preis gab, ihre Wuth gegen den Flüchtling kehrten und ihm nachliefen. Am fürstlichen Gemach angekommen, wartete ein weiteres Windspiel auf Taubmann, um ihm den Eintritt streitig zu machen. Indem nun Taubmann den dritten Hasen unter seinem Mantel hervorspringen ließ

und der Hund denselben verfolgte, bekam der Professor Luft um in das churfürstliche Gemach eintreten zu können. Der Churfürst mußte über die List Taubmanns herzlich lachen, und gab ihm die Erlaubniß, wieder wie früher bei Hofe erscheinen zu dürfen.

*

Der Churfürst hatte einmal eine große Menge Hirschhäute bei einander, von denen Taubmann sich einige erbat und auch erhielt. Weil aber in einer der Häute viele Löcher waren, schüttelte Taubmann bedenklich den Kopf. Der Churfürst fragte ihn, ab ihm denn die Haut nicht gefalle? „Sie gefällt mir ganz gut," sagte Taubmann, „allein sie hat viel Löcher und ist übel zerschossen!" „Ihr seyd ein seltsamer Mann," entgegnete der Churfürst. „Wißt Ihr eine andere Art, einen Hirsch zu pürschen, ohne ein Loch?" „Ja wohl," versetzte Taubmann. „Vorn bei der Einladung ein, und bei der Ausladung hinten aus, wer so trifft, wird die Haut nicht verletzen." Hierüber ward vom Churfürsten und den Umstehenden viel gelacht und Taubmann bekam eine Haut, die weniger Löcher hatte.

*

Eben dieser Churfürst hielt einmal große Tafel, zu welcher auch Taubmann und zwei andere vortreffliche Poeten geladen wurden,

In der Weinlaune kamen diese zwei mit Taubmann in einen Wortstreit über gute und schlechte Verse, worüber der Churfürst sich so belustigte, daß er ein Goldstück (ein gülden Pacem oder Gnaden Pfennig) auf den Tisch legte und es demjenigen zu überlassen versprach, welcher den besten Vers ex tempore machen würde. Nachdem die drei Poeten lange mit einander gestritten und verschiedene Verse zu Tage gefördert hatten, griff endlich Taubmann nach dem „güldenen Pacem" den Vers Virgils recitirend:

Nulla salus bello,
Pacem te poscimus omnes.

(Nimmer ist Heil im Krieg: um Frieden (pacem) flehen wir alle!)

*

Um in einem strengen Winter wieder zu wohlfeilem Holze zu kommen ersann Taubmann eine List, die ihm hiezu verhalf. Er ließ sich nemlich bei dem Churfürsten, bei dem er gerade nicht gut angeschrieben war, mit der Bitte anmelden, ihm nur auf ein einzig Wort Audienz zu geben, was ihm auf Verwendung anderer anwesender fürstlicher Personen, die gerne die in einem einzigen Worte bestehende Supplik angehört hätten, bewilligt wurden. Getrost trat Taubmann in das fürstliche Gemach, machte eine tiefe, ehrerbietige Verbeugung und blieb dann stehen ohne ein Wort zu reden. Nach

einer guten Weile fragte ihn der Churfürst: „Taubmann, was ist Dein Begehr?“ Dieser machte abermals eine tiefe Verbeugung und sagte nur: „Holz,“ aber sonst kein Wort. Hierüber entstand ein allgemeines Gelächter und Taubmann erhielt nicht nur hinlänglich Holz, sondern auch noch Geld zu einem warmen Fuchspelz.

*

Von einem ehrgeizigen, vornehmen Patronatsherrn, der schon oft die ungeschicktesten Leute in Kirchen- und Schulämter eingesetzt hatte, wenn er von ihnen vorher tüchtig beschenkt worden war, sagte Taubmann: Wenn man einen Kaiser wählt, sind nur sieben Churfürsten nöthig; wenn aber dieser Herr einen Beamten, Kirchen- oder Schuldiener wählt, müssen wenigstens viermal sieben Churfürsten (nemlich Reichsthaler) zugegen seyn, sonst geht es nicht.

*

Einst war Taubmann mit seinem Sohne auf einer Jagd, die der Churfürst Administrator abhielt. Der junge Taubmann verfehlte sich auf derselben so oft und grob gegen die Waidmannssprache, daß er dafür die Strafe der „Pritsche“ erhalten sollte. Da der Vater diese Züchtigung nicht abwenden konnte, so bat er sich nur dieses aus, daß ihm die Pritschbank

als Geschenk überlassen werden möchte, eine Bitte, welche ihm der Fürst zu gewähren versprach. Als Pritschbank wählte aber Taubmann einen mit geschossenen Wildschweinen wohl beladenen Wagen, auf den sich sein Sohn legen und die Strafe aushalten mußte. Der Churfürst lachte über den sonderbaren Einfall und schenkte dem Professor den Wagen sammt seiner Ladung, die dem Geldbeutel und der Küche Taubmanns wohl zu Statten kam.

*

Ein Oberst äußerte einst gegen Taubmann die Absicht, das der Universität Wittenberg gehörige Dorf Apolloberg als Eigenthum zu erwerben. „Das ist eine Unmöglichkeit," entgegnete Taubmann, „denn auf den Apolloberg gehören keine Soldaten, sondern nur Poeten und Gelehrte!"

*

Taubmaun hatte einst den Pfarrer Wankelius zu Trebitz zu Gaste geladen, und ließ ihm, ehe man zu Tische ging, nach damaligem allgemeinem Gebrauch, ein Handwasser reichen. Der Pfarrer wies es aber zurück; „die Herren Professoren," sagte er, „wollen zwar haben, daß die Geistlichen vor Tische zuerst die Hände waschen sollen, lassen sie aber dennoch zuletzt sich an den Tisch setzen." „Das geschieht

deßwegen," erwiderte Taubmann, „weil die Geistlichen in der Reinigung die Ersten, im Trinken aber die Letzten sein sollen.

*

Ein vornehmer Herr, welcher aber als Grobian verschrien war, lud einst den Professor zu Gaste. Als Taubmann diesem Herrn die Hand zum Gruße reichte, hielt ihn dieser dabei fest und sagte: „Lieber Herr Professor, was treibt Ihr doch für eine Handthierung, daß Ihr so grobe Hände habt; ich glaube fast, Ihr seyd ein Drescher!" „Sie haben es errathen," versetzte Taubmann, „ich habe den Flegel noch in der Hand."

*

Einst kam ein vornehmer Herr nach Wittenberg und lud Taubmann, von dem er schon viel gehört hatte, mit noch andern Herren zu Gaste, um ihn näher kennen zu lernen. Taubmann entsprach der Einladung, war aber bei Tische sehr ernst. Bald nach dem Essen wollte er sich verabschieden. „Nicht doch Herr Taubmann", sagte sein Wirth, „so haben wir nicht gewettet, Ihr sollt uns heute noch lustig machen; Ihr seyd ja der, von dessen Possen man sich so viel erzählt." „Das weiß ich nicht," versetzte

Taubmann, „hier zu Wittenberg gibt es keine Narren, außer wenn einer hieher kommt."

*

Mehrere Professoren in Wittenberg und darunter auch Taubmann litten einst sehr fühlbaren Holzmangel, welchem Uebel Taubmann, der, wie sie wußten, schon in einigen derartigen Fällen Glück gehabt hatte, womöglich abhelfen sollte. Nun war gerade damals ein vielvermögender Minister in Wittenberg anwesend, und hierauf baute Taubmann seinen Plan. Er bat den hohen Herrn zu Gaste, welcher Bitte auch aufs freundlichste entsprochen wurde. Der Minister stellte sich pünktlich in Taubmanns Wohnung ein. Aber das Speisezimmer war trotz einer empfindlichen Kälte nur äußerst schwach geheizt. Von seinem Gaste um die Ursache befragt, entschuldigte sich Taubmann, daß sein Holzvorrath schon seit einigen Wochen gänzlich verbraucht sei; er habe zwar, um seinen hohen Gast wohl zu bewirthen, seine sämmtlichen Collegen um Holz ansprechen lassen, aber von allen die trostlose Nachricht erhalten, daß es ihnen selbst nicht besser gehe; endlich habe ihm sein Nachbar einen Arm voll Holz, etwa 12 Thaler Werth, geliehen, das habe er alles auf einmal in den Ofen geschoben, und so gewiß er wisse, daß es in dem Ofen brenne, so wundere es ihn doch, daß es nicht warm werden wolle. Der Gast

aber, als er neugierig selbst in den Ofen sah, fand zu seiner höchlichen Verwunderung in demselben neben einem brennenden Licht eine Laute liegen! Der Minister, der hierüber herzlich lachen mußte, erzählte es auch dem Churfürst-Administrator, der sogleich dafür sorgte, daß dem Brennholz-Mangel Taubmanns und seiner Collegen abgeholfen ward.

*

Einst bei der Tafel trank der Churfürst Taubmann einen Becher mit Wein zu und sagte, indem er ein Goldstück hinwarf: „wenn er einen lustigen deutschen Vers aus dem Stegreife hiezu machen könne, soll er das Goldstück haben!" Taubmann nahm den Becher, trank ihn aus und machte, indem er das Goldstück aus dem Becher herauslangte:

Zwei Götter können sich im Glase nicht vertragen;
Geh', Plutus, du in meinen Sack, geh',
Bacchus, in den Magen!

Damit steckte er das Goldstück ein und gab den leeren Becher dem Churfürsten zurück.

*

Als man ihm einst bei der Tafel keinen Löffel vorlegte und dabei sagte: „Ein Schelm, der mit suppt," schnitt er sich eine Brodrinde

ab, und aß die Suppe damit. Zuletzt aß er die Rinde mit den Worten: „Ein Schelm, der seinen Löffel nicht ißt.“

*

Taubmann sagte einst: „Die Weiber, sie mögen so „fromm“ seyn als sie wollen, unterstehen sich doch hie und da, nach den Zügeln des Regiments zu greifen, namentlich wenn **Kammersachen** abzumachen sind.“

*

Bei der Tafel wurde einst die Frage aufgeworfen, was wohl die Ursache sey, daß manche Frauen mehr Mädchen, manche mehr Knaben gebären?“ und Taubmann von dem Churfürsten aufgefordert, auch seine Meinung hören zu lassen. „Wenn man,“ erwiderte Taubmann, „in eine Kugelform zu wenig Blei gießt, so wird in der Kugel ein Löchlein bleiben; gießt man zu viel hinein, so wird ein Knöpflein daran hängen.“

*

Auf die Frage, wo es die meisten und größten Narren gebe? erwiderte Taubmann: „Bei Hofe; denn dort müßte immer einer des andern Narr seyn;“ und als man ihn weiter fragte, ob auch der Fürst dazu gehöre? sagte er: Ille est eximus, d. h. entweder der Oberste, oder exemplus reliquis.

*

Ein guter Freund Taubmanns, welcher sehr groß und dick war, fragte ihn einst: ob der Churfürst auch große Säue auf der Jagd erlegt habe? „Ja!" sagte Taubmann, „sie waren so groß wie Ihr!"

*

Taubmann mußte einmal in Gegenwart des Cardinals Clesel Luthers und des Papstes Gesundheit trinken; aber gleich, nachdem es geschehen war, spie er alles wieder aus und sagte zum Cardinal: „Da liegt euer Pabst; Luther und Pabst können sich in meinem lutherischen Magen durchaus nicht vertragen; ich danke Gott, daß ich den einen los bin."

*

Bei der Churfürstlichen Tafel stand einmal das Salzfaß ganz am oberen Ende derselben; Taubmann aber setzte es an das untere Ende. Als der Churfürst nach der Ursache fragte, meinte Taubmann: „da den Wittenbergern das Salz zu hoch gesetzt sey, so habe er es heruntergesetzt, damit ihnen für die Zukunft aller Grund zum Klagen benommen sey." Der Churfürst merkte, was Taubmann sagen wollte, und bald darauf wurde der Preis des Salzes bedeutend ermäßigt.

*

Cardinal Clesel bediente sich einst, als von den Predigern die Rede war, und er an den

lutherischen Geistlichen kein gutes Haar ließ, die katholischen Pfaffen und Mönche aber über alles lobte, unter anderem dabei auch des Ausdrucks: die Mönche seyen die wahren Seelsorger; worüber Taubmann sehr erbost war. „Euer Eminenz," sagte er, „Eure Pfaffen und Mönche sind allerdings die besten Seelsorger, aber anagramatisch; denn wenn man das Wort Seelsorger umkehrt und dabei die Buchstaben versetzt, so heißt es großer Esel!

*

Als Taubmann einst einen Wirth, einen Arzt und einen Scharfrichter beisammen stehen sah, sagte er: „Dieß sind die drei vornehmsten Schinder; denn der Wirth schindet die Gesunden, der Arzt die Kranken und der Scharfrichter die Todten."

*

Ein Student redete den Professor Taubmann an dessen Namenstage an:

Omnipotens Taubmann raucum tibi dedico carmen.

und glaubte ihm eine große Ehre zu erweisen; der Gefeierte aber ärgerte sich darüber dermaßen, daß er dem lateinischen Dichter die Thüre wieß und sagte:

Omnipotens Hunsfott was machstu mir da für Larmen!

*

Ein Wundarzt zu Wittenberg hatte eine schon sehr bejahrte unverheirathete Tochter, Namens Rosine; welche Taubmann Antiquitates Rosini nannte. (Anspielung auf die von Rosinus herausgegebenen römischen Alterthümer.)

*

Vor dem Elsterthor zu Wittenberg gegenüber der sogenannten Vogelstange war ein besonders schönes Echo. Taubmann, der auf seinen Spaziergängen mit einigen Schülern oft dahin kam, sagte einmal zu denselben: „Wenn die Herren wissen wollen, was ein alter Jesuite in folio und ein junger in duodecimo sei, so können sie es hier am besten von dem Echo erfahren; und als er sofort dem Echo zurief:

Nonne nequam est Jesuita?

antwortete es: Ita!

und als er weiter fragte:

Quid est Jesuvvitulus?

sagte das Echo: Vitulus!

worüber die Studenten eine ungemeine Freude an den Tag legten.

*

Taubmann bekam einst auf sein Ansuchen von dem Churfürsten die Erlaubniß, zu Beseitigung seines Brennholzmangels die unteren Zweige an den Bäumen des sogenannten Probstholzes bei Wittenberg „abkippen" lassen zu dürfen.

Diese Erlaubniß aber nahm der listige Taubmann in ihrer weitesten Bedeutung, denn er ließ allen Bäumen die untersten Zweige in der Art abnehmen, daß nur auf dem Gipfel ein kleines Zweiglein übrig blieb. Als er deßwegen zur Rede gestellt wurde, entschuldigte er sich damit, daß er nur gethan habe, was ihm erlaubt gewesen sey, denn er hätte nur die untersten Zweige wegnehmen, das oberste aber sitzen lassen.

*

Als ihm einst ein Stammbuch präsentirt wurde, in welches ein Prahlhans einen Spruch in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache geschrieben hatte: schrieb er darunter: Haec scripta sunt Hebraice, Graece et Latine. Joh. XIX.

Scribebat
Friedr. Taubmann, Poeta.

*

Christian II., Churfürst zu Sachsen, schenkte einst Taubmann eine schöne große Wiese, auf welcher jedoch die Servitut lastete, daß der Besitzer ein Pferd halten mußte. Um diese Last sich nun vom Halse zu schaffen, sagte er zum Churfürsten: „Da es Lehenleute gebe, die nur ein halbes Pferd (d. h. zwei mit einander ein Pferd) unterhielten, so wäre es ihm lieb, wenn der Churfürst dieß gestatte, und zwar in

der Art, daß er, der Churfürst, das Maul und Taubmann das Hintertheil halte.“ Der Churfürst, den dieser Einfall sehr belustigte, schenkte diese Wiese Taubmann und seinen männlichen Leibeserben, ohne alle Servitut.

*

Die Gemahlin des Churfürsten Christian II. wollte Taubmanns Frau persönlich kennen lernen und wünschte, daß sie deßhalb zu ihr nach Dresden käme. Taubmann, der dieß gerne verhindern wollte, stellte der Churfürstin vor, daß sich dieß nicht wohl würde machen lassen, denn seine Frau sei taub und die Churfürstin müßte ihr alle Worte aus vollem Halse ins Ohr schreien. Allein die Churfürstin blieb auf ihrem Wunsch und die Frau Professorin mußte vor ihr erscheinen. Um aber den Schwank vollständiger zu machen, sagte Taubmann zu seiner Frau, als sie in Dresden angekommen war, sie solle sich durchaus nicht einschüchtern lassen, die Churfürstin sei eine äußerst liebenswürdige Dame, nur habe sie das Unglück taub zu seyn, man müßte daher sehr laut mit ihr sprechen. Die Frau Professorin ward vorgelassen: und bald darauf ging es an ein fürchterliches Schreien, weil jeder Theil vom andern glaubte, er sei taub. Dieser sinnreiche Schwank gefiel nicht nur dem Churfürsten ausnehmend gut, sondern auch die Churfürstin ergötzte sich so sehr

daran, daß sie vor Lachen sich ins Bette legen mußte.

*

Obgleich Taubmann eine Menge lustiger Streiche und Schwänke ausgeübt hat, so war sein Gemüth doch nie von einer epikurischen Sicherheit eingenommen, sondern sein Leben war stets von einer strengen Moral geleitet. Unter allen Büchern aber war ihm stets das liebste die Bibel, welche er, wie er selbst sagt, in seinem Leben neunzehnmal durchgelesen hat, was wahrlich für einen Poeten genug ist.

Freiherr Friedrich Wilhelm v. Kyau

wird von Vielen unter die Classe der Hofnarren und Lustigmacher gezählt, wohin er aber eigentlich nicht gehört, da er niemals Hofnarr oder Lustigmacher ex professo war. Er wurde geboren zu Strohwalde am 5. Mai 1654, trat sehr jung in churbrandenburgische Kriegsdienste, wo er bis zum Licutenant avancirte. Nachdem er verschiedene Feldzüge in Ungarn und in den spanischen Niederlanden mitgemacht, trat er später in sächsische Dienste, wo er unter den Churfürsten Johann Georg III., Johann Georg IV. und dem König August II. von Polen von dem Grade eines Hauptmanns nach und

nach bis zum Generallieutenant und Commandanten der Festung Königstein stieg. Er starb 1733. Unter der großen Menge lustiger Schwänke und Einfälle, finden sich jedoch manche, die ihm unterschoben sind. In seiner — übrigens interessanten Lebensbeschreibung sind die meisten lustigen Stücke Kyaus erzählt. *)

Joseph Fröhlich,

ein Bayer, war unter der Regierung König August II. und August III. eigentlicher Hofnarr. Sein bayerischer Dialekt und seine unförmliche Leibesdicke gaben zu eben so viel Lachen Veranlassung, als seine ausgezeichnete Taschenspielerei Bewunderung erregte. Durch seine heitere Laune machte er sich sehr beliebt und mit seinen Taschenspielereien erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen. Er besaß in Dresden ein schönes Haus, ritt jeden Morgen in seiner Narrenkleidung, bedeckt mit dem spitzen Narrenhute, nach Hofe, trug einen großen schweren silbernen Kammerherrnschlüssel, der ihm

---

*) Eine neue zeitgemäße Bearbeitung dieser Lebensbeschreibung ist das erst kürzlich erschienene Schriftchen (vom Verfasser gegenwärtigen Werkes) „Biographische Skizzen, Anekdoten und Schwänke aus dem Leben des Barons Fr. Wilh. v. Kyau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 17. und 18. Jahrh. v. Fr. Nick. Reutl. 1860. 124 Seiten.

zugleich als Trinkbecher diente, ließ überall seine feinen und groben Späße los und fand eine besondere Lust darin, seinen Zeitgenossen, den ehrsüchtigen, eiteln Hofnarren Schwindel tüchtig zu ärgern. Von Fröhlich leben noch mancherlei Witze im Andenken fort. Bekannt ist, daß er einst, als ihm ein Sohn geboren worden war, den ganzen Hofstaat zu Gevatter bat, und deßhalb mit einem Tragkorb auf dem Rücken, angefüllt mit Gevatterbriefen bei Hofe erschien und an alle Vornehmen die Briefe vertheilte, was ihm eine beträchtliche Summe Pathengeld eintrug. Fröhlich ließ bei seinen Narrenstreichen viel Geradheit und Ehrlichkeit durchblicken. So wollte ihn einst ein Edelmann bestechen und schenkte ihm deshalb ein Kalb, einen Hammel, einen welschen Hahn und zwei Gänse. Fröhlich ärgerte sich über die Zumuthung dieses Edelmanns und trieb sofort die lebendigen Geschenke an den Hof, wo er dem Könige ohne Hehl den ganzen Handel entdeckte. Diesem Narren soll August II. 99 Narrenkleider haben fertigen lassen. Als Gundling gestorben war, sendete Fröhlich wegen des Abscheidens seines werthen Collegen ein großes scherzhaftes Condolenzschreiben mit der Versicherung ab, sich in die tiefste Trauer zu hüllen, auch alle Zimmer, sowie das „Narrenhäusel" in seiner Residenz Narrendorf schwarz bekleiden zu wollen. Wirklich legte auch Fröhlich um Gundling Trauer

an und alle Narren, welche sich in Dresden befanden, schleppten lange Trauermäntel hinter sich her und erschienen bei Hofe mit einem 20 Ellen langen Flor.

Leppert,

war der Sohn eines Salzfactors in Leipzig und zuerst Läufer bei dem Grafen Schmettau, dann Hofnarr Augusts II. und nach dessen Tod lustiger Rath bei dem großen Brühl, auf dessen Privattheather er sich oft in Rollen übte; später wurde er ein guter Schauspieler. Schon seine kleine Statur gestattete ihm nur komische Rollen. Er war selbst eine Zeit lang Principal einer Schauspielertruppe.

Schlesien.

Obwohl die schlesischen Herzoge aus der Piastischen Familie ohne Zweifel ebenso wie die andern Fürsten ihrer Zeit Hofnarren gehabt haben mögen, so berichtet die Geschichte doch nur von einem einzigen, dessen Existenz aber überdieß noch in Zweifel gezogen wird. Es soll nämlich, wie die Chronik berichtet, ein gewisser Herzog Boleslaw II. zu Münsterberg wunderbarlich umgekommen seyn; er übte seine Kurzweil mit einem

Stocknarren; darüber erzürnte sich der Narr so heftig, daß er den Herzog mit einem Ziegelstück zu Tod warf, welcher Narr allhie (zu Schweidnitz) auf dem Platze beim Köppenthor, da die Kirche zu St. Wolfgang steht, enthauptet und allda nahe am Kreuze, das im Stadtgraben unter dem Kirchlein eingemauert ist, begraben wurde. *)

Thüringen.

Von Thüringen findet sich hinsichtlich der Hofnarren folgende Notiz bei Flögel angeführt:

„Nachdem Albrecht der Unartige, Landgraf von Thüringen mit seiner Gemahlin Margarethe, Tochter Kaiser Friedrich II., bereits drei Söhne erzeugt hatte, verliebte er sich in ein Kammerfräulein, Kunigunde von Eisenberg, und zeugte mit ihr einen Sohn, der Ludwig Apiz genannt wurde. Diese Kunigunde stand der Gemahlin Albrechts nach dem Leben und gewann einen Hofnarren, der täglich mit zwei Eseln Holz und Wasser auf das Schloß Wartburg brachte, des Nachts die Landgräfin zu erwürgen, damit man sagen könne, der Teufel habe ihr den Hals umgedreht. Der Narr ließ

*) Flögel, Gesch. d. Hofn. 299. 300.

sich auch in das Schlafgemach der Landgräfin einschließen, entdeckte aber dieser die ganze Sache und flehte um Gnade. Die Landgräfin ergriff auf den Rath ihres Hofmeisters die Flucht, die sie durch ein Fenster des Schlosses bewerkstelligte und die ihr auch vollkommen gelang. Vorher aber küßte sie noch ihre Prinzen, wobei sie den ältesten, der damals eilf Jahre alt war, aus Gram und Schmerz in die Wangen biß, wovon derselbe später den Beinamen Friedrich „der Angebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ erhielt. Nur von einem Kammermädchen und dem Narren begleitet, floh sie nach (Kloster) Hirschfeld, von wo sie der Abt nach Frankfurt geleiten ließ; dort starb sie schon nach 9 Monaten (1270) aus Kummer.*)

Württemberg.

Bei den Fürsten von Württemberg scheint kein wirklicher Hofnarr existirt zu haben. Herzog Eberhard im Bart wollte zwar einen gewissen Paul Wüst, einen komischen Kerl, zu seinem Hofnarren ernennen, und ließ ihn fra-

*) Flögel, Hofn. S. 301.

gen, ob er das Amt annehmen wolle. Wüst schlug es aber aus. „Mein Vater," sagte er zum Herzog, „hat einen Narren für sich gemacht; willst Du einen Narren haben, so mache Dir auch einen." *)

*) Flögel S. 302.

Die Lustigmacherei und das Narrenwesen am Fürstenhofe des Deutsch-Ordens-Hochmeisters zu Marienburg

Wie fast an allen Höfen regierender Fürsten und Herren des Mittelalters für allerlei Kurzweil, wozu nach dem Geschmacke der damaligen Zeit insbesondere das Narrenwesen gehörte, gesorgt war, so finden wir dieß auch an dem gewöhnlich sonst ernsten Hofe des Hochmeisters des deutschen Ordens zu Marienburg. *) An der hochmeisterlichen Tafel ergötzte während des

*) Raumer's histor. Taschenbuch 1. Jahrgang 1830: „Das Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und sein Fürstenhof v. Joh. Voigt." (S. 180—189.)

Schmauses die Gäste abwechselnd Gesang und mancherlei Saitenspiel. Ein Chor singender Schüler aus der Stadt Marienburg, verbunden mit den Schülern des Ordenshauses, die sonst auch in des Meisters Kapelle zur Messe sangen, erheiterte die ritterliche Versammlung durch seine fröhlichen Lieder. Den ernsteren Gesang begleiteten des Meisters eigene Musiker, die er als Hofkapelle im Ordenshause unterhielt. Im Jahr 1399 belief sich ihre Zahl auf nicht weniger als zweiunddreißig; Herr Pflasternak und Herr Hansel standen als Directoren an ihrer Spitze. Ward es aber nöthig befunden, so vermehrten ihre Zahl auch die „Fiedler aus der Stadt Marienburg". Wie im deutschen Vaterlande auf Reichstagen, auf zahlreichen Fürstenversammlungen oder bei glänzenden Hoffesten immer auch Spielleute, Pfeifer und Trompeter sich einfanden, so zog bei der Meisterwahl die bedeutende Zahl der Gäste, von denen dann jeder gerne reichlich spendete, auch „fahrende" Künstler und Künstlerinnen in Musik und Gesang in nicht geringer Anzahl in's Ordenshaus herbei, wo sie theils während der Tafel sich außerhalb des Speiserempters, auf einer Empore über dem Eingang befindend, theils ihn ihren Versammlungsorten die Gäste durch ihre Kunst erheiterten. Da waren es bald inländische Künstler uus Thorn und Elbing, oder „die Fiedler und Trompeter" des Bischofs

von Pomesanien aus Riesenburg, bald reisende Spielleute des Auslandes, welche die Aussicht auf Geschenke und Verdienst ins Ordenshaus herbeilockte. So fand sich im Jahre 1405 aus fernen Gegenden am meisterlichen Hofe ein Sänger ein, „der da sang als eine Nachtigal." Aber ihm lernte die Kunst bald der Kaplan des Ordenshauses, Papau, ab, denn auch er „sang bald so wohl sam als die Nachtigal". Schon damals zogen die Musikanten aus Böhmen, wenn gleich noch nicht unter dem heutigen Ehrennamen, selbst bis nach Preußen, und man hörte hier „die Fiedler aus Prag" und die „Pfeifer des Königs von Böhmen" mit solchem Vergnügen, daß der Meister sie an einem Feste gerne mit 25 Mark (Silber) beschenkte. Unterweilen kamen auch die Trompeter, Posaunenbläser und Paukenschläger des Erzbischofs von Gnesen, Fiedler aus Mailand', die Spielleute des Herzogs von Stolpe und die des Herzogs von Mecklenburg, ein andermal des Königs von Polen Fiedler, die der Meister mit neuen Röcken beschenkte, oder die Fiedler des Erzbischofs von Bremen; dann wieder eine wandernde Fiedlertruppe aus Schwaben und selbst wohl auch die Musiker des römischen Königs Albrecht. Sogar ein berühmter Violinspieler des Fürsten von der Wallachei erschien im Jahr 1399 in Marienburg und ward vom Meister reich belohnt. Oefter auch hörte man

die Fiedler des Königs von Schweden oder fertige Flötenbläser aus Deutschland. An einem Feste bewunderte man einen blinden Spielmann, mit der Laute in Begleitung einer Sängerin mit der Leyer; dann fanden sich auch des Großfürsten Witold Pfeifer aus Lithauen ein. Im Jahr 1407 war, als Ulrich von Jungingen zum Meister erkoren ward, eine bedeutende Zahl von Musikern aus dem In- und Auslande in's Ordenshaus gekommen und als er im nächsten Jahre seinen Meistertag feierte, spielten vor ihm zwei Pfeifer, zwei Fiedler und sechs andere Musiker, zwei Lautenschläger, Fiedler des Hauses, nebst zehn Posaunenbläsern und Paukenschläger des Erzbischofs von Gnesen und des Großfürsten von Litthauen, und Herr Plasternak, des Hochmeisters Hauptfiedler, dirigirte die Musik. Kamen fürstliche Personen zum Meister, so waren sie meist von musikalischen Gesellen begleitet, die bei ihnen im Dienste standen; so zogen zum Beispiel dem Herzog von Oels auch seine Pfeifer und Fiedler nach, um sich am hochmeisterlichen Hofe im Geleite ihres Herrn durch ihre Kunst ein Trinkgeld zu verdienen.

An solche fahrende Künstler schloßen sich meist auch sogenannte Sprecher, oder Liedsprecher, an, gewöhnlich Blinde oder Einäugige, bald fernher aus dem Auslande, bald auch aus Preußen selbst, die entweder Lieder und Gedichte von

fremden Verfassern, ihrem Gedächtnisse eingeprägt, vor den Gästen declamirten, oder nach Improvisatorenart die Gesellschaft der fürstlichen Tafel durch ihre Dichtung ergötzten. So erscheint an einem Feste ein Liedsprecher aus Königsberg, begleitet von „fahrenden“ Schülern und es wechselt zwischen ihnen Gesang und heitere Dichtung. Bald folgt der Liedsprecher des Herzogs Konrad von Oels und ein blinder Sprecher aus dem Rheinlande, der die Gäste mit seinen Liedern so bezauberte, daß der Meister ihn mit zehn Mark und der Großkomthur und Treßler jeder mit vier Mark belohnten. Im Jahre 1409 wandert auch der blinde Liedsprecher des römischen Königs nebst zwei ihn leitenden Gesellen bis nach Marienburg, um da den Meister durch seine Gedichte zu erfreuen. Es war damals auch hierin ganz anders als heute. Die Dichtkunst lebte noch weit mehr im Munde als in Schriften; es war an sich schon schwierig, Gedichtesammlungen zu eigenem Lesen anzulegen; allein man zog es auch vor, das Lied lieber durch den Mund in Sang und Klang, als durch das Auge im stillen Lesen zu genießen. Zahlreich wie durch die Gauen Deutschlands zogen daher die Liedsprecher des Grafen von Werthheim, des Herzogs von Brieg, des Markgrafen von Meissen, des Landgrafen von Thüringen und vieler anderen Fürsten und Herren bis in des Hochmeisters Hofburg, um

hier die Ritter sowohl bei hohen Festgelagen, als auch zu andern Zeiten mit ihren Liedern zu ergötzen. Aber auch aus den Städten Preußens selbst fanden sich nicht selten solche Dichterlinge im Ordenshause ein. Bald kommt der blinde Sprecher aus Graudenz, bald der Liedsprecher aus Oliva, oder Elbing, und finden beim Meister fürstliche Belohnung; bald ziehen die Spielleute aus Thorn mit ihrem Liedsprecher durchs ganze Land von Stadt zu Stadt und werden in Marienburg reichlich beschenkt; bald wiederum erscheinen zu einem glänzenden Feste im Ordenshause aus Danzig 30 Musikanten und an ihrer Spitze ein ausgezeichneter blinder Sprecher, der große Verwunderung erregt.

Nicht selten zogen an hohen Festen im fürstlichen Hofe auch Menschen mit allerlei andern Ergötzlichkeiten und lustigen Schaudingen ein. Man nannte sie „gehrende Compagnie" oder „gehrende Leute"; es war geldbegehrliches Gesindel, welches in mancherlei „Gassenspiel" sich seinen Unterhalt verdiente. Da erschien dann etwa ein Bärenführer, der die Ritter durch den Tanz seiner Bestien erheiterte, oder ein anderer, der sie durch die Künste seines zahmen und abgerichteten Hirsches in Bewunoerung setzte. Wie auch anderwärts an Fürstenhöfen und Reichstagen in Deutschland, so fanden sich gleicherweise in Marienburg von Zeit zu Zeit um-

herziehende Truppen von „Tumelern“ und „Kokelern“ ein, ohne Zweifel nichts anderes als Seiltänzer, Luftspringer, Gaukeler, die den Meister und seine Gäste mit ihren Gaukeleien und Possenspielen zu unterhalten wußten. Meist verbanden sie mit ihrem Spiele auch die im Mittelalter sehr vervollkommnete Pfeifkunst. Sie kamen gewöhnlich aus Deutschland, zum Beispiel vom Hofe des Herzogs von Braunschweig oder auch aus Böhmen.

Zwar verbot freilich das Ordensgesetz dem Ritterbruder die öftere Zerstreuung durch solches Gassenspiel, „dessen man durch weltliche Hoffahrt pfleget zu des Teufels Diensten“ wie das ernste Gesetzbuch sagt; allein an festlichen Tagen ließ es der Meister doch gerne zu, zur Erheiterung und zum Vergnügen seiner Gäste. Nur werden von ihm selbst „Tumeler und Kokeler“ in der Regel viel mäßiger beschenkt, als Musikanten und Liedsprecher.

Wie solche Possenreißer eine sehr alte Erscheinung an fürstlichen Höfen, besonders auch bei Krönungsfesten waren, so daß schon Carl der Große sie kannte, so gehörte auch schon seit alten Zeiten ein Hofnarr mit zu der fürstlichen Dienerschaft, und da die Sittengeschichte des Mittelalters sogar einen Narrenbischof und einen Narrenpapst kennt, so darf es auch nicht auffallen, daß auch das sonst so ernste Ordenshaus

seinen Hofnarren hatte, und daß der Hochmeister es mitunter gerne sah, wenn sein Hausnarr in Verbindung und mit Beihülfe der hochmeisterlichen Affen oft allerlei Kurzweil trieb, und durch seine Tollheiten die fremden Gäste belustigte. Aber es kamen nicht selten von auswärts auch fremde Narren und Gecken, um für ihre Possen und Schwänke vom Ordensmeister eine Belohnung zu erhaschen. Der lustige Geck aus Böhmen, Hans Schlag-in-den-Haufen, reizte schon durch seinen wunderlichen Namen die Lach- und Schaulust der versammelten Gäste. Dann erschien auch Herr Pischer, der Hofnarr des Großfürsten von Litthauen und verdiente sich durch sein Possenreißen einen neuen Narrenrock, der dem Meister fünf Mark kostete. Ein andermal belustigte Herr Gämperlein, der Hofgeck des Herzogs Albrecht von Oesterreich, die Ordensherrn am Meisterhof zugleich durch seine Pfeifkunst und seine höchst lächerlichen Schwänke. Zuweilen sandten auch die Landesbischöfe von Pomesanien und Ermeland ihre Hofnarren nach Marienburg, um den Meister und seine Ritter zu erheitern. Als einstmals William, der Narr des Herzogs von Burgund, im Ordenshause einsprach, wußte er durch seine Kurzweil und seine närrisch-witzigen Aeußerungen in solchem Maße zu ergötzen, daß ihn der Hochmeister mit dem Geschenke eines Schildes

beehrte, wofür dieser fünf Mark bezahlte, denn nicht selten waren solche Hofnarren zu gleicher Zeit auch Ritter, und darum wurden ihnen auch öfter Ritterschilde als Geschenke gegeben. So überließ einst der Hochmeister seinen Hofnarren Henne dem Großfürsten Witold von Litthauen und dieser schlug ihn zum Spaße zum Ritter, jedoch mit der Bedingung, daß er nur des Vormittags Ritter seyn und seinen Ritterrock und seine Ritterrüstung tragen dürfe; des Nachmittags aber jederzeit seinen bunten Geckenrock wieder anziehen und bis auf den Abend sein Narrenwesen treiben solle. Da aber beim Ritterrocke dem närrisch-klugen Lustigmacher die Narrenteidungen bald nicht mehr gefielen und er sich weigerte, den Narren ferner fortzuspielen, so mußte ihm der Großfürst mit einer derben Ohrfeige drohen, „die ihm," wie der Fürst sich ausdrückte, „seine krumm gewordene Backe wieder in die Richtung bringen sollte." Meist geschah es auch, daß solche Narren als fahrende Ritter, von Andern auch ehrlose Ritter oder Narrenritter genannt, mit Empfehlungsbriefen von einem Fürstenhofe zum andern zogen und überall ihre Schwänke trieben. So empfahl einmal ein Markgraf von Brandenburg dem Hochmeister einen solchen Narrenritter in folgender Weise: „Es kommet zu Euch dieser gegenwärtige Hans von Cranach, ein ehrloser

Ritter aller Gutthat, der in mannichfaltigen Sachen hoch bewährt, sich auch in solcher Ritterschaft bei uns und andern mit Worten und Werken also geübt hat, deshalb er billig nach seinem Stand als ein einäugiger Ritter hochgeachtet und der Ritterschaft zu Ehren solchermaß gehalten wird, als ihm nach Herkommen und allem Erzeigen seines Wesens möglich zugebührt, so Ihr das alles eigentlicher von ihm werdet vernehmen, nachdem er es an Worten nicht gebrechen lässet. Darum, und auch weil uns der genannte Ritter als unser Diener und Hofgesinde zugehöret, und auch in andern Wegen seine Redlichkeit halben und weil er auch sonst vor andern Narren solchermaß gewandt ist, daß wir ihm viel Gutes gönnen, so bitten wir Euch gar freundlich und mit ganzem Fleiße, so der genannte Ritter also zu Euch, als ein Landfahrer und Nachfolger der Ritterschaft, darinnen er sich auf die Fahrt begeben hat, kommen wird, daß wir ihm dann zuvor um seines Verdienstes und darnach auch vor unser wegen förderlichen, günstigen, guten Willen beweisen und thun wollet mit solchem Erzeigen, dadurch Ihr in seinem Nachsagen als einem Landfahrer wollet empfahen Lob und Preis großes Dankes geachtet und geschätzet als Liebhaber und Aufenthalter des Adels, der es ohne Zweifel mit Worten nicht wird sparen.

Daran erzeiget Ihr uns auch Freundschaft und guten Willen.“ So machte es den Fürsten selbst Vergnügen, das Ritterthum im Narrenthum in ironischer Parodie darzustellen, gerade wie in kirchlicher Hinsicht das Narrenfest den Heiligenfesten als Ironie gegenüber stand.

Die Lustigmacherei und das Hofnarrenwesen in Spanien.

Die Troubadores, welche aus Frankreich nach Spanien sich verpflanzt hatten, arteten auch hier bald in Possenreißer und Hofnarren aus. Sie hatten zu Barcellona und Tortosa ihre Zusammenkünfte. Die anfänglichen poetischen Wettstreite, nach dem Beispiel der von ihnen errichteten Akademie zu Toulouse und die Auflösung verwickelter Liebesfälle mußten gar bald allen Arten von zügellosen Belustigungen Platz machen; und die Wuth, mit welcher diese Belustigungen zunahmen, war so groß, daß öffentliche Aergernisse dadurch veranlaßt wurden, wovon selbst der Hof und die Königin Donna Sibylla de Forcia nicht frei blieben. Schon damals hatten unter den Lustbarkeiten des Hofes die Erzähler (Condatores), Sänger (Cantores), Juglares,

Truanes (Possenreißer) und Hofnarren (Bufones) sich eingeschlichen.

Die Geschichtschreiber gedenken zwar schon im sechsten Jahrhunderte eines Hofnarren in Spanien; aber es ist nicht erwiesen, ob es ein Hofnarr gewesen ist, und zwar bei Theudis, einem König der Gothen. Denn dieser Theudis, der im Concilium von Toledo Theodorich oder Theudored heißt, wurde von einem Menschen, der sich närrisch stellte, um desto eher in seinen Palast zu gelangen, mit einem Dolche ermordet.

König Jakob II. in Majorca hatte an seinem Hofe allerlei Lustigmacher, Mimen und Spielleute. Es ist noch ein besonderes Gesetz von ihm vorhanden, worin er verordnet, daß fünf solche Mimen an seinem Hofe gehalten werden sollen, theils weil es ein altes Herkommen sei, theils weil sie zur Belustigung dienen.

König Martin von Arragonien hatte einen Hofnarren Namens Borra, der über eine Tonne Goldes reich war, und sich öffentlich rühmte, er hätte mehr durch seine Thorheit erworben, als die Gelehrten durch ihre Kunst und Weisheit. Jeder bewarb sich um die Gunst dieses Narren, weil er bei dem Könige sehr viel galt, und suchte ihn durch Geschenke für seine Sache zu gewinnen. Sogar große Herren schmeichelten ihm und beschenkten ihn herrlich, wie ihn auch Kaiser Sigismund bei einer Gasterei so mit Silber belud, daß er unter der Last zu

Boden sank. Man sagt von ihm, daß der König sich über einen Spaß von ihm zu Tode gelacht habe. Der König hätte nämlich von seiner schönen und jungen Gemahlin gerne einen Erben gehabt. Unter andern stärkenden Mitteln setze man ihm eine gemästete und besonders zugerichtete Gans vor. Der König aß davon zu viel und zog sich dadurch ein hitziges Fieber zu. Indem er in diesem Zustande war, trat Borra zu ihm ins Zimmer. Woher, Borra? fragte der König. Aus dem nächsten Weingarten, antwortete Borra; da hat mir Jemand ein Rehlein beim Schwanz an einem Feigenbaum aufgehenkt, als wenn es Feigen gestohlen hätte, die doch noch nicht einmal reif waren. Dieser Spaß erregte bei dem König ein so großes Gelächter, daß er darüber den Geist aufgab.*)

Alphonsus, König von Arragonien hatte einen kurzweiligen Rath, welcher sich ein besonderes Buch hielt, worin er alle närrischen Streiche aufschrieb, die bei Hofe vorkamen. Dieses Buch nannte er Narrenchronik. Nun gab der König einst einem Mohren 10,000 Ducaten zum Einkauf von Pferden in fernen Ländern. Sobald der Narr dieses erfuhr, schrieb er des Königs Namen mit großen Buchstaben in das Narrenbuch. Als nun der König einst dieses Buch in die Hand bekam, staunte er, seinen

---

*) Flögel S. 304.

Namen darin zu finden, und fragte den Narren um die Ursache. Der Narr sagte: kann man wohl eine größere Thorheit finden, als einem Fremden eine so große Summe Geldes anzuvertrauen? Der König ewiederte: wenn aber der Mohr zurückkommt? Nun, so streiche ich Ihren Namen aus und setze den des Mohren hinein, denn alsdann wird dieser ein größerer Narr sein als Sie.*)

Bei König Philipp dem zweiten versah das Amt eines Hofnarren Michael Aizinger, ein Gelehrter, welcher sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht hat, z. B. durch eine Descriptio terrae promissae, Pentaplus Regnorum mundi, und Leo Belgicus. —

Ein Hofnarr König Philipp II. sah einst folgende Personen an der Tafel sitzen: Hugo Boncampio aus Bologna, päpstlichen Nuntius in Spanien, Perettus, einen Franziskaner aus der Mark Ancona, der in seiner Jugend Schweine gehütet hatte und den Protonotarius Sfondrati aus Mailand. „Weißt Du auch," sagte er zum Könige, „daß drei Päpste mit Dir speisen?" Sodann klopfte er jeden von den Dreien auf die Achsel, nach der Ordnung, wie sie wirklich hernach Papst geworden sind, zuerst den Hugo, welcher nachher Gregor XIII., Perettus, welcher Sixtus V. und zuletzt den Sfondrati,

*) Weidner IV. S. 263. (Flögel S. 305.)

welcher Gregor XIV. genannt wurde. Diese Anekdote — sagt Flögel — scheint sehr fabelhaft zu sein; ob man gleich sonst mehr Hofnarren die Gabe, künftige Dinge zu weissagen, zugeschrieben hat, welche Ansicht wahrscheinlich sich aus dem Orient fortgepflanzt hat, wo man die Narren für von Gott begeisterte Menschen hielt. So soll auch einst Claus Narr über der fürstlichen Tafel unvermuthet gesagt haben, daß ein churfürstliches Schloß, welches zwölf Meilen entfernt war, in vollen Flammen stünde, was auch wahr befunden wurde. Agricola schreibt ihm auch die Gabe der Weissagung zu, indem er sagt: „Claus Narr hat viele künftige Dinge, auch so an andern Orten geschehen seyn, verkündigt, welches Thüringen wohl bewußt ist.“ *)

Eines Narren Namens Louis Lopez gedenkt Cervantes in folgenden Worten: Lopez de Rueda starb und ward als ein in seiner Kunst vortrefflicher und berühmter Mann in der Hauptkirche zu Cordova (wo er gestorben war) zwischen den zwei Chören begraben, wo auch der berühmte Narr Louis Lopez begraben liegt. **)

Als Carl V. nach seiner Abdankung in Spanien angelangt war, hielt er sich einige Tage zu Valladolid auf, um die Abschieds-Complimente von verschiedenen Cavalieren und Da-

---

*) Agricola, Sprüchwörter 58. Flögel 305. 306.
**) Flögel S. 306.

men entgegen zu nehmen. Unter Andern kam auch ein Hofnarr, Namens Pedro de San Erbas, um Abschied von ihm zu nehmen. Da dieser nun sah, daß der Kaiser den Hut vor ihm abnahm, sagte er: „Euer Majestät sind sehr gnädig, daß Sie den Hut vor mir abnehmen. Wollen Sie mir damit sagen, daß Sie nicht mehr Kaiser sind?“ „Nein, Peter!“ gab ihm Carl zur Antwort, „es geschieht, weil ich Dir weiter nichts mehr erweisen kann als diese Höflichkeit.“ *)

---

*) Anekdoten zur Lebensgesch. großer Regenten und Staatsmänner 2c. II. Thl. S. 56.

Hofnarren bei italienischen Fürsten.

Bei den Herzogen von Ferrara.

Einer der berühmtesten Hofnarren im fünfzehnten Jahrhundert, von dessen lustigen Schwänken ganze Sammlungen gedruckt vorhanden sind, war Gonella, welcher in Diensten des Markgrafen Nicolaus von Este, der 1441, und in denen seines Sohnes Borso, Herzogs von Ferrara, welcher 1471 starb, gestanden hatte. Die Einfälle Gonellas waren meistens witzig, oft aber fielen sie auch ins Grobe oder Zotenhafte. Weil der Herzog Borso ein großer Liebaber von dergleichen Lustigmachern war, so entstand in Italien ein Sprichwort, welches man gebrauchte, wenn einer den Narren spielen will, nemlich: non è più il tempo del Duca Borso, (wir

leben nicht mehr in den Zeiten des Herzogs Borso.)

Einst, als die Herzogin krank war, sagte der Herzog zu Gonella: Schicke doch Deine Frau einmal zu meiner Gemahlin, um sie ein wenig zu unterhalten. Was wollen Sie mit meiner Frau machen, gnädigster Herr! antwortete Gonella, denn sie ist taub und hört nicht, wenn man nicht stark schreit. Schicke sie nur gleichwohl erwiderte der Herzog, ich weiß es, daß es meiner Gemahlin lieb sein wird. Gonella gieng nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Du sollst nach Hofe gehen und der Herzogin Deine Aufwartung machen. Es kann sein, daß der Herzog auch da ist, und da will ich Dir nur sagen, daß er taub ist. Wenn er also mit Dir spricht, so antworte ihm mit Zeichen, und schreie dazu, was Du kannst.“ Frau Gonella gieng und fand den Herzog im Zimmer seiner Gemahlin, der sie sogleich mit lauter Stimme fragte, ob sie die Frau des Gonella sey? Diese, in der Meinung, der Herzog wäre taub, antwortete ihm mit lautem Geschrei. Die Herzogin, von diesem Geschrei ganz betäubt, bat ihren Gemahl, doch leiser zu reden. „Sie ist ja taub,“ sagte der Herzog, „man muß ja schreien, wenn sie hören soll.“ Als die Gonella dieses hörte, erwiederte sie: „mein Mann hat mir gesagt, daß Ihre Durchlaucht taub wären, ich für meine Person bin es nicht.“ Nun

merkte der Herzog den Possen, den Gonella gespielt hatte, und lachte; die Frau gieng aber brummend nach Hause.

Gonella fand einmal, als er in die Messe gehen wollte, vor der Kirche drei Blinde, die ihn nach einander um ein Almosen ansprachen. „Da," sagte Gonella, „habt ihr einen halben Gulden, theilt ihn unter Euch" — aber er gab keinem etwas. Die Blinden, welche dachten, daß er das Geld einem von ihnen gegeben hätte, dankten voll Freuden. „Nun laßt uns das Geld theilen," sagte einer. „Wer's hat, der lasse es wechseln," sagte der andere; „ich habe nichts," sagte jeder, „du mußt es haben" — „nein Du!" und so geriethen sie einander endlich in die Haare und würden einander geprügelt haben, wenn die Vorübergehenden sie nicht aus einander gebracht hätten.

Gonella hatte einst der Herzogin einen Possen gespielt, der ihr nicht gefallen hatte, weßhalb sie beschloß, sich zu rächen. Zu diesem Zweck rief sie ihre Zofen zusammen und befahl ihnen, daß jede sich mit einem tüchtigen Prügel versehen, und wenn Gonella käme, ihn solchen fühlen lassen solle. Alle versicherten, daß sie ihre Schuldigkeit thun würden. Als Gonella kam und die Mädchen alle mit Prügeln versehen fand, merkte er, daß dieses ihm gelten solle. „Ich unterwerfe mich," sagte er, „gerne Allem, was man mit mir vornehmen will, nur

bitte ich mir die einzige Gnade aus, daß diejenige den Anfang mache, welche ich am öftesten geküßt habe, und welche die ärgste H... ist." Während hierüber alle verduzt einander ansahen, machte sich Gonella davon. —

Der Marchese Nikolao fragte eines Tags Gonella, ob er wohl wisse, welches das stärkste Handwerk in Ferrara sei. Gonella antwortete, das der Aerzte. „Dummer Kerl," sagte der Marchese, „es sind ja kaum zwei oder drei in Ferrara!" Gonella meinte, es gelte eine Wette von 100 Kronen, worauf der Marchese einging. Am andern Tag hüllte Gonella Gesicht und Hals in Pelzwerk und setzte sich an die Kirchenthüre. Wer vorbei gieng, fragte ihn was ihm fehle; und jedem antwortete er, daß er heftige Zahnschmerzen hätte. Jedermann nannte ihm ein Mittel dagegen, welche er alle, nebst den Namen der Personen in seine Schreibtafel notirte. Nach Beendigung des Gottesdienstes ging er überall in der Stadt umher und brachte so gegen 300 Namen zusammen. Am folgenden Tag erschien er in seine Pelze gehüllt bei der Mittagstafel in der Burg, der Marchese, der an keine Täuschung dachte, sagte ihm unbefragt ein Hülfsmittel gegen Zahnschmerzen, wofür ihn Gonella oben an auf eine Liste setzte. Am dritten Tag erschien er als wiederhergestellt bei Hofe und überreichte dem Marchese seine Schreibtafel. Als dieser sich an

der Spitze von 300 Aerzten sah, mußte er lachen und ließ Gonella die 100 Kronen ausbezahlen.

Einst hatte Gonella sein Pferd in die fürstlichen Stallungen gestellt. Der Fürst, der dieß erfuhr, ließ zum Spaß dem Pferde alle Haare vom Schwanze abschneiden, worauf Gonella den Mauleseln des Fürsten, die sich in eben jenem Stalle befanden, die oberen Lippen abschnitt. Hierüber äußerst aufgebracht, wies ihn der Fürst scharf zurecht. Gonella aber erwiderte: Lassen Ew. Durchlaucht mein Pferd sammt den Eseln erst aus dem Stalle führen, es wird sich dann zeigen, ob ich Strafe verdient habe oder nicht. Als dieß geschah, mußte der Marchese selbst über den kahlen Schweif des Pferdes und die verunstalteten Esel lachen. Nun, sagte Gonella, wenn Ew. Durchlaucht über den kahlen Wedel meines Pferdes lachen, wie können Sie es dann ihren Eseln verdenken, daß auch sie darüber lachen!

Die folgende Anecdote wird mit verschiedenen Veränderungen erzählt und zwar gewöhnlich von dem Marchese Nicolao; weil aber Gonella auch bei dessen Nachfolger, dem Herzog Borso, Hofnarr war, und den Nikolao überlebt hat, so ist sie ohne Zweifel unter Herzog Borso vorgefallen. Dieser wurde nämlich einst von einem Fieber überfallen, welches einen bösartigen Charakter annahm, so daß ihm die Aerzte eine Luft-

veränderung riethen. Diesen Rath befolgend begab sich der Fürst auf ein am Po gelegenes Landhaus. Zu seiner Erholung und Erheiterung ging der Herzog an dem schönen Ufer des Flusses spazieren, weil das Geräusch der Wellen einen wohlthuenden Einfluß auf ihn übte. Gonella, der einmal gehört hatte, daß ein plötzlicher Schrecken das viertägige Fieber vertreibe, beschloß einen Versuch zu machen. Da er bemerkt hatte, daß der Herzog alle Tage sich in ein nahe am Ufer des Flusses gelegenes Weidengebüsch begab, um dort dem Laufe des Flusses zuzusehen, der da weniger reißend und tief war, als an andern Orten des Ufers, faßte Gonella den Entschluß, hier den Herzog ins Wasser zu werfen und somit das Fieber zu vertreiben, weil er überzeugt war, daß an dieser Stelle an keine Lebensgefahr zu denken sei. Gegenüber lag eine Mühle; Gonella gab dem Müller zu verstehen, daß der Herzog hier einen von seinen Kammerdienern ins Wasser werfen wolle, bloß um sich einen Spaß und den Kammerdiener furchtsam zu machen. Er solle daher, damit der Mensch in keine Gefahr komme, sobald der Herzog am Ufer sein werde, mit einem Kahne auf ihn zukommen und sich stellen, als ob er fischen wolle, und den Kammerdiener dann aus dem Wasser nehmen. Nachdem er ihm dieß alles gesagt hatte, empfahl er ihm Verschwiegenheit, damit Niemand etwas erfahre,

weil es sonst der Herzog sehr übel nehmen würde. Gonella verschob die Ausführnng seines Planes nicht lange. Als der Herzog an einem schönen Morgen unter den Weiden am Flusse stand, und der Müller mit seinem Kahne ziemlich nahe war, stieß Gonella den Herzog plötzlich in den Fluß. Sobald dieses geschehen war, eilte er dem Bedienten zu, der mit ein paar tüchtigen Pferden auf ihn wartete, und jagte spornstreichs nach Padua. Der Müller zog den Herzog aus dem Wasser in seinen Kahn. Er hatte keinen Schaden genommen und das Fieber hatte ihn wirklich verlassen. Niemand glaubte, daß Gonella wirklich die Absicht gehabt hätte, den Herzog zu ertränken, obgleich die That sehr außerordentlich schien. Der Herzog, der Gonella liebte, wußte nicht, was er davon denken und wozu er sich entschließen sollte. Er übergab also die Sache, sobald er nach Ferrara kam, dem Rath zur Entscheidung, welcher die That für verwegen erklärte, und eine böse Absicht muthmaßte. Gonella sollte, wenn man ihn erwischen würde, enthauptet werden, jedenfalls aber aus dem Gebiete von Ferrara ewig verbannt sein. Dieses Urtheil ließ der Herzog unter Trompetenschall öffentlich bekannt machen. Gonella aber beschloß dessen ungeachtet nach Ferrara zurückzukehren, da er wußte, daß jetzt der Herzog genau von seiner eigentlichen wahren Absicht unterrichtet sei. Er kaufte daher einen Korb-

wagen, füllte ihn mit Erde und ließ sich ein Zeugniß geben, daß diese Erde von Padua sei, setzte sich auf den Wagen und fuhr nach Ferrara, wo er auf dem Marktplatz hielt, einen Knecht zum Herzog schickte und um sicheres Geleite für einen Mann bitten ließ, der den Herzog sprechen und beweisen wolle, daß Gonellas That aus guter Absicht geschehen sei. Der Herzog, der sich einen Spaß machen und Furcht mit Furcht vergelten wollte, ließ Gonella verhaften und seine Einrede, daß er auf dem Boden der Stadt Padua sei, half nichts; er ließ ihm sagen: das ausgesprochene Todesurtheil solle an ihm vollzogen werden, und damit es Gonella für keinen Scherz halte, schickte man ihm Geistliche, die ihn auf sein letztes Stündlein vorbereiten sollten. Gonella nahm es für Ernst an, und bereitete sich zum Tode. Der Herzog ordnete aber im Geheimen an, daß sobald Gonella auf dem Schaffot sei, sollten ihm die Augen verbunden werden, und wenn er den Kopf auf den Block lege, solle ihm der Nachrichter, anstatt ihm den Kopf abzuhauen, ein Gefäß mit kaltem Wasser in den Nacken gießen. Ganz Ferrara hatte sich auf dem Platze versammelt und Alles fühlte mit dem armen Gonella Mitleid. Gonella bat auf den Knieen, mit verbundenen Augen Gott um Vergebung seiner Sünden und betheuerte, daß er keine andere Absicht gehabt, als dem Herzog zur Gesundheit zu verhelfen, Sodann

legte er den Kopf auf den Block. Das Volk rief um Gnade. Der arme Gonella aber war so erschrocken, daß er starb, als ihm das Wasser in den Nacken gegossen wurde. Ganz Ferrara bedauerte ihn. Am meisten aber der Herzog, der ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten ließ und lange Zeit nicht zu trösten war, daß er einen Menschen getödtet, der ihm das Leben erhalten hatte.

Am Hofe zu Florenz.

An dem Hofe des Großherzogs Ferdinand I. der einen besonderen Gefallen an allen Arten von Possenreißern fand, spielte Raphael Menicucci die Rolle eines Schmarozers, Lustigmachers, Possenreißers und Hofnarren. Er besaß die Gabe der Improvisation und wußte sich durch List und Verschlagenheit zu bereichern; man glaubte daher gewöhnlich, die Natur habe an seiner Narrheit keinen Antheil gehabt, und er habe die parasitische Kunst nicht sowohl deshalb getrieben, um Anderen zum Gelächter zu dienen, sondern mehr um unter vornehmen Leuten Bekanntschaft zu machen und sich dieser Bekanntschaften zu seinen äußerlichen Glücksumständen zu bedienen. Seine wirkliche oder vielleicht auch simulirte Narrheit bestand darin,

daß er in der ganzen Welt bekannt und berühmt seyn wollte. Er glaubte, sein Name sei nicht allein unter allen gesitteten Völkern, sondern auch bei allen wilden Nationen, in allen verborgenen Winkeln des Erdballs bekannt; alle Fürsten seien begierig, ihn zu sehen und kennen zu lernen; besonders rühmte er dieß von den Kaisern von Japan und China, und behauptete, diese hätten Gesandte mit Geschenken an ihn geschickt und würden jedenfalls selbst gekommen seyn, ihn zu besuchen, wenn sie nicht gerade durch Krieg davon abgehalten wären. Er verlangte stets, man solle ihn Graf Menicucci nennen und stritt mit Jedermann um Vortritt und Rang. Als man ihn einst bei einem Gastmahl des Großherzogs hinter die Edelknaben stellte, wollte er dieß nicht dulden, und behauptete, es wäre hier Niemand zugegen, dem er nachstehen dürfe. In dem Speisesaale stang ein sehr großer Schrank, der fast bis an die Decke reichte. Als ihn Menicucci erblickte, sagte er: „Hier finde ich endlich den Ort, welcher der hohen Würde eines Mannes von meinem Charakter entspricht. Sogleich ließ er eine Leiter holen, stieg auf den Schrank und befahl, ihm auch einen Tisch und Stuhl hinauf zu setzen. Es geschah; man bewirthete ihn herrlich und er aß und trank nach Herzenslust. Endlich zogen die Pagen die Leiter weg, brachten einen Haufen nasses Stroh herbei, und

zündeten es an. Durch den Qualm und Dampf wurde Menicucci beinahe erstickt und bat himmelhoch, ihn herabzulassen. Zuletzt kam der Großherzog selbst in das Zimmer und befahl, den armen Narren von seiner Qual zu befreien.

Johann Dominicus Ciajesius wurde ebenfalls von Großherzog Ferdinand I. als Hofnarr in Dienste genommen; weil aber seine Sitten ohne Tadel und seine Worte nicht lächerlich, sondern ernsthaft waren, er auch das Lateinische sehr gut verstand und sprach, so gab ihn der Großherzog seinen Prinzen zum Gesellschafter, damit sie durch seinen Umgang die lateinische Sprache erlernen sollten. Hier wandelte ihn nun die Lust an, Doctor der Rechte zu werden. Er bat den Großherzog, ihm zu diesem Zweck zu erlauben, nach Pisa zu reisen. Weil aber der Fürst nicht mit Unrecht der Ansicht war, die Doctorwürde könnte durch einen Narren beschimpft werden, so erlaubte er es nicht. Ciajesius gieng aber heimlich nach Pisa, ließ sich prüfen, bezahlte die Taxe und wurde in optima forma zum Doctor beider Rechte ernannt. Dann zog er auf einem Esel triumphirend in Florenz ein, sein Doctordiplom, das er an einen Stock gebunden hatte, hoch in der Luft schwingend. Als der Großherzog die Sache erfuhr, ward er sehr unwillig und ließ den Professoren in Pisa einen derben Verweis ertheilen, daß

sie einen Narren zum Doctor gemacht hätten. Diese schrieben aber zurück, daß ihnen der Charakter dieses Mannes gänzlich unbekannt gewesen sey, und versicherten dabei, sie könnten sich überdieß nicht erinnern, daß jemals ein Candidat im Examen besser bestanden hätte.

Genua.

Gian Andrea Doria hatte in seinem Hause einen sehr witzigen und lustigen Narren, Namens Feo. Einst wurde Doria krank, und mußte neben verschiedenen Arzneien auch manches genießen, was nicht nach seinem Geschmacke war. So krank er aber war, machte er sich doch einen Spaß mit Feo, indem er von ihm verlangte, alles das zu genießen, was er genieße, selbst die Arzneien nicht ausgenommen. Feo, der sich vollkommen wohl befand, und zu einer solchen Diät nicht die geringste Lust in sich verspürte, war in Verzweiflung. „O gnädiger Herr," sagte er, „Sie machen es ja gerade, wie die Verdammten in der Hölle, welche haben wollen, das Alle das leiden, was sie zu leiden haben." Geduld, Geduld!" sagte Doria, wenn ich gute Bissen aß, aßest Du nicht mit? so nimm nun auch dein Theil von den schlechten!" und es half nichts, Feo mußte mitessen und trinken.

Mailand.

Der Herzog von Mailand, Franz Sforza, hatte einen Hofnarren Namens Marquesin, der dem Schwiegersohne des Herzogs so ähnlich sah, daß er sich, um Quidpropos zu vermeiden, jedesmal von Hofe entfernen mußte, wenn derselbe nach Mailand kam. *)

Unter den Doktoren der Rechte und Medicin der Universität Pavia war einst ein Rangstreit entstanden, in welchem der Herzog in höchster Instanz um Entscheidung angegangen wurde. Dieser berief daher eine Commission gelehrter Männer, welche die Sachen untersuchten und ihm ihre Meinung vortragen sollten. Vor lauter Gelehrsamkeit konnten sie aber zu keinem Entschluß kommen; nur der Hofnarr meinte, daß die Sache ganz klar und einfach, somit auch leicht zu entscheiden sey. „Nun", sagte der Herzog, „laß Deine Weißheit hören?" „Es ist gewöhnlich der Brauch," entgegnete der Narr, daß, wenn man einen Missethäter hinausführt, der Henker hinten nachgeht." *)

---

*) Flögel, Hofn. S. 319.
**) Pauli, Schimpf und Ernst S. 213.

Mantua.

Als Herzog Friedrich von Württemberg auf seinen Reisen sich in Italien befand, besuchte er auch den Hof zu Mantua, wo er am 11. März 1600 einer Jagd beiwohnte, bei welcher der Herzog Vinzenz einen seltsamen Spaß mit seinem Hofnarren zum Besten gab. Er ließ nemlich nach Beendigung der Jagd seinen Hofnarren mit einem Frischling „in Tücher einthun." Dem Narren wurde in die eine Hand ein bloßes Schwert, in die andere ein starker Prügel gegeben mit dem Befehl, den Frischling zu fangen. Obgleich dem Wild vorher, damit es den Narren nicht beschädigen konnte, der Oberrüßel abgeschnitten worden war, so machte es dem Narren doch genug zu schaffen und würde ohne die Jagdtücher denselben überwältigt haben. Es war — heißt es in der Reisebeschreibung — possierlich anzusehen, wie bald der Narr den Frischling, und bald dieser den Narren in den Tüchern umher jagte; bald überpurzelten beide; lag der Narr oben, so rannte ihn der Frischling zu Boden, wogegen sich der Narr mit Schwert und Prügeln nach Kräften wehrte. Keine Partie gewann der andern etwas ab, und der Spaß verursachte den Zuschauern mehr Kurzweil als die Jagd selbst.

Zur nämlichen Zeit, als Herzog Friedrich

in Mantua war, befand sich am dortigen Hofe ein anderer Narr, Namens Hieronymus, ein Spanier von Geburt, mit welchem der Herzog von Mantua viel Kurzweil trieb, und der dem Spiel so leidenschaftlich ergeben war, daß er sich nur gegen die Bedingung zu einem Spiel herabließ, daß es im Falle seines Verlierens dem Gegner frei stehen sollte, ihn mit einer kleinen Armbrust, mit einem spitzigen Pfeil, wohin es ihn belieben möchte, zu schießen. Alles Geld, was er besaß, oder auftreiben konnte, mußte verspielt seyn, ja er soll sogar einst in einem einzigen Spiele die beträchtliche Summe von 4000 Kronen verloren haben. Dieser Narr wurde damals in dem Schloßhofe von Fürsten und Herren herumgejagt und durch Bewerfen mit Eiern und dergl. sehr übel „bekleistert." Er hatte einen Helm auf dem Kopf, einen Stecken in der Hand und stellte sich so „ungeberdig" und komisch, daß man nicht genug über ihn lachen konnte! *)

---

*) Cellius, Beschreibung zweier Reisen, welche Herzog Friedrich von Würtemberg i. J. 1592, 1599 und 1600 verrichtet. Tüb. 1603. Bl. 72 und 73.

Neapel.

König Alphons von Neapel hatte einen Narren an seinem Hofe, der alle Thorheiten, welche bei Hofe vorkamen, in ein Buch schrieb. Einst schickte der König einen Mohren mit zehntausend Dukaten nach der Levante, um dafür Pferde einzukaufen. Die Sendung gerade dieser Persönlichkeit hielt der Hofnarr aus verschiedenen Gründen für eine Thorheit und trug sie somit ohne Bedenken in sein Buch ein. Einige Tage darauf ließ sich der König das Buch geben, um, wie er dieß öfters zu seiner Belustigung that, die eingetragenen Neuigkeiten zu lesen. Da fand er denn auch zu seinem nicht geringen Erstaunen die Sendung des Mohren. „Wie konntest Du Dich unterstehen," fuhr er den Narren an, „mich selbst in Dein verdammtes Buch zu schreiben?" „Ich that es," entschuldigte sich der Narr, „weil es mir eine Thorheit schien, daß Sie einem Fremden, der nicht wieder kommen wird, so viel Geld anvertraut haben!" „Wenn er nun aber wieder kommt und Pferde bringt, war es dann eine Thorheit?" fragte der König. „Ei!" versetzte der Narr, wenn er wieder kommt, streiche ich Ihren Namen aus und setze den seinigen dafür hinein, denn wenn er sich je wie-

der sehen läßt, ist er ein größerer Thor als Sie." *)

Savoyen.

Der Herzog Victor Amadäus I. von Savoyen hatte einen Hofnarren, den er sehr gut leiden konnte. Eines Tages fiel es dem Herzog ein, dem Pferde seines Hofnarren den Schweif und die Ohren abschneiden zu lassen. Als der Narr in den Stall kam und sein Pferd so verunstaltet sah, dachte er sogleich, daß dieser Streich vom Herzog herrühren müsse. Augenblicklich war er entschlossen, Revange zu geben, ließ aber von diesem Entschlusse nicht das Geringste merken, sondern wartete nur einen günstigen Augenblick ab, denselben auszuführen. Als daher die Stallmannschaft beim Mittagessen war, schlich er sich in die Stallungen, stellte sein Pferd zu den herzoglichen Pferden und schlitzte diesen mit einer Scheere die Nasenlöcher auf, ließ sein Pferd stehen und entfernte sich. Am nemlichen Tage noch wollte der Herzog einem fremden Herrn, der bei ihm auf

---

*) Anekdoten großer Regenten und berühmter Staatsmänner II. B. S. 191.

Besuch war, seinen Marstall zeigen, erstaunte aber nicht wenig, alle seine schönen Pferde mit aufgeschlitzten Nasenlöchern zu finden. Er war darüber so entrüstet, daß er in der ersten Aufwallung die ganze Stalldienerschaft aufknüpfen lassen wollte. Der Hofnarr, welcher hinter dem Herzog stand, fühlte Mitleid mit all diesen Unschuldigen und sagte zu dem Herzog: „Sie müssen nicht diesen armen Leuten, sondern Sich selbst die Schuld zuschreiben. Denn da Sie meinem Pferde die Ohren und den Schweif haben stutzen lassen, so haben Ihre Pferde, als sie meines in seinem neuen Aufzuge gesehen, so heftig darüber lachen müssen, daß ihnen davon die Nasenlöcher zerplatzt sind." Der Herzog konnte sich ob dieses komischen Einfalls seines Hofnarrens des Lachens nicht enthalten, ob gleich ihm seine schönen Pferde sehr zu Herzen gingen und der Schaden nicht gering war.*)

Verona.

Als der berühmte italienische Dichter Dante Alighiere wegen seiner strengen Sitten und sei-

*) Anekdoten großer Regenten 2c., Bd. II. S. 199.

ner freien Schreibart aus seinem Vaterlande verbannt wurde, hielt er sich auch bei Canis de la Scala in Verona auf, wo damals derartige Flüchtlinge meistens ein freundliches Asyl fanden. Anfänglich wurde er gut gehalten, aber allmälig erkaltete die Gunst seines Beschützers. An dem Hofe jenes Fürsten befanden sich damals viele Gaukler und Possenreißer und unter diesen war namentlich ein Florentiner, ein grober Zotenreißer, den Canis reich gemacht hatte, welchen Dante aber wegen seiner Possen überhaupt nicht leiden konnte und ihn daher stets ganz geringschätzend behandelte. „Wie kommt es," sagte einst dieser Possenreißer zu Dante, „daß du so arm bist, während man dich für einen so weisen und gelehrten Mann hält, und ich reich, obgleich ich als Narr gehalten werde?" „Das ist ganz einfach," erwiderte Dante, „denn wenn ich einen Herren finden werde, dessen Sitten und Denkungsart der meinigen gleich sind, wie du einen ähnlichen gefunden hast, so wird er mich auch reich machen."

An eben diesem Hofe saß einst Dante bei der Tafel zwischen dem älteren und jüngeren Canis. Diese hatten den Dienern befohlen, während der Tafel alle abgeschälten Knochen heimlich unter Dantes Stuhl zu legen. Als die Tafel aufgehoben wurde, entstand ein allgemeines Gelächter über das Knochenmagazin

unter dem Stuhle des Dichters; aber Dante, dem es nie an schnellen, witzigen Einfällen mangelte, sagte ganz trocken: „Das ist natürlich, daß die Hunde ihre Knochen gefressen haben, ich aber bin kein Hund;“ womit er auf den Namen Canis (Hund) anspielte. *)

---

*) Flögel S. 320.

Lustigmacher und Hofnarren in Frankreich.

Die Minstrels.

Im Mittelalter gab es in Frankreich und andern Ländern eine Art Spielleute, welche selbstverfertigte Gedichte und Verse zur Harfe sangen. Mitunter begleiteten sie ihren Vortrag auch mit Geberden und Mienenspiel und bedienten sich überhaupt verschiedener Mittel und Künste ihre Zuhörer zu belustigen. Diese Leute hieß man Minstrels. In jenem roheren Zeitalter, das feinere Vergnügungen noch nicht kannte, fanden sie deßhalb sehr vielen Beifall. Sie machten sich durch ihre Kunst nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch in allen benachbarten Länder sehr beliebt und man hielt keine Festlichkeit für vollkommen, wenn nicht Minstrels dabei ihre Lieder und Romanzen zum Besten

gaben. So lange der Geist des Ritterwesens herrschte, stand die Minstrelschaft namentlich in voller Blüthe; man schätzte und pflegte sie, denn ihre Vorträge und ihr ganzes Wesen entsprach vollkommen dem damaligen Geschmack und mochte manches dazu beitragen, die kriegerischen Gesinnungen jenes Zeitalters zu ermuntern und zu pflegen.

Ueber den Ursprung*) des Wortes Minstrel sind die Ansichten verschieden. Einige leiten es von dem alten französischen Worte Menestreel oder Menestrier her, weil sie gewöhnlich zu der niederen Hofdienerschaft gehörten. Andere leiten es von dem Ausdruck Ministerialis oder Ministeriarius her, womit im Mittelalter ein Künstler oder geschickter Handwerker bezeichnet wurde, welche man in Languedoc (in Frankreich) fast bis auf unsere Zeit Minstral nannte. Wieder Andere nehmen an, daß das Wort englischen Ursprungs sei, weil die Kirchendiener bei den Kathedralkirchen in England ehemals Minsters hießen. Von den alten Chronikschreibern haben die Minstrels verschiedene Benennungen erhalten: sie hießen Mimi, d. h. Musikanten, die ihr Instrument mit Gesang begleiteten; Histrionen, weil sie, wie die Komödianten bei ihrem Vortrag, das Geberdenspiel und andere Gestikulationen zu Hilfe nahmen, um ihre Zu-

*) Flögel, Hofn. S. 320.

hörer so viel als möglich zu belustigen; Joculatoren, woraus das französische Wort Jongleur entstanden ist, Gaukler, Lustigmacher; Scurren, Possenreißer; Famelici, Parasiti: Schmarozer; Buffones: Hanswurste — lauter verächtliche Benennungen, welche den Minstrels von den Mönchen in ihren Chroniken beigelegt wurden, weil diese geschworene Feinde aller weltlichen Künste und Wissenschaften waren.

Mitunter wurden die Minstrels auch bei kirchlichen Prozessionen und selbst beim Gottesdienst verwendet, wie dieß in Toulouse der Fall war, wo die Fischer angehalten wurden, bei einer Prozession zu Ehren des heiligen Kreuzes mit Minstrels zu erscheinen, die mit ununterbrochenem Gepauke der Prozession bis an die Kirche des heiligen Stephanus vorangehen mußten.

Wahrscheinlich waren die Minstrels die Nachfolger der alten Barden, welche schon in den ältesten Zeiten unter verschiedenen Namen bei den Galliern, Britten, Irländern, nordischen Völkern verehrt und bewundert wurden; namentlich fast bei allen Bewohnern Europas von celtischer und germanischer Abkunft, bei keinem Volke aber mehr als bei den alten Deutschen und Dänen. Auch war das Treiben und Wesen der Minstrels ganz wie das der Barden. Das Ansehen und die Achtung, das die Min-

strels Anfangs fast überall genossen, verschwand aber nach und nach, sie sanken durch die Geltendmachung verschiedener schlechter und verderblicher Elemente, besonders durch die mehr und mehr um sich greifende Neigung der Vornehmen zu andern Belustigungen immer tiefer und arteten somit allmälig zu Hofnarren aus, ebenso wie später die Troubadoure.

Der angesehenste und oberste unter den Minstrels, die zur Hofdienerschaft zählten, wurde der König der Minstrels genannt (Rex ministellorum). Es gab auch weibliche Minstrels, was die im Mittelalter vorkommenden Benennungen Joculatrix, Ministralissa, foemina Ministerialis, und das französische Jongleresse beweisen.

Das gewöhnliche musikalische Instrument, dessen sich die Minstrels bei ihren Vorträgen bedienten, war die Harfe. Kalgrin, ein Sohn der Ella, der von den Sachsen an Hengsts Stelle zum Heerführer erwählt worden war, wurde angeblich ums Jahr 495 von König Arthur und seinen Britten in York eingeschlossen und belagert. Baldulph, Kalgrins Bruder, wünschte zu ihm zu kommen, um ihn von einer Verstärkung aus Deutschland zu benachrichtigen. Er konnte aber seinen Zweck auf keine andere Weise erreichen, als dadurch, daß er sich für einen Minstrel ausgab. Er schor daher seinen Kopf und Bart und ging, gekleidet wie ein

Barde und mit der unentbehrlichen Harfe versehen, in das feindliche Lager, wo er, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, die Harfe spielend in den Verschanzungen umherging. So kam er allmälig den Mauern der Stadt immer näher, gab sich der Wache zu erkennen und wurde sofort an einem Strick hinaufgezogen. *)

Außer der Harfe bedienten sich die Minstrels auch kleiner Trommeln und Pauken (Tabour, Tabourin), wovon man sie auch Tabellerii nannte. Auch die Geige, die Laute und die Guitarre traf man bei ihnen an, woher sie mitunter den Namen Fiedler erhielten, ein Name, den auch einige deutsche Meistersänger geführt haben.

Neben Musik und Gesang war auch der Tanz ein Mittel ihres Erwerbs. Ueberhaupt verfielen die Minstrels nach und nach auf allerlei Scherze, Witze, Schmarotzereien und dergleichen Possen, wie sie überhaupt nach allen Theilen im Fache der Possenreißer, Hofnarren und Parasiten vollkommen geübt waren.

---

*) Flögel, Hofn. S. 327 (welcher hierüber Rapins Geschichte von England, 1. Bd. citirt).

Die Troubadours.

Jene alten südfranzösischen Dichter, Minne- oder Meistersänger der Provence im Mittelalter, die unter dem Namen Troubadours bekannt sind, und vom 12. bis 14. Jahrhundert in Frankreich blühten, hießen auch Trombadours Trouveors Trouverours, Trouverses und Trouveurs. Einige behaupten, man habe sie Trombadours genannt, weil sie bei dem Absingen ihrer Verse mit einer Trompete hätten blasen lassen. Andere ziehen die Benennung Troubadours vor, den sie von trouver erfinden, herleiten, weil man diesen Dichtern viel Erfindungsgabe zuschreibt und dieses ist die gewöhnlichste Ansicht. Vor dem Jahre 1300 sollen 127 solcher Dichter gelebt haben. Ein französischer Gelehrter, Pasquier, besaß, wie man sagt, einen Auszug aus einem alten Buche, das den Titel: Les noms d'aquels firent tensons et syrventes führte und 96 Namen enthielt, darunter auch den des Kaiser Friedrich I., Königs Richard I., des Königs von Arragonien, des Dauphins von Viennes und diejenigen vieler Grafen, bloß wegen einiger Singgedichte, die diese Herren im Geschmacke der Troubadours verfertigt hatten. In dem Leben der Troubadurs, das Nostradamus geschrieben, finden sich außer den vorgenannten vornehmen Personen

unter diesen Dichtern auch berühmte Damen, Geistliche, Mönche, Leute aus allen Ständen, Freigeister, Frömmlinge, Abergläubische, Schmeichler, Satyriker, Moralisten u. s. w. Der Franzose Sainte-Polaie, Mitglied der französischen Akademie, widmete sich mit großem Verdienst und großer Aufopferung der Literatur der Troubadours. Er suchte nicht nur alle Handschriften derselben auf, sondern er reiste auch, da die Bibliothek zu Paris nur deren vier besaß, in Italien aber eine Menge vorhanden waren, eigens zum zweitenmale nach Italien und wendete zu Erreichung seines Zweckes viele Mühe und Unkosten auf. Er erhielt ein päbstliches Breve, das nöthig war, um sie einsehen zu können. Er sammelte ungefähr 4000 Gedichte von den Troubadours und die Biographie der meisten. Das Ergebniß seiner Forschungen umfaßte 15 Folianten, welche die Gedichte der Troubadours enthielten, mit den verschiedenen Lesarten derselben, und überdieß noch acht andere Bände von Auszügen, wo diese Stücke zum Theil übersetzt sind. Er konnte jedoch sein Werk nicht selbst herausgeben, weil er schon zu alt und noch mit einem wichtigeren Werk beschäftigt war, sondern es wurde einem andern übertragen, der es in drei Bänden herausgegeben hat.

Troubadours gab es eigentlich im strengen Sinne nur in Frankreich und allenfalls auch

noch in Oberitalien, in Spanien (in Catalonien und Aragon) im 13. Jahrhundert. Die Troubadours der französischen Normannen und die Minstrels in England sind bloß eine Abart der französischen.

Diese beliebten Minne- oder Meistersänger der damaligen chevalerésken Zeit legten eigentlich den Grund zu den occidentalischen schönen Wissenschaften, die sie gelegentlich der Kreuzzüge kennen lernten; von ihnen haben die Italiener, Spanier, Engländer und die Deutschen gelernt. Der Flor der Troubadours dauerte ungefähr 250 Jahre, nemlich von 1120 oder 1130 bis zur Regierung der Königin Johanna I. von Neapel und Sicilien und der Gräfin von Provence, welche 1382 starb.

Wenn es von den Troubadours heißt, sie hätten sich auch auf die komische Kunst gelegt, sie seien Komiker (comiques) gewesen, so bedeutet dieß weiter nichts, als daß sie an den Höfen großer Herren den Lustigmacher spielten und sie durch ihre Verse und Lieder belustigten. Dieß erhellt aus der Lebensbeschreibung Noues, eines Troubadours, der 1220 starb und von welchem, wie Flögel anführt, Nostradamus sagt:

„Er war ein guter Komiker und sang in den „Häusern der großen Herren, indem er hin und herging und dazu passende Geberden machte; durch die Bewegung seines Körpers und Veränderung seiner Stimme und durch andere Mittel, die

zum wahren Komischen gehören, wodurch er sich große Reichthümer erwarb.“ Wenn man auch manche Gedichte der Troubadours Komödien und Tragödien nannte, so waren sie doch nichts anderes als bloße Gespräche, die der Troubadour allein absang und wobei er nur seine Stimme änderte, je nachdem ein Mann, eine Frau, ein Jüngling oder ein Alter u. s. w. in dem Gespräch vorkam. Die Troubadurs gingen eigentlich aus der roheren Dichtkunst der Minstrels hervor, deren Dichtungsweise sie verfeinerten, nach und nach ganz an sich zogen und endlich mit den Minstrels in eine Art Gesellschaftsverbindung traten, indem sie diesen bloß das Spielen auf den Instrumenten überließen, die beim Vortrage ihrer Gedichte gebraucht wurden. Doch behielten die Minstrels auch dann noch, als die Troubadours sie bereits überflügelt hatten, ihre alten Gesänge bei, womit sie ihr Brod zu verdienen suchten.*) Die Troubadours waren die wirklichen eigentlichen Poeten; sie erfanden den Stoff und verfeinerten ihn. Sie waren es auch, die zuerst den wahren Wohlklang des Reimes dem Ohre fühlbar machten und demselben seine rechte Stelle anwiesen. Vor ihrer Zeit war dieß eine gleichgültige Sache gewesen. Petrarka lernte von diesen provencalischen Dichtern, deren größter Flor in die

*) Flögel, kom. Lit., 4. Bd. S. 226 ff.

Mitte des 14. Jahrhunderts fällt, die Kunst in gereimten Versen zu dichten und von ihm erlernten sie hernach die Italiener. Die Gedichte der Troubadours waren voll Zärtlichkeit, Humor und Galanterie.

Außer humoristischen Gesängen (soulas genannt) verfertigten sie auch traurige und melancholische, die man Lais hieß. Die verschiedenen Arten ihrer poetischen Produkte waren in Pastorale, oder Hirtengedichte, Syrventes, oder Gedichte, welche Lob und Satyre vermischten, oft auch Allegorien und moralische Sprüche enthielten und zur Verherrlichung der Siege über die Ungläubigen dienen sollten. Ferner waren es Tensos oder Tenzen, nämlich witzige und feine Fragen über die Liebe und ihre Verehrer. Man fragte z. B.: Welcher Liebhaber hegt eine wärmere Liebe, derjenige, der so eifersüchtig ist, daß er sich durch den geringsten Anlaß beunruhigen läßt, oder derjenige, der nicht einmal auf gegegründete Ursachen Rücksicht nimmt? Solche Fragen gaben in Gesellschaften zu tausend sinnreichen und witzigen Einfällen ¦Anlaß und ¦da die Meinungen oft sehr getheilt waren, entstanden unterhaltende Wortstreite, die man Jeux-mi-partis nannte. Derartige Streitfragen wurden dann gewöhnlich einer Gesellschaft gebildeter und witziger Damen zur schiedsrichterlichen Entscheidung vorgelegt. Eine solche Gesellschaft

nannte man la cour d'amour — den Gerichtshof der Liebe.

Die Troubadours verfertigten auch eine Menge jener kleinen Gedichte, die man Fabliaux nannte. Es waren kurze Erzählungen, die von ihnen auf eine komische Weise vorgetragen wurden. Hierin fanden sie den meisten Beifall. Noch viele derartige Gedichte von ihnen sind ungedruckt vorhanden, besonders in der Abtei Saint-Germain des Pres, die zus. über 150,000 Verse ausmachen. Einige Bände sind auch schon im Druck erschienen. Bocaccio und La Fontaine haben häufig aus diesen Quellen geschöpft und ihre schönsten Erzählungen daraus gezogen. Bei den meisten liegen aber anstößige oder schlüpferige Gegenstände zu Grunde; viele lehren aber auch die reinste Moral.

Sehr bald fanden die Troubadours und ihre Gesellschafter Zutritt bei den vornehmen Herren und überall wurden sie gut aufgenommen und wohl gehalten. Viele Edle und Bornehme machten sich eine Ehre daraus, solche Poeten um sich zu haben. Richard Löwenherz, König von England, beehrte sie mit seiner Freundschaft und überhäufte sie mit Wohlthaten. König Ludwig der Jüngere nahm sie nicht nur an seinen Hof, und spendete ihnen reichliche Geschenke, sondern er nahm auch einige in seinem Gefolge mit nach Palästina, um sich auf einer so weiten und langweiligen Reise an ihren Einfällen, Gedich-

ten und musikalischen Vorträgen zu unterhalten. Die Paläste der Großen standen diesen Dichtern allezeit offen. Bisweilen sah man während des Genusses der Tafelfreuden irgend einen unbekannten Troubadour mit seinen Minstrels und Jongleurs erscheinen, die zur Harfe oder Geige Gedichte und Lieder vortrugen.

Zur Belohnung beschenkte man sie unter Anderem auch mit Waffen, Pferden und Kleidern. Oft bezauberten sie durch ihre treuherzige Miene und durch den gefühlvollen Vortrag ihrer poetischen Produkte die vornehmsten Damen so sehr, daß diese keinen Anstand nahmen, den Gegenstand ihrer plötzlich erwachten Neigung mit der höchsten Gunst zu beehren. Es gab übrigens auch Troubadours von vornehmer Herkunft und mehr als einen jungen Herrn machte die Liebe und die Galanterie zum Troubadour.

Vollkommener und regelmäßiger wurden die Gedichte der Troubadours zu den Zeiten Ludwig des IX. oder des Heiligen. Theobald, Graf v. Champagne und König von Navarra, Peter Maulerc, Herzog von Bretagne, Karl, Graf v. Anjou, und Rudolph, Graf von Soissons verfertigten die artigsten und zierlichsten Gedichte, die hinsichtlich der Sprache selbst noch unsern Geschmack befriedigen. Vor allen that sich aber der Graf von Champagne hervor, als er in die Königin Blanka verliebt war. Zu ihrer Ver-

herrlichung sang er die schönsten, niedlichsten Gedichte, die er überdieß noch in die Mauern und Fenster seines Schlosses zu Provins graben ließ. An seinem Hofe fand man stets eine ziemliche Anzahl guter Dichter, unter denen Graces Brüle, ein Herr ersten Ranges, der beste und vollkommenste war. Diese Schöngeister kamen öfters zusammen, lasen einander ihre poetischen Produkte vor und tauschten hierüber ihre Ansichten gegenseitig aus.

Der vornehmste Schmuck, der die Troubadours auszeichnete, war eine Krone von Pfauenfedern, welche die Damen in der Provence gewöhnlich selbst flochten, um damit die Troubadours zur Belohnung und Aufmunterung ihrer der Galanterie und der Tapferkeit huldigenden Talente, zu schmücken, ein Gebrauch, der sich wohl aus dem in jenen ritterlichen Zeiten gewöhnlichen Pfauen- und Fasanengelübde (Le voeu du Paon ou du Faisan) erklären dürfte. Diese beiden Vögel waren nemlich damals wegen der Farbenpracht ihrer Federn das Sinnbild königlicher Majestät und Herrlichkeit bei „vollem Hof" (cour pleinier). Das Fleisch der Pfauen und Fasanen aber war, wie alte Romandichter wollen, „die eigentliche Nahrung der Helden und Liebhaber." —

Bei gewissen Vorfällen legten sich die Ritter Gelübde auf, deren Erfüllung zu einer bestimmten Zeit und unter gewissen Bedingungen

geschehen mußte. Bei dem Pfauen- oder Fasanengelübde aber wurden folgende Ceremonien beobachtet. An dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage begab sich eine prächtig gekleidete Dame in die Versammlung der Ritter, in der Hand ein goldenes und silbernes Becken, worauf ein Pfau oder Fasan lag, der bisweilen gebraten, jedenfalls aber mit seinen schönsten Federn geschmückt war. Die Dame hielt den Vogel allen Umstehenden vor, damit jeder sein Gelübde über ihn thun konnte. Sodann setzte sie ihn zum Zerlegen auf einen Tisch, wozu sie denjenigen Ritter wählte, der allgemein für den Tapfersten gehalten wurde. Das Künstliche bei diesem Zerlegen bestand aber darin, daß alle anwesenden Ritter ein Stück davon bekommen konnten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund erneuerte diese alte Ceremonie auf das Feierlichste. Er gab deßwegen große Tafel in einem Saale, der so geräumig war, daß er außer den Tischen und Gästen noch eine Menge von Maschinen und Verzierungen fassen konnte. Da waren angebracht: Figuren von Menschen und außergewöhnlichen Thieren, Bäume, Berge, Flüsse, sogar ein Meer mit Schiffen. Unter diese künstlich angebrachten Gegenständen waren Personen, sowie lebendige Vögel und Thiere gemischt, welche die zu dem Feste passenden Handlungen darstellten. Als die Tafel einige Zeit gedauert hatte, erschien ein Araber von

riesenhafter Größe, dem ein Elephant mit einem Gehäuse folgte, in dem eine weinende, in ein weißes Nonnengewand gehüllte Dame saß, welche die Religion vorstellen sollte. Vor dem Herzog angekommen, blieb der Elephant stehen: Dame Religion öffnete ein Fenster ihres Schlosses und hielt eine Rede, worin sie beklagte, daß sie die traurigsten Schicksale von den Ungläubigen dulden müsse, und daß ihre Diener von so gar geringem Eifer beseelt seien, ihr zu Hülfe zu kommen. Hierauf brachte der Wappenkönig unter dem Vortritt seiner Diener einen Fasan, stellte dem Herzog zwei andere Damen vor, und überreichte ihm dann den Vogel, der mit einem goldenen, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Halsband geschmückt war; zugleich überreichte er ihm auch eine Bittschrift der Damen, auf welche der Herzog mit der Zusage, gegen die Ungläubigen fechten zu wollen, antwortete. Der Anfang dieses Versprechens lautete wörtlich so: „Ich gelobe Gott, meinem Schöpfer, vor allen Dingen, und der sehr glorwürdigen Jungfrau, seiner Mutter, und nach diesem den Damen und dem Fasan ꝛc.“ Der ganze Hof bestätigte das Gelübde des Herzogs durch einen allgemeinen lauten Zuruf, worauf die anwesenden Ritter ihre besonderen Gelübde ablegten, welche gewöhnlich in freiwillig auferlegten Bußen bestanden, wie z. B. in keinem Bette zu schlafen, auf keinem Tischtuch zu essen, sich an gewissen Tagen des Fleisches und

des Weines zu enthalten, eine gewisse Zeit lang nur einen Theil ihrer Rüstung zu tragen, oder dieselbe weder bei Tag noch bei Nacht abzulegen, u. s. w., bis ihre Gelübde erfüllt sein würden.

Nach Ablegung dieser Gelübde stieg die Dame von ihrem Gehäuse, das Schloß des Glaubens genannt, herab, um der Gesellschaft zu danken, welcher sie alsdann 12 Damen, geführt von ebenso viel Rittern, vorstellte. Jede dieser Damen trug ihren Namen auf einer an der Schulter befestigten Rolle. Auf der Rolle der Dame Religion stand „die Gnade Gottes." Die Namen der 12 anderen Damen waren Namen gewisser Tugenden, z. B. Glaube, Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, Hoffnung 2c. Als die Gnade Gottes die Rollen der übrigen empfangen hatte, eröffnete sie mit diesen und den Rittern einen Tanz zum fröhlichen Beschluß des Festes. —

Kehren wir wieder zu den Troubadours zurück! — Der Troubadour hatte immer seine Sänger und Minstrels (oder Jongleurs) bei sich. Auch sind die Erzähler von ihnen zu unterscheiden. Außer ihren Gedichten verfertigten die Troubadours auch gereimte Romane, welche die Erzähler in Prosa vortrugen. Die Sänger setzten die Gedichte der Troubadours in Musik und sangen sie unter Begleitung irgend eines Instruments. Im Jahr 1288 verbot die Stadt Boulogne französischen Sängern den Aufenthalt

um daselbst zu singen. Noch früher nahmen selbst tapfere Soldaten das Amt eines Sängers oder Minstrels auf sich. Als Wilhelm der Eroberer im Jahr 1066 in England einfiel, befand sich in seinem Heere auch ein tapferer Krieger, Namens Talliefer, der sich ebenso sehr in den Künsten eines Minstrels als durch Bravour auszeichnete. Dieser Mann suchte um die Erlaubniß nach, den Angriff eröffnen zu dürfen, was ihm gewährt wurde. Er ging deßhalb beim Angriff der Armee voran und feuerte seine Kameraden durch frische Gesänge Karls des Großen, Rolands und anderer französischer Helden, zur Ausdauer und Tapferkeit an. Dann stürzte er sich in das dichteste Gewühl der Schlacht, in welcher er den Heldentod fand. Jener Gesang zu Ehren Rolands wurde einige Jahrhunderte lang von den französischen Soldaten auf ihren Märschen gesungen, es ist aber nichts mehr von diesen Gedichten vorhanden. Als einst zu Zeiten König Johanns von Frankreich (der 1364 starb) die Soldaten auf dem Marsche den Gesang Rolands anstimmten, sagte der König: „Die Franzosen haben schon lange keinen Roland mehr gehabt;" worauf ihm ein alter Kapitän entgegnete: „man würde noch Rolande genug unter uns finden, wenn wir einen Karl d. Großen zum Anführer hätten*).

---

*) Flögel, Hofn. S. 337.

Die Jongleurs, welche die Troubadours gewöhnlich bei sich hatten, waren Spielleute, die mit diesen im Lande auf und ab zogen und durch Gesang mit Musikbegleitung ihren Unterhalt suchten. Ungefähr um das Jahr 1382 trennten sich die Jongleurs und Troubadours und jene bildeten fortan zwei Classen. Die einen unter dem Namen Jongleurs sangen blos ihre Verse zu ihren Instrumenten; die andere Classe hießen Joueurs, wie sie auch in den öffentlichen Verordnungen genannt werden; sie zeichneten sich bei ihrem Spiel durch Gestikulationen, Taschenspielerkünste, allerlei künstliche Sprünge, die sie entweder selbst machten, oder von mitgeführten Affen machen ließen, und dadurch aus, daß sie höchst burleske Verse absangen. So sanken sie nach und nach so sehr in der öffentlichen Achtung, daß man schon damals etwas Närrisches und Abgeschmacktes mit dem Ausdruck Jonglerie bezeichnete. Unter der Regierung Ludwig des Heiligen erschien eine Verordnung, welche vorschrieb, daß jeder Jongleur, der einen Affen mit nach Paris brachte, vor dem Zolleinnehmer statt der Zollabgabe seinen Affen Capriolen machen lassen mußte. Den Jongleurs selbst aber legte die Verordnung auf, an Zahlungsstatt einige Lieder zu singen. Der König Philipp August ließ bekanntlich sogleich nach seinem Regierungsantritt drei famose Verordnungen publiciren, wovon die erste alle Kezer unbedingt dem Feuer-

tod übergab; die zweite alle, die gotteslästerliche Flüche ausstießen, ins Wasser zu werfen befahl; und die dritte alle Jongleurs, Gaukler und Possenreißer aus dem Lande verjagte.

Gewöhnlich hielten sich an den Höfen eine Menge Jongleurs (Histrionen) und derartiges Gesindel auf, um durch ihre Schmarozerkünste Gold, Silber, Kleider und Pferde zu erhaschen. Damals gab es viele hohe Herrschaften, die für die albernsten Possen vieles Geld verschwendeten und an solche Subjecte oft sehr werthvolle, reichlich verzierte Kleider verschenkten, „die wohl 20 bis 30 Mark Silber gekostet hatten," eine Summe, wofür man damals 20 bis 30 Arme ein Jahr lang hätte unterhalten können." Die Weiber, die sich mit ähnlichen Geschäften abgaben, hießen Jongleresses.

Durch eine Verordnung Wilhelms von Clermont, Prevot zu Paris, vom 14. Sept. 1395 wurde den Jongleurs verboten, etwas zu reden, vorzustellen oder zu singen, weder auf öffentlichen Plätzen noch sonstwo, was Aergerniß verursachen könnte, bei Geldstrafe und zweimonatlichem Gefängniß bei Wasser und Brod. Von da an wird ihrer nicht mehr gedacht. Sie begnügten sich fortan damit, allerlei Künste mit Degen und andern Waffen zu machen, weshalb man ihnen den spanischen Namen „Batalatores" gab, ein Wort, aus dem die Franzosen Bataleurs gemacht haben.

Man sieht hieraus, daß die Troubadours, so geachtet und geehrt sie anfangs waren, bald auf die Künste der Schmarozerei verfielen und an den Höfen großer Herren die Hofnarren, Lustigmacher und Possenreißer spielten.

Eigentliche Hofnarren und Lustigmacher.

Auch in Frankreich waren die Hofnarren ordentliche Hofbediente und hießen daher dort Fous en titre d'office und wenn gleich die Geschichte nicht bei allen Königen auch ihrer Hofnarren gedenkt, so ist doch mit vieler Sicherheit anzunehmen, daß wohl die meisten der Regenten Frankreichs sich Hofnarren gehalten haben, bis herunter zu Ludwig XIV., dessen Zeit anderen Vergnügungen feineren Geschmacks huldigte. Die Gewohnheit, Hofnarren zu halten, war aber früher am französischen Hofe so allgemein, daß es die französischen Geschichtsschreiber als eine Seltenheit bemerkten, wenn ein König keinen Hofnarren hatte. So erwähnen sie bei Karl VII. ausdrücklich, er habe keinen Hofnarren geduldet, weil er sich an astrologischen Grillen belustigt habe. Und Philipp August, der bei allen seinen Handlungen die Furcht Gottes und die Sittenreinheit durch-

schimmern ließ, vertrieb, wie wir bereits bei den Troubadours angedeutet, alle Gaukler und Possenreißer von seinem Hofe.

Karl der Einfältige hatte einen Narren Namens Jean; zu diesem sagte er einst: „Jean! Du hast so viel Einfluß, daß man Dich beinahe für den König, mich aber für den Narren hält. Was meinst Du, wollen wir nicht tauschen?" Als der Narr sich hierüber unwillig und ungeberdig zeigte, fragte ihn der König weiter: „Schämst Du Dich etwa, König zu sein?" „Nein," erwiderte Jean, „das nicht, aber ich würde mich eines solchen Narren schämen!"

Eben diesen Narren fragte einst der König: „Was gibts Neues, Jean?" „Heute früh," erwiderte der Narr, „sind über vierzigtausend Menschen aufgestanden." „Was? wozu?" fragte der König erschrocken; „ohne Zweifel," beruhigte ihn Jean, „um heute Abend wieder zu Bette zu gehen."

Als Eduard III. von England jenen großen Sieg über die Flotte Philpps VI. von Frankreich erfocht, wagte es Niemand, dem König die Nachricht von diesem schmerzlichen Verluste zu bringen. Endlich unternahm es sein Hofnarr*) Er ging zum König und fing fürchterlich über die Engländer zu schimpfen an; „die Memmen von Engländern! die feigherzigen

---

*) Der Name dieses Hofnarren ist unbekannt.

Schufte!“ sagte er unter Anderem. „Warum denn?“ fragte der König; „Weil sie,“ sagte der Narr, „nicht so viel Muth haben, ins Wasser zu springen, wie unsere braven Franzosen, denn die sind alle aus ihren Schiffen ins Wasser gesprungen.“ Der Narr hatte seinen Zweck erreicht, denn der König begriff wohl, was er damit sagen wollte. —

Zwei von seinen Hofnarren ließ der König Karl V. Grabdenkmäler errichten, wovon das eine in der Kirche St. Germain de l'Auverrois zu Paris, und das andere in der Kirche St. Maurice de Senlis sich befindet. Welchem Narren das erste gilt, sagt die Geschichte nicht; das letztere dagegen führt den Namen „Thevenin,“ besteht aus einem acht bis neun Fuß langen und fünf bis sechs Fuß breiten harten Stein. In der Mitte ist eine auf der Seite liegende menschliche Figur ausgehauen, in langem Kleide, die Füße und das Gesicht sind von Alabaster. Auf dem Kopfe hat die Figur eine Mütze mit Quaste und Kapuze. Auf der Brust befinden sich zwei Beutel, und in der Hand ein Narrenkolben.

Von Karl V. wird in den Archiven der Stadt Trojes in der Champagne ein Brief aufbewahrt, worin er dem dortigen Bürgermeister und den Schöppen meldet, daß sein Narr gestorben sei und worin er ihnen befiehlt, ihm nach altem Herkommen einen andern zu schicken.

die Stadt Trojes scheint demnach die ausschließliche Ehre gehabt zu haben, die damaligen Könige von Frankreich mit Narren versehen zu dürfen*).

Von einem Narren Ludwig IX. erzählt man Folgendes: Charles de france, Herzog von Guienne wurde im Mai 1472 durch den Benedictinermönch Jean Favre Versoris, Abt zu St. Jean d'Angeli und Beichtvater des Herzogs, zu St. Sever mit seiner Maitresse Colette de Jambes, Dame von Monsoreau, durch eine Pfirsiche, die sie mit dem Herzog theilte, vergiftet. Der Urheber dieses Verbrechens blieb lange unbekannt. Es wußte ihn Niemand, als ein Hofnarr des verstorbenen Herzogs, den Ludwig IX. nachher in seine Dienste genommen hatte, und dieser Narr entdeckte das Geheimniß auf folgende Weise. Als nämlich der König einst zu Clery vor dem Bilde der Jungfrau Maria seine Andacht verrichtete, stand der Narr in der Nähe. Der König hielt ihn aber für zu närrisch, als daß er glaubte, er könne etwas von seinem Gebete verstehen. Der Narr aber war nicht so dumm als er aussah, denn er verstand das Gebet des Königs vollkommen. „Ach, Königin des Himmels," betete der König, „meine Gebieterin und beste Freundin, auf die ich jederzeit mein Zutrauen gesetzt habe, ich ersuche Dich, Gott für mich zu bitten, daß er mir den Tod

---

*) Flögel, Hofn. S. 340. 341.

meines Bruders vergebe, den ich durch den gottlosen Abt zu St. Jean d'Angeli habe vergiften lassen; dieses bekenne ich Dir als meiner gnädigen Beschüzerin. Aber was sollte ich thun? er hat nichts als Unruhen im Reiche erregt. Vergib mir also meine Sünde, ich weiß auch schon was ich Dir schenken werde." (Er verstand darunter die kostbaren Geschenke, die er alle Jahre der Kirche gab.) Der Narr hatte alles verstanden. Bei der Tafel, wo der Narr auch zugegen war, warf er dem König die Ermordung seines Bruders vor. — Ob Ludwig seinen Bruder wirklich vergiften ließ, ist jedoch nicht klar bewiesen. Doch sprechen manche Umstände gegen ihn. Karl, Herzog von Burgund, beschuldigte ihn in einem öffentlichen Manifest: „er hätte ihm nach dem Leben getrachtet; er wolle alle Prinzen des französischen Hauses umbringen; er habe seinen eigenen Bruder durch Gift, Hexerei und Anrufungen des Teufels umgebracht." Der König suchte sich gegen solche Anschuldigungen zu vertheidigen; er ließ den Mord seines Bruders durch eine Commission untersuchen, aber die Untersuchung klärte die Sache nicht auf. Der Mönch starb während der Untersuchung im Gefängniß; einige behaupteten, er habe sich erhängt, andere, der Blitz habe ihn getödtet und in Asche verwandelt, und noch andere: der Teufel habe ihn unter schrecklichem Gebrüll erwürgt. Von dem Schicksal der ande-

ren Gefangenen ist noch weniger bekannt, denn die Akten blieben geheim. Die Feinde des Königs aber behaupteten, er habe auch diese heimlich umbringen lassen, und dieser Verdacht schien sich zu begründen, als Ludwig v. Amboise einer der Untersuchungs-Commissäre, schon im folgenden Jahre das Bisthum Albi erhielt und Peter von Sacierges, der die Funktionen des Secretärs gehabt hatte, zum Requetenmeister (Berichterstatter über die eingegangenen Bittschriften) ernannt wurde *).

Bei Ludwig XII. und Franz I. war der Hofnarr Triboulet. Dieser hatte sich ein Heft angelegt, das er Narrenregister nannte und in welches er alle Tagesbegebenheiten verzeichnete, welche nach seiner Ansicht in das Departement der Narrheit gehörten. Als nun einst Kaiser Karl V., nachdem er dem König Franz in seinen Feldzügen so vielen Schaden zugefügt hatte, auf einer Reise von Spanien nach den Niederlanden den Weg über Frankreich nahm, schrieb Triboulet auch den Namen des Kaisers in sein Narrenbuch. Auf die Frage des Königs nach dem Grund entgegnete er: „Muß nicht Karl ein Hauptnarr sein, daß er mitten in seines Fein-

---

*) Flögel S. 343 (aus „Griffets Anmerkungen zu Daniels Geschichte v. Frankreich Thl. VII. S. 190—197").

des Land kommt?" „Wie aber," fragte der König, „wenn er dennoch sicher durchkäme?" „In diesem Fall, Sire," sagte Triboulet, „streiche ich seinen Namen aus, und setze den Ihrigen hinein!"

Diese Anecdote wird auch so erzählt: Triboulet kam zum Könige und sagte: „Sire, ich bin nicht der einzige Narr in Frankreich, ich kenne ihrer nun drei." „Wer sind diese?" fragte der König. „Einer davon," entgegnete der Hofnarr, ist Karl V., daß er nach Paris kommt, der andere sind Sie, daß Sie ihn nicht gefangen nehmen, und der dritte bin ich, daß ich mich unterstehe, so etwas zu sagen," und damit lief er zur Thüre hinaus! —

Ein vornehmer Herr drohte einst Triboulet, er lasse ihn todt prügeln, weil er übel von ihm gesprochen habe. Sogleich lief Triboulet zum König Franz und klagte es ihm. „Fürchte nichts," beruhigte ihn der König, „wenn er Dich todtprügeln läßt, so lasse ich ihn eine Viertelstunde hernach aufhängen." „Ach Sire," sagte Triboulet, „lassen Sie ihn lieber eine Viertelstunde vorher aufhängen."

Einmal ging Triboulet mit einem Cavalier über eine Brücke, die kein Geländer hatte. „Warum," fragte dieser ängstlich, „ist denn diese Brücke ohne Geländer?" (Garde fou — Narrenbewahrer). „Ei," sagte Triboulet, „die Leute wußten ja nicht, daß wir darüber gehen würden."

Ehe Franz I. den unglücklichen Feldzug vom Jahre 1525 eröffnete, in welchem er bei Pavia gefangen wurde, hielt er vorher einen Kriegsrath, wie man am besten in Italien eindringen könne. Triboulet, der auch zugegen war, hörte lange schweigend zu; endlich aber sagte er zu den Räthen: „Ihr seid der Ansicht, dem König den besten Rath ertheilt zu haben; das Beste habt Ihr aber vergessen.“ „Und was wäre das?“ fragten Einige. „Nun,“ sagte Triboulet, „Ihr habt den Rückzug vergessen; wollen wir denn in Italien bleiben?“ Und der Erfolg bestätigte die Richtigkeit dieser Bemerkung.

Die gleiche Anekdote wird auch von den Narren Amarill und Andreas Pomeranus, die ebenfalls bei Franz I. Hofnarren waren, berichtet. Zu gleicher Zeit mit Triboulet lebten noch zwei andere Narren am französischen Hof; nemlich Cailette, der zwar den blödsinnigen Narren beizuzählen ist, aber dennoch wegen seiner naiven Einfälle gefiel, und Polite, der einem Abt von Bourgeulle gehörte.

Clement Marrot war zwar kein eigentlicher Hofnarr*): er gehört aber zu den Lustigmachern Franz I. wie Taubmann zu denen am sächsischen oder war, was etwa Voltaire am preußischen Hofe.

Marrot, zu seiner Zeit der Poet der Fürsten

---

*) Flögel, Gesch. d. kom. Lit. 2. Bd. S. 467—70.

und der Fürst unter den Poeten genannt, war ein im Epigramm und im leichten Liede ausgezeichneter Dichter, mit welchem die französischen Literatoren die Geschichte ihrer Literatur beginnen. Er wurde im Jahr 1495 zu Cahors geboren, kam früh nach Paris und war Page bei der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, deren Bruder Franz I. er nachher in die Niederlande begleitete. Sein Liebeshandel mit der schönen Gräfin Diana von Poitiers, mit welcher er sich nachher entzweite, ist bekannt. Im Jahr 1525 folgte er dem König nach Italien, wo er in der Schlacht bei Pavia verwundet und gefangen wurde. Nach seiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu sein, und wurde deßwegen lange gefangen gehalten. Er schrieb zwar an seinen Verfolger Bauchard, Präsidenten des Gerichtshofs in Religionssachen, daß er ein ganz guter Katholik sei, aber er erreichte damit weiter nichts, als daß man ihn aus seinem stinkenden Gefängniß des Chatelet in ein gesunderes zu Chartres übersiedelte. Hier, in seinem Gefängnisse, aus welchem ihn der König befreite, bearbeitete er den alten französischen Roman „von der Rose“ und schrieb „die Hölle,“ eine Satyre auf den Richterstand und sein voriges Gefängniß. Nach erlangter Freiheit knüpfte Marrot einen Liebeshandel mit seiner ehemali-

gen Gebieterin Margarethe, späteren Königin von Navarra an; aber auch diese vermochte nicht, ihn vor neuen Nachstellungen wegen seiner religiösen Ansichten zu schützen. Die Sarbonnisten verfolgten ihn auf's neue, weil er einen Gefangenen aus den Händen der Gerichtsdiener befreit hatte. Er flüchtete nach Ferrara. Franz I. aber, der die Talente Marrots kannte und schätzte, rief ihn zurück. Nach seiner Zurückkunft brachte Marrot die Psalmen in französische Verse, welche den Beifall des ganzen Hofes erhielten. Allein die Sarbonne setzte es beim Könige doch durch, daß dieselben als ketzerisch verboten wurden. Hierauf (1543) flüchtete Marrot abermals und zwar nach Genf, wo ihn Calvin gewann; er schwor aber bald wieder das kaum angenommene calvinistische Glaubensbekenntniß ab und ging wieder nach Paris. Später floh er von da aus nach Turin, wo er 1544 starb. Marrot besaß einen leichtsinnigen Charakter, eine fruchtbare Phantasie und einen angenehmen lebhaften Witz. Alle seine Gedichte, sowie auch seine in Gemeinschaft mit Beza verfaßte Uebersetzung der Psalmen, die lange in den protestantischen Kirchen Frankreichs gebraucht worden ist, sind im epigrammatischen Styl verfaßt, dessen Hauptcharakter Natur und Naivetät sind. Er hatte nur 50 Psalmen bearbeitet, die übrigen übersetzte Beza. Unter Carl XII. wurden diese

Psalmen öffentlich von der Sarbonne gebilligt und sogar in Spanien eingeführt. Es existirt eine Sage, welche behauptet, Marrot sei in Genf wegen Ehebruchs mit seiner Wirthin zum Tode verurtheilt worden, welche Strafe aber auf Calvins Verwendung in den Staupbesen verwandelt worden sei. Allein Marrot verließ Genf bloß auf dringendes Bitten seiner Freunde, die ihn nach Turin begleiteten.

Die gleiche Anekdote, welche man von Gonella und Johann de Meun erzählt, die durch einen witzigen Einfall eine Züchtigung wegen Beleidigung der Hofdamen von sich abzuwenden wußten, wird auch von Marrot erzählt.*)

Als Marrot einst sah, wie der Gesandte die Füße des Pabstes küßte, lief er davon, indem er rief: „ach ich bin verloren!“ Auf die Frage: „warum denn?“ entgegnete er: „Wenn der Gesandte dem Pabst die Füße küßt, so muß ich ihm ohne Zweifel den H . . . . . küssen.“ —

Einst gieng Marrot einem Hof-Cavalier zur rechten Seite. Dieß verdroß den Edelmann. „Ich kann es nicht leiden,“ sagte er deßhalb zu Marrot, „wenn mir ein Narr zur rechten Seite geht.“ „Aber ich wohl, gnädiger Herr!“ versetzte hierauf Marrot, und gieng geschwind auf die linke Seite.

---

*) Schuppius S. 43. 44.

Als er einst eine Satyre auf die Geistlichkeit gemacht hatte, drohte ihm ein Edelmann, dieß dem Bischof anzuzeigen. „Thut es nur!“ sagte Marrot, „ich werde mich schon in einen Winkel verkriechen, wo mich der Bischof ganz gewiß nicht finden soll.“ „Das müßte doch sehr sonderbar sein,“ meinte der Edelmann. „Ganz und gar nicht,“ entgegnete Marrot, „ich darf nur auf sein Studirzimmer gehen, denn dort kommt er niemals hin!“

Um das Jahr 1538 war bei König Franz I. auch ein gewisser Briandas Hofnarr. Von diesem wird folgende Anekdote erzählt.

Gegen das Ende des Jahres 1538 entstand zwischen Franz und seinem Sohne, dem Dauphin Heinrich, ein Zwist, dessen Ursache ebenso lächerlich als geringfügig scheint. Eines Abends nemlich, den der Prinz mit seinen gewöhnlichen Gesellschaftern auf eine lustige Weise verbrachte, warf einer von denselben die Frage auf: wie und an wen wohl der Dauphin, wenn er seiner Zeit König würde, die vornehmsten Würden vertheilen werde? Der Prinz war so unvorsichtig, diese Frage zu beantworten, und seine Gesellschafter waren so kühn, noch geraume Zeit über diesen delikaten Punkt zu disputiren. So wurde dabei unter anderem auch gesagt, daß dann vor Allem der Connetable von Montmorency, der bei dem König in Ungnade gefallen war, wieder an den Hof zurückberufen werden

müsse. St. André, Brissac, Descars und einige Andere schmeichelten sich nicht ohne Grund mit der Hoffnung, unter der künftigen Regierung die wichtigsten Rollen zu spielen; nur Vieille-ville allein war klug genug, nichts in Vorschlag zu bringen, und so glücklich, daß ihm keine von den in spe vergebenen Ehrenstellen zu Theil ward.

Auch der Hofnarr des Königs, Briandas, war mit von der Gesellschaft gewesen und keiner von den Anwesenden hatte vor ihm seine Herzensmeinung zurückhalten zu müssen geglaubt. Die Folge zeigte aber nur zu deutlich, wie gut es gewesen wäre, wenn sie mehr Mißtrauen in diesen lustigen Rath gesetzt hätten. Denn noch am nemlichen Abend ging dieser zum König. „Gott grüß Dich, Franz von Valois," — redete er den König an — „denn nach dem, was ich so eben gehört habe, bist Du nicht mehr König von Frankreich." Sich sodann zu den anwesenden Cavalieren wendend, sagte er zu dem Einen: „Du bist nicht mehr Befehlshaber der Artillerie, denn Brissac hat Deine Stelle erhalten;" zu einem Andern: „Du bist nicht mehr Oberkammerherr," und zu noch Anderen: „Ihr habt aufgehört, Marschälle von Frankreich zu sein." Jedem nannte er dabei den Namen seines Nachfolgers, „Par la mordieu," rief er, sich wieder zum König wendend — „Du wirst den Connetable bald wieder zu sehen bekommen, der Dich

mit der Ruthe in der Hand lehren wird, den Geken zu machen."

Diese Reden, so närrisch sie auch waren, erregten doch die Aufmerksamkeit des Königs. Er befragte daher den Hofnarren in Gegenwart der Herzogin von Estampes und des Cardinals von Lothringen, auf das Genaueste, sowohl um die Namen derjenigen, welche bei jener Unterredung anwesend waren, als auch um alles, was dabei gesprochen wurde. Als die Reihe an Vieilleville kam, sagte Briandas: „O! was den betrifft, so war er zwar anwesend, hat aber nichts gesprochen, auch wird ihn nichts treffen, denn man hat ihm kein Ehrenamt, nicht einmal das geringste, zu geben für gut befunden! „Nun denn," rief der König, „ich schwöre es bei Tod und Glauben eines Edelmanns*), er

---

*) Foi de Gentilhomme! war der gewöhnliche Schwur Franz I., wenn er etwas betheuern wollte. Es gibt iin gereimtes Quodlibet, das um jene Zeit gemacht wurde, und die gewöhnlichen Schwüre von vier Königen in sich faßt:

Quand la Pasque Dieu deceda — Louis XI.
Par le jour Dieu lui succeda — Charles VIII.
Le diable m'emporte s'en tint prés
— Louis XII.
Foy de gentil homme vint aprés.
— François I.

Der gewöhnlichste Schwur Heinrich IV. war:
Ventre saint gris!
(Flögel S. 348. 349.)

soll keinen Schaden dabei leiden. Ich habe Unrecht gethan, ihn dem Dauphin zuzugesellen, künftig soll er nur mir angehören!“

Indessen wurde durch die Bemerkungen der Maitresse und des Cardinals die Erbitterung des Königs geschürt, bis sein Zorn in helle Flammen ausbrach. An der Spitze seiner Leibwache begab er sich zum Dauphin, um ihn und seine Gesellschafter festnehmen zu lassen. Diese waren aber noch zeitig gewarnt worden und klug genug gewesen, auf ihre persönliche Sicherheit bedacht zu sein. Der König fand Niemand mehr, an dem er seinen Zorn auslassen konnte, als einige Pagen und Diener, die er auch ohne Weiteres derb abprügeln ließ. Erst nachdem er mit eigener Hand alle im Wohnzimmer des Dauphin befindlichen Möbel zertrümmert und die Tapeten zerrissen hatte, kehrte er in seine Gemächer zurück. Länger als einen Monat hielt der Zorn des Königs an. Endlich aber gelang es seiner Umgebung, ihn nach und nach wieder milder zu stimmen. Die Gemahlin des Dauphins, Katharina von Medicis, bewirkte eine Aussöhnung mit all der Kunst, in der sie sich auch später als eine große Meisterin zeigte. Auch die Herzogin von Estampes machte sich eine Ehre daraus, das Ihrige zu dieser Aussöhnung beizutragen, und so erhielt denn der Dauphin die Gunst seines Vaters wieder. Vor der Hand waren zwar alle Mitgenossen

des Prinzen, Vieilleville ausgenommen, auf dem kein Verdacht ruhte, und der sich deßhalb auch die Ungnade des Königs nicht zugezogen hatte, davon ausgeschlossen; sie wurden aber nach dem Tode des Königs hinlänglich entschädigt; denn Heinrich blieb seinem Worte getreu und beinahe Alle, denen er jene Ehrenstellen und Würden versprochen, erhielten solche auch nach seinem Regierungs-Antritt. Der Hofnarr Briandas aber mußte seine Schwatzhaftigkeit hart büßen; der Connetable erschien wieder am Hofe und beherrschte den schwachen Heinrich gänzlich, nur Vieilleville allein, dem kein Unrecht zur Last fiel, blieb — wie es eben zu gehen pflegt — unbelohnt *).

Von einem Hofnarren, Namens Amarill, am Hofe des Königs Franz I. wird dieselbe Anekdote wie von Triboulet erzählt, als Franz den italienischen Feldzug eröffnen wollte.

Unter der Regierung Heinrich II. wurde ein Hofnarr, Namens Capuchio, hingerichtet weil er gegen den König den Degen gezogen hatte.

Heinrich II. hatte noch einen anderen Narren im Dienst, Namens Thony. Dieser war aus der Picardie gebürtig und gehörte anfänglich dem Herzog von Orleans an, der ihn mit

---

*) Flögel S. 340 (aus der Literatur und Völkerkunde 5. Jahrg. 9. Bd. Okt. 1786. S. 268.)

vieler Mühe von dessen Mutter erhalten hatte, weil sie ihn durchaus dem geistlichen Stande widmen wollte, „damit er für seine zwei Brüder, die Narren waren, desto kräftiger beten könne.“ Thony war anfangs blöd und einfältig, allein das Hofleben machte bald den verschmitztesten und verschlagensten Narren aus ihm. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans kam er erst in die Dienste Heinrichs II., der ihn sehr gerne hatte. Der Connetable Anné Montmorency glaubte ihn beständig um sich haben zu müssen; er ließ ihn an seiner Tafel speisen und wie eine Person fürstlichen Standes bedienen; wenn Thony sich von den Domestiken nur im Geringsten beleidigt wähnte, fing er an fürchterlich zu schreien und hörte erst dann wieder auf, wenn sie gezüchtigt waren, worüber er dann aus vollem Halse lachte. Den Connetable nannte er nur seinen Vater, aber bloß dann, wenn dieser beim König in Gunst stand. Denn solche, die in Ungnade gefallen waren, sah er nicht an. Der Connetable pflegte daher von diesem Narren zu sagen: er sei der feinste Hofmann von einem Narren, der ihm je vorgekommen sei*).

Einer der berühmtesten und geistreichsten Hofnarren in Frankreich war Brusquet, welcher drei Königen als Lustigmacher diente, nemlich

---

*) Flögel, Hofn. S. 350.

Heinrich II., Franz II. und Carl IX. Auch war er bei König Philipp von Spanien, der ihm viele Wohlthaten erwies, sehr beliebt. Von Brusquet — der wegen seiner mörderischen Quacksalbereien aufgehenkt worden wäre ohne Heinrich II., welcher ihm freistellte, eine Todesart zu wählen. „Nun, so erlauben Sie mir, am Alter zu sterben“ *) — behauptet man, daß, wenn man alle seine Streiche und lustigen Reden aufgezeichnet hätte, es ein dickes Buch gegeben haben würde. Er soll nie seines Gleichen gehabt haben und sowohl hinsichtlich seiner Schalksnarrenstreiche, als auch bezüglich seiner Schreib- und Denkungsweise der erste und originellste aller Lustigmacher gewesen sein, die je existirt haben. Ein französischer Schriftsteller (Cardinal du Perron) erzählt, Brusquet sei anfänglich Advokat gewesen, und habe sich zu Paris wegen einer Rechtssache, die beim Parlament anhängig gewesen, drei Monate lang aufgehalten, ohne etwas auszurichten. Weil er nun von Natur ein lustiger Kauz gewesen, sei er auf den originellen Einfall gekommen, durch Possen und Schwänke das zu erreichen, was er durch die trockene Juristerei nicht erreichen konnte und wirklich sei er auch zum erwünschten Ziele gelangt. Da er nun gesehen, daß ihm seine Possen an einem Tage mehr eintragen als alle

---

*) Demokritos XII. 160.

seine Advokaten-Künste, so habe er den löblichen Entschluß gefaßt, Hofnarr zu werden, wodurch er sein Glück auf die leichteste Art begründet habe.

Nach einem andern französischen Schriftsteller (Brantome) war Brusquet ein Wundarzt, der im Lager zu Avignon (1536) in die Medicin gepfuscht habe. Um seine Stelle als Doktor der Medicin besser spielen zu können, zog er in das Quartier der Schweizer, weil er von diesen glaubte, daß sie zu dumm und einfältig seien, um seinen gänzlichen Mangel an fachwissenschaftlichen Kenntnissen zu bemerken. Das fröhliche Temperament und die gute und kräftige Körperkonstitution dieser Leute trugen fast immer zum Gelingen seiner (Roß-)Kuren bei; die Meisten aber, die die Ehre hatten, Patienten des Herrn Doktor Brusquet zu sein, fanden ihre Ruhe auf dem Gottesacker. Die Kenntnisse Brusquets als Arzt mögen aus folgendem Recept geschlossen werden, das er einem fremden Gesandten verschrieb, der mit der „Windkolik" geplagt war. „Ich wüßte kein besseres Mittel," sagte Brusquet zu dem Gesandten, der ihn zu Rathe zog, „als Folgendes, dessen ich mich selbst in ähnlichen Fällen mit außerordentlichem Erfolge bedient habe: „Ich stecke nemlich einen Finger der einen Hand in den Mund, und einen der andern Hand in den entgegengesetzten Ort und wechsle damit während einer halben

Stunde fleißig ab. Durch diese zwei Oeffnungen gehen die Winde nach und nach ab und so werde ich kurirt. Der Gesandte soll dieß Mittel wirklich eine halbe Stunde lang angewendet und es nachher in Gegenwart des Königs erzählt haben, worüber ein schallendes Gelächter entstanden sei!

Mit ähnlichen Recepten und Arzneien pflegte Brusquet eine Zeit lang seine Schweizer zu kuriren, bis er es endlich so arg machte, daß fast alle unter seinen Händen starben. Man wollte ihm dafür den Prozeß machen und der Connetable Montmorency, der diese Quacksalbereien erfuhr, wollte ihn ohne Weiteres henken lassen. Und es wäre wirklich um den wackern Brusquet geschehen gewesen, wenn man nicht die Sache dem Dauphin, (später König Heinrich II.) der die Armee damals kommandirte erzählt und ihm Brusquet zugleich als einen famosen Lustigmacher gerühmt hätte, der ganz gut im Stande sei, Seiner Hoheit die Langeweile auf's Beste und Angenehmste zu vertreiben. Der Prinz verschaffte auf diese Empfehlung hin Brusquet sofort die Freiheit und gab ihm eine Anstellung in seiner Garderobe. Später machte er ihn zu seinem Kammerdiener und endlich zum Postmeister in Paris, ein Posten, welcher damals sehr einträglich war, da der Postmeister seine Taxen selbst regulirte, wie ihm gefällig war, was Brusquet sehr zu seinem Vortheile

zu benützen wußte. Weil er nun als Postmeister gegen hundert Pferde im Stalle hatte, so nannte er sich selbst Hauptmann über 100 leichte Reiter. Außer dem König Heinrich II. war auch der Cardinal von Lothringen sein vorzüglichster Gönner. Denn als dieser Prälat nach Brüssel reiste, um den mit Spanien abgeschlossenen Friedens-Vertrag Namens des Königs zu ratificiren, nahm er auch Brusquet dahin mit. Der König von Spanien, Philipp II. konnte diesen wegen seiner artigen Schwänke besonders gut leiden und nie entließ er ihn unbeschenkt. Brusquet sprach auch das Spanische wie das Italienische gleich sehr gut.

Während nun so Brusquet in guten Umständen und in aller Behaglichkeit lebte, bei Hofe sehr beliebt war, und der Einträglichkeit seiner Postmeistersstelle sich freute, zog sich ein Gewitter über ihm zusammen, das sich plötzlich entlud und Allem diesem ein plötzliches Ende machte. Er kam nemlich in den Verdacht, ein heimlicher Lutheraner zu sein und man beschuldigte ihn der Unterschlagung von Depeschen, welche den Hugenotten nachtheilig gewesen. Dieß war auch nicht ganz ohne Grund, denn Brusquets Schwiegersohn war ein eifriger Reformirter und dieser hatte wirklich einige Pakete unterschlagen. Er floh 1562 mit seinem Schwiegervater Brusquet, dessen Haus geplündert wurde.

Brusquet begab sich nach Nogent zu Madame de Bouillon, die ihn freundlich aufnahm, weil sie selbst das reformirte Glaubensbekenntniß angenommen hatte. Später fand Brusquet eine Zuflucht bei Frau von Valentinois. Aber er war das Hofleben schon so sehr gewöhnt, daß er, ob er gleich in seinem neuen Asyl nicht den mindesten Mangel litt, an den Sohn des Marschalls Strozzy schrieb, er möchte ihm doch die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris auswirken, um daselbst seine alten Tage in Ruhe und Frieden beschließen zu können. Aber ehe sein Wunsch erfüllt wurde, starb er aus Verdruß bei Madame de Valentinois im Jahr 1562 oder 1563.

Von Brusquet sind eine Menge lustiger Schwänke bekannt, von denen hier eine kleine Auswahl Platz finden mag.

Der Marschall Strozzy, einer der größten Köpfe und gelehrtesten Feldherren Frankreichs, und Brusquet lagen einander beständig in den Haaren. Hatte der Eine dem Andern einen Streich gespielt, so sann der Gefoppte sogleich auf baldige Wiedervergeltung. Strozzy erschien einst an einem Gallatage bei Hofe nach damaliger Mode in einem schwarzen reich mit Silber gestickten kostbaren Sammtmantel. Brusquet, der große Lust zum Besitze dieses Mantels verspürte, ging in die Küche und holte daselbst eine Menge Speck und eine große Spik-

nadel und bespikte, während Strozzy mit dem Könige redete, den Mantel des Marschalls unbemerkt reichlich mit Speck. Als er fertig war, drehte er den Marschall plötzlich herum, so daß dem König die Speckseite unmöglich entgehen konnte, und sagte: „Sire, sind das nicht schöne goldene Nesteln, die der Marschall auf dem Mantel trägt?“ Der König und der Marschall mußten hierüber lachen. „Brusquet,“ sagte der Marschall, „Dir scheint mein Mantel zu gefallen; nimm ihn, aber gehe zu meinen Leuten und sage ihnen, daß man mir einen andern bringt, den Mantel aber sollst Du bezahlen.“

Kurze Zeit darauf — Brusquet dachte nicht mehr an diesen Spaß — kam der Marschall zu ihm in das Posthaus, wo er schon oft gewesen war, dießmal in der Absicht, auf irgend eine Art zu erfahren, in welchem Zimmer und in welchem Schrank Brusquet sein Silbergeschirr aufbewahre, dessen er eine große Menge besaß, denn er hatte theils vieles zum Geschenk erhalten, theils hatte er es durch allerlei Possen und Plakereien zu erwerben gewußt. Der Marschall hatte einen ganz durchtriebenen Schlosser bei sich, der aber, damit Brusquet nichts merken sollte, auf's Feinste wie ein Edelmann gekleidet war. Als der Marschall mit seiner gewöhnlichen Suite von Offizieren und Cavalieren zu Brusquet kam, unterhielt er sich mit diesem auf das herablassendste und wußte es so zu richten, daß

man auch in das Silberzimmer kam. Hier nahm der Marschall Brusquet bei der Hand, führte ihn huldvollst in den Garten, wo er auch noch den Poststall zu sehen wünschte. Unterdessen hatte der Schlosser, der mit den Cavalieren im Zimmer zurückgeblieben und dem ein Wink des Marschalls genügend gewesen war, das Schloß des Silberschranks geöffnet und Jeder steckte daraus das, was ihm gefiel, zu sich, worauf der Schrank wieder so verschlossen wurde, daß Brusquet nicht das Geringste bemerken konnte. Sofort begaben sich alle zum Marschall, der nun, als er seine Absicht so vollkommen erreicht sah, von Brusquet auf das Freundlichste sich verabschiedete, innerlich frohlockend, daß ihm der Streich so gut gelungen war. Nach einigen Tagen, als Brusquet seinen Verlust bemerkte, kam er ganz niedergeschlagen zum Könige, erzählte diesem und dem ganzen Hofe sein Unglück, so daß ihn Jedermann bedauerte. Der Marschall allein zeigte kein Mitleid; im Gegentheil, er lachte aus vollem Halse und sagte, es freue ihn wirklich, daß der kluge Brusquet endlich auch einmal betrogen worden sei, er, der gewohnt wäre, nur Andere zu betrügen. Brusquet, der sehr geizig war, wurde hierüber noch viel verdießlicher. „Nun," sagte der Marschall zu ihm, „was bekomme ich, „wenn ich das gestohlene Gut wieder herbeischaffe?" Brusquet bot ihm die Hälfte des Silberzeugs,

das einen Werth von zusammen beinahe 2000 Thaler hatte. „Wohlan," tröstete ihn der Marschall, „Du sollst Alles wieder haben, und ich verlange nur für etwa 500 Thaler Silberzeug, das ich dem armen Schlosser und seinen Kindern schenken will;" was auch geschah.

Brusquet war von diesem Possen des Marschalls nicht sonderlich erbaut und beschloß, sich hiefür so bald und so gut wie möglich zu rächen, wozu auch die Gelegenheit nicht lange auf sich warten ließ. Denn eines Tages kam der Marschall auf einem prächtigen Pferde, das für die damalige Zeit den enormen Werth von etwa 500 Reichsthaler hatte, nach Hofe, wo er dieses schöne Thier einem Reitknecht bis zu seiner Zurückkunft übergab. Kurz darauf kam Brusquet aus dem Louver und sah das Pferd. Plötzlich faßte er einen Entschluß. „Der Marschall," sagte er zu dem Reitknecht, „läßt Dir befehlen, sogleich in sein Quartier zu gehen und dort auf ihn zu warten; ich aber soll unterdessen bei dem Pferd bleiben." Der Reitknecht, welcher Brusquet schon oft bei dem Marschall gesehen hatte, dachte nichts Arges und ging. Brusquet aber säumte nicht, das Pferd in seinen Poststall zu führen; dort nahm er ihm Sattel und Zeug ab, schnitt ihm die Mähne und die Hälfte eines Ohres ab, legte ihm einen Postsattel und ein Felleisen auf und ließ es als Postpferd von

Paris nach Longumeau traben. Nach seiner Zurückkunft von dieser Tour schickte er es dem Marschall durch einen Postillon und ließ ihm dabei sagen: „Als Postklepper könne man das Pferd wohl gebrauchen, sonst tauge es aber zu nichts: wenn er es für 50 Thaler abgebe, so wolle er es behalten.“ Der Marschall, obgleich wüthend, sein schönstes Thier so schändlich zugerichtet zu sehen, machte gute Miene zum bösen Spiele und sagte dem Postknecht: er solle das Pferd nur seinem Herrn zurückbringen, der es „auf Abrechnung“ behalten möge.

Der Marschall, dem mehr das schöne Thier selbst als der Geldverlust zu Herzen ging, rächte sich an Brusquet für diesen Possen auf eine empfindliche Weise. Er ließ nämlich eine ziemliche Anzahl Postpferde bei ihm bestellen, angeblich um dem König nachzureisen. Von diesen Pferden nahm der Marschall acht Stück nach Compiegne und ließ sie beinahe zu Schanden reiten; einige verschenkte er an arme Soldaten, die sonst zu Fuß hätten in's Lager gehen müssen, und zwei verkaufte er spottwohlfeil an zwei Müller, die sie zum Säcketragen gebrauchten. Diese letzten zwei Pferde wurden von Postknechten erkannt, welche es dem Postmeister Brusquet meldeten. Dieser machte deßwegen einen Prozeß anhängig, der aber mehr kostete, als die beiden Pferde werth waren.

Dieser Streich, der abermals eine empfind-

liche Lücke in Brusquets Kasse riß, benahm ihm auf einmal alle Lust zu fernerem Schabernack, denn er sah wohl, daß er es gegenüber dem Marschall nicht zu lange würde aushalten können, wenn es darauf ankomme, den Krieg in dieser verderblichen Weise fortzusetzen. Er beschloß daher, anders und geschickter zu manövriren. Er machte dem Marschall den Vorschlag, jede Fehde, die pecuniären Nachtheil zur Folge habe, zu unterlassen, unschädliche aber nach Belieben jederzeit aufzunehmen. Zur Bekräftigung dieses Traktats bat Brusquet den Marschall sogleich nebst zwölf Cavalieren zu Tisch und versprach hoch und theuer, sie königlich zu bewirthen. Der Marschall nahm den Vorschlag und die Einladung an und stellte sich mit seiner Begleitung zur bestimmten Zeit bei Brusquet ein, den sie vollauf beschäftigt antrafen. Der erste Gang des Essens bestand aus dreißig theils kleineren, theils größeren Pasteten, deren liebliches Aroma den Gästen angenehm in die Nase stieg und ihren Appetit nicht wenig reizte, denn Brusquet hatte ausdrücklich die feinsten Saucen mit den köstlichsten Gewürzen bestellt. Zugleich mit dem ersten Gange trat Brusquet mit etwa dreißig feiner Postillone ins Zimmer, welche auf ihren Posthörnern lustige Weisen bliesen, jeder aber eine andere; er bat seine Gäste, sich die Pasteten recht wohl schmecken zu lassen. „Leeren Sie die Schüsseln, meine Herren,“

sagte er, „damit ein zweiter Gang Platz bekommt, der sogleich aufgetragen werden soll. Ich werde sogleich darnach sehen," setzte er noch, sich entfernend, hinzu. Er sah aber nicht nach, sondern lief spornstreichs zum Könige und erzählte ihm, welche herrliche Mahlzeit er seinen Gästen vorgesetzt habe. Unterdessen machten sich die Gäste über die Schüsseln her und fingen an, die Deckel abzunehmen, erstaunten aber nicht wenig über den sonderbaren Inhalt der Pasteten. In einigen fanden sie alte Pferdegebisse, in einigen alte Gurtriemen, in andern alte Schwanzriemen, kleine Sattelriemen, alte Sattelknöpfe und dergleichen unappetitlichen Stallwust. Einige von den Cavalieren kosteten auch wirklich die zähen, klein geschnittenen Riemen, spieen sie aber sogleich wieder aus. Nun ging es an ein Schimpfen und Räsonniren über den guten Brusquet, daß sie auch nicht ein gutes Haar mehr an ihm ließen. Weil sie nun nichts genießen konnten, wollten sie sich durch Trinken revangiren, aber die Postknechte kredenzten den ausgezeichnetsten Wein nur in winzig kleinen Gläsern. Man ging in die Küche, um etwas Eßbares aufzutreiben, aber dort war nicht einmal Feuer. So sahen sich die Herren endlich genötigt, weiter zu gehen und ihren inzwischen ziemlich gesteigerten Appetit anderswo zu befriedigen.

Der Marschall wollte aber bei Brusquet

nicht umsonst zu Gaste gewesen sein; er beschloß, ihm diese Freundlichkeit zu vergelten, was auch bald geschah. Kurz hierauf nemlich ließ er Brusquet einen kleinen schönen Maulesel heimlich wegnehmen und von dessen Fleisch verschiedene auf's Feinste zubereitete Pasteten füllen, die er zu einem solennen Essen bestimmte, das er seinem Freunde Brusquet zu Ehren geben geben wollte, und den er auch wirklich auf ein Essen „ohne Betrügerei" einladen ließ. Der gute Brusquet erschien, war fröhlich und guter Dinge und aß von allen Pasteten mit besonderem Appetit. Nachdem er davon hinlänglich gesättigt mar, fragte ihn der Marschall, ob dieß nicht eine bessere Bewirthung sey, als seine Sattelgurten- und Schwanzriemen-Pasteten? Brusquet gab es zu und meinte, er sei wohl zufrieden. Inzwischen ließ der Marschall den Kopf des Maulesels, als wilder Schweinskopf zubereitet, auftragen und auf einer prächtigen Platte vor Brusquet hinstellen. „Nun sieh, lieber Brusquet," sagte der Marschall, „von was Du so trefflich gespeist hast!" Beim Anblick des häßlichen Maulesel-Schweinskopfs überfiel den armen Brusquet ein solcher Eckel, daß er von den genossenen Pasteten nicht das Geringste bei sich behielt.

Brusquet blieb aber die Zeche nicht schuldig. An einem Ostersonnabend kam der Marschall mit der Post nach Paris und begab sich

ganz in der Stille nach seiner Wohnung, damit er nicht bei Hofe erscheinen müßte. Brusquet erfuhr es aber durch den Postillon, der den Marschall gefahren hatte, und sogleich beschloß er, diesem einen argen Streich zu spielen. Gleich am Ostersonntag ging er daher in aller Frühe in ein Franziskanerkloster und bat sich zwei Mönche aus, welche er zu einem vornehmen Edelmann führen wolle, der vom Teufel besessen, weder von Gott noch den Heiligen etwas hören, das Osterfest nicht feiern und keinen Priester' sehen wolle. Sie würden wohl einen harten Stand mit ihm haben und sollten daher auf ihrer Hut sein, für ihre Mühe und Gefahr aber würden sie sehr gut belohnt werden. Um sie seinem Vorhaben geneigter zu machen, drückte er dabei Jedem einen Thaler in die Hand, was seine Wirkung auch nicht verfehlte, denn die Mönche versprachen Wunder zu thun und meinten, sie hätten schon ganz andere Leute unter den Händen gehabt, sie würden daher auch hier fertig werden und wenn er eine Legion Teufel im Leibe habe. Brusquet war mit diesen Versicherungen vollkommen zufrieden und begleitete sie bis an die Thüre des Zimmers, in dem sich der Marschall befand, den Bedienten, die ihn alle kannten, machte er weiß, der Marschall wolle sich mit diesen zwei Geistlichen über wichtige Dinge besprechen und habe ausdrücklich befohlen, daß er mit ihnen allein sein wolle. Die

Bedienten zogen sich daher zurück und Brusquet blieb an der Thüre stehen, um der Dinge zu harren, die kommen würden. Die Franziskaner fanden den Marschall, ihren vermeintlichen Patienten, in einem Buche lesend im Bette. Sie grüßten ihn auf's Artigste und erkundigten sich, langsam und vorsichtig auf das Bette lossteuernd, sehr theilnahmsvoll nach dem dermaligen Wohlbefinden des Leibes und der Seele Seiner gnädigen Excellenz. Der Marschall, befremdet über diesen unerwarteten Besuch und das ihm höchst seltsam vorkommende Gebahren der Mönche, fragte ganz erstaunt nach der Ursache, die ihm die Ehre eines so ungewöhnlichen Besuches verschaffe. Als diese Mönche aber, statt einer Antwort, sich ihm immer mehr näherten, wurde er wüthend und drohte ihnen, falls sie sich nicht sogleich fortpacken würden, sie zum Fenster hinauswerfen zu lassen, er hätte die Mönche ohnedieß nie ausstehen können. Die Mönche aber nahmen von dieser ganz bestimmt ausgesprochenen Insinuation weiters keine Notiz, sie hielten es vielmehr für eine Explication des Teufels, den ihr Erscheinen in Harnisch bringe; sie fingen daher plötzlich an, allerlei Gebete und Beschwörungsformeln herzusagen, um den Teufel damit zu beschwören, und goßen dabei eine Menge Weihwasser auf den Marschall. Dieser wurde hierüber ganz rasend und wollte nach seinem Degen greifen, der gewöhnlich an seinem

Bette hing, aber einer der Franziskaner, die Brusquet auch hierauf aufmerksam gemacht hatte, kam ihm zuvor. Der Marschall sprang nun aus dem Bette und entriß dem Mönche, den er dabei nicht übel würgte, die Waffe. Nun entstand ein so abscheuliches Toben und Gepolter im Zimmer, daß die Dienerschaft voll Schrecken von allen Seiten herbeieilte und auch Brusquet mit gezogenem Degen in's Zimmer trat, den Franziskanern einen Wink gab, sie aus dem Hause schaffte und in ihr Kloster zurückführte. Von dort begab sich Brusquet zum Könige, dem er erzählte, der Marschall sei vom Teufel besessen gewesen und habe sich denselben so eben von zwei Franziskanern feierlich austreiben lassen. Der König mußte hierüber lachen, schickte aber sogleich zu Strozzy, ließ sich nach seinem Befinden erkundigen und fragen, ob die Franziskaner ihn auch wirklich bekehrt hätten, denn bei Hofe wußte man recht gut, daß das religiöse Glaubensbekenntniß des Marschalls nur aus sehr wenigen Artikeln bestand und daß er sich bloß an das große Credo hielt.

Nach Verfluß von einigen Tagen ging Strozzy, um sich wegen dieses höchst muthwilligen Streiches an Brusquet entsprechend zu rächen, zu den Inquisitoren, bei denen er sich anscheinend in vollem Ernste über die Beschimpfung, die ihm Brusquet zugefügt habe, beklagte und dabei besonders hervorhob, daß

Brusquet dadurch auch die Heiligkeit des Priesterstandes verhöhnt und somit den klarsten Beweis der Ketzerei geliefert habe; der König selbst würde es daher nicht ungerne sehen, wenn man Brusquet hiefür empfindlich züchtige. Die Inquisitoren, froh, einen so fetten Bissen zu erhaschen, ließen den sorglosen Brusquet sogleich festnehmen und in das Fort Evêque sperren, um ihm wegen Ketzerei den Prozeß zu machen. Nie in seinem Leben hatte der arme Brusquet so viel Angst ausgestanden, als in dieser Affaire; doch ließ ihn der Marschall nicht lange stecken, sondern holte ihn schon nach einigen Tagen zu dessen großer Freude selbst aus seinem Gefängnisse ab.

Im Jahre 1550 ging Brusquet mit dem Cardinal von Lothringen, der ihn wohl leiden mochte, nach Rom. Strozzy, der dieß wußte, benützte diese Gelegenheit sogleich zu einer neuen Posse. Er bestellte einen Courier, der vorgeben mußte, als ob er so eben von Rom eingetroffen seie, und der mit Briefen versehen war, die den plötzlichen Tod Brusquets meldeten. Auch ein angebliches Testament desselben befand sich unter diesen Papieren, die alle von Strozzy unterschoben waren. In diesem Testamente bat Brusquet den König, das Postwesen in Paris seiner Wittwe zu überlassen, jedoch nur unter der Bedingung, wenn sie den Courier, der die Depeschen überbringe, heirathen würde. Der

König genehmigte dieses Gesuch und der Courier heirathete wirklich Brusquets Frau. Nach Verfluß von ungefähr einem Monat erfuhr Brusquet zu seinem großen Erstaunen und Aerger die ganze Geschichte. Er reiste plötzlich nach Paris zurück und heirathete seine Frau zum zweitenmal. Da er wußte, daß der Marschall ihm diesen Streich gespielt hatte, so rächte er sich dafür auf folgende Weise. Er schrieb an den Cardinal Caraffa, Strozzy sei beim Könige in Ungnade gefallen und habe sich plötzlich nach Marseille geflüchtet; von dort sei er mit zwei Galeeren nach Algier gesegelt, wo er sich mit dem berüchtigten Seeräuber Dragout vereinigt habe, und wo er und seine gesammte Mannschaft zum muhamedanischen Glauben übergetreten seien. Die eigentliche Absicht des Ex-Marschalls aber sei die, nach Italien zu segeln, die Häfen von Ostia, Civita vechia und Ancona, wo er ein heimliches Einverständniß unterhalte, wegzunehmen und dann die Schätze von Loretto zu plündern. Der Cardinal glaubte all den Unsinn und meldete ihn, wie Brusquet nebenbei gewünscht hatte, getreulich dem Pabst, welcher deßwegen Truppen marschiren und allerlei Befehle ergehen ließ. Allein man erfuhr bald, daß Alles Mystification war, da der Marschall damals gerade bei der Belagerung von Calais sich befand.

Im Jahre 1559 machte Brusquet mit dem

Cardinal abermals eine Reise und zwar nach Brüssel, wo der Cardinal Staatsgeschäfte zu besorgen hatte. Hier lernte ihn der König Philipp II. von Spanien kennen, dem seine Possen ungemein gefielen, so daß er ihn nie entließ, ohne ihn reichlich beschenkt zu haben. Der habsüchtige Brusquet aber war damit noch nicht zufrieden, sondern suchte seine Geldliebe bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bot, auf die verschlagenste Art und Weise zu befriedigen, was er insbesondere bei einer großen Tafel, die Philipp bei dem Herzog von Alba gab, unzweideutig bewies. Denn als man nach aufgehobener Tafel abräumen wollte, sprang Brusquet auf dieselbe, ergriff das Tafeltuch bei dem einen Ende, wickelte es um seinen Leib und steckte alles, was er an kostbarem Tafelgeräthe nur erreichen konnte, zu sich, so daß er seine Last kaum zu tragen vermochte. Der König, der ob diesem Einfall aus vollem Halse lachen mußte, befahl, Brusquet mit seiner Beute ungehindert passiren zu lassen.

Philipp hatte damals auch einen Hofnarren bei sich, der aber in Allem Brusquet bei weitem nachstand und nur einige spanische Liedchen zum Geklimper seiner Guitarre ableiern konnte. Brusquet zog diesen einfältigen Narren auch auf und neckte ihn wo er nur konnte, wobei Brusquet die Lacher gewöhnlich auf seiner Seite hatte. Philipp sandte diesen Narren nach

Paris, um den König von Frankreich zur Erkenntlichkeit mit Possen zu belustigen, wie Brusquet ihn belustigt hatte. Der König ließ ihn bei Brusquet einquartieren und empfahl diesem ausdrücklich, seinem Gaste nichts abgehen zu lassen. Der spanische Narr hatte in Brusquets Stallungen vier sehr schöne Pferde stehen, die dieser zum Nachtpostdienst verwenden ließ, wodurch sie gerade nicht feister wurden. Der Spanier wunderte sich daher öfters, daß seine Pferde immer mehr abnahmen. Brusquet beruhigte ihn aber, indem er ihm weiß machte, daß hieran allein das Wasser der Seine schuld sei, das namentlich bei allen ausländischen Pferden sich in den ersten zwei Monaten auf diese Weise sich äußere. Als aber der Spanier einst gegen seine Gewohnheit sehr früh aufstand und nach seinen Pferden sah, die kaum eben von einer Posttour zurückgekommen waren, fand er sie in Schweiß gebadet und schöpfte deßwegen Argwohn. Allein Brusquet überredete ihn, sie seien eben von der Tränke gekommen, wo sie sich in's Wasser gelegt hätten, womit der spanische Narr sich vollkommen beruhigte.

Diesem Narren hatte König Heinrich einst eine sehr schöne goldene Kette im Werth von etwa 300 Thalern geschenkt. Brusquet, der ihn darum beneidete, ließ nun eine ganz ähnliche Kette von Messing verfertigen und vergolden, practicirte dem Spanier die ächte weg und unterschob

die falsche, was der Spanier nicht einmal bemerkte. Als dieser nun wieder nach Flandern zurückreiste, schrieb Brusquet einen sehr lustigen Brief an den König von Spanien, worin er ihm alle Streiche, die er seinem Narren gelegentlich gespielt hatte, umständlich, namentlich aber den Schwank mit der goldenen Kette erzählte und schließlich den König bat, seinen Narren wegen bewiesener Dummheit mit der Ruthe strafen zu lassen. Allein der König von Frankreich mißbilligte die Verwechslung der Kette, von der Ansicht ausgehend, es könnte dadurch leicht den Anschein gewinnen, als ob er mit einer Kette von Messing ein Geschenk gemacht habe. Brusquet mußte daher sein Kleinod herausgeben und seinem ersten Eigenthümer zustellen. Doch entschädigte ihn der König dafür besonders*).

Als Calais belagert werden sollte und man lange unschlüssig war, welcher von den Generalen hiezu wohl der geeignetste wäre, sagte Brusquet zum König: „Sire, Sie können keinen geschickteren Mann dazu nehmen, als den Parlamentsrath N., denn der nimmt Alles!“ In der That war dieser auch ein Mann, der sich besser auf Geschenke, als auf Jurisprudenz verstand*).

---

*) Flögel, Hofn. S. 362.

**) Flögel das. S. 363, und Anekdoten von Regenten und Staatsmännern, II. Thl. S. 320,

In Brüssel sah Brusquet einmal im königlichen Audienzsaale zu seinem großen Verdruße Tapeten, auf denen die Schlacht von Pavia mit vielen Einzelnheiten, die nicht zum Ruhme der Franzosen gereichten, dargestellt war. Um nun die Aufmerksamkeit der Zuschauer von diesen Bildern abzulenken, streute er und sein Diener eine Menge Goldstücke, wie man anfänglich glaubte, im Saale umher, so daß unter der Menge der Anwesenden eine nicht geringe störende Bewegung entstand. Der König war sehr unwillig darüber, daß ein Ausländer sich herausnahm, in seiner Gegenwart den Saal mit Goldstücken zu bestreuen. Allein bei näherer Untersuchung fand es sich, daß die Münzen nur vergoldete Pfennige waren. Als der König erfuhr, daß Brusquet es gethan habe, um die Ehre der französischen Nation wegen der Tapeten zu rächen, belachte er diesen Einfall und ließ jene Tapeten entfernen.

Brusquet fürchtete sich vor nichts mehr, als vor einer Fahrt auf dem Wasser, deßwegen schlug er es auch dem Kardinal von Lothringen, der ihn wegen seiner lustigen Einfälle gern um sich hatte, rund ab, als ihn dieser zu einer Was-

---

(wo erzählt wird, Brusquet habe dieß aus Anlaß der Belagerung von Boulogne zu Heinrich IV. gesagt, aber zu dieser Zeit lebte Brusquet nicht mehr.)

ferfahrt bereden wollte, ungeachtet der Versicherung, er dürfe durchaus nichts befürchten, denn die besten Freunde des Pabstes werden dabei sein. „Das ist alles schön und gut," sagte Brusquet, „und ich habe schon oft gehört, daß der Papst große Gewalt im Himmel, auf Erden und im Fegfeuer hat, aber noch nie habe ich gehört, daß er auf dem Meer oder Wasser sollte etwas zu befehlen haben." —

Als der spanische Graf von Benevent an den französischen Hof kam, sah Brusquet einst bei der Tafel einen schönen goldenen Becher, dessen Deckel reich mit Edelsteinen besetzt war, vor dem Grafen stehen. Brusquet fand großen Gefallen an diesem Becher, lobte ihn außerordentlich, und bat den Grafen endlich, ihm denselben zu leihen, um einen ähnlichen machen lassen zu können. Der noble Graf durchschaute aber den schlauen Brusquet und schenkte ihm sogleich den Becher, behielt aber den Deckel, der mehr werth war als der Becher selbst, zurück. Das gefiel aber Brusquet nicht. „Herr Graf," sagte er, „wir leben hier unter einem kälteren Himmelsstrich, als in Spanien; wenn also der Becher seinen gewöhnlichen Deckel nicht hat, so ist sehr zu befürchten, es möchte ihm nicht gut bekommen." Der Graf, der seine Freigebigkeit auch dießmal zeigen wollte, gab ihm nun auch den Deckel.

König Heinrich III. hatte einen so vorzüg-

lichen Hofnarren, Namens Sibilot, daß man damals längere Zeit sprichwörtlich sagte: „Er ist ein so vortrefflicher Narr wie Sibilot.“

Am Hofe Heinrich IV. befand sich ein gewisser Mâitre Guillaume als Hofnarr. Er war aus Louviers in der Normandie gebürtig und hieß eigentlich Wilhelm le Marchand, nannte sich aber auch Cavalier des chifres. Anfänglich gehörte er dem Cardinal Bourbon an, der sich an seinen Possen sehr belustigte.

Mâitre Guillaume war ein Todfeind der Pagen und Laqaien, die ihn mit ihren Nekereien ununterbrochen plagten. Er trug daher unter seinem Rocke beständig einen kurzen Prügel, den er sein „Vögelchen“ nannte, und wenn er damit Jemand schlug, so schrie er immer zuerst. Er pflegte zu sagen: als Gott die Engel erschaffen, habe der Teufel die Pagen und Laqaien gemacht. Den Einkäufer des Cardinals nannte er den großen Schöpstreiber von Colcos, der die Schöpse zu Pferde hütet, weil er denselben öfter hinter einer eingekauften, für die Küche des Cardinals bestimmten Heerde Schöpse hatte reiten sehen. Er machte sich eine besondere Ehre daraus, für einen eifrigen Katholiken gehalten zu werden, daher sagte er immer reformiren für ruiniren, um damit die Reformirten zu verhöhnen. Sagte er zum Beispiel: „der Louvre ist reformirt,“ so wollte er damit sagen: der Louvre ist ruinirt. Der Graf von Soissons

sagte einst zu ihm, er solle in eine gewisse Damengesellschaft in den Louvre gehen und dort die Beinkleider ausziehen, aber ja nicht sagen, daß er es ihm befohlen habe, sonst werde er ihn derb züchtigen lassen, sondern wenn man ihn deßwegen zur Rede stelle, so solle er nur sagen: seine (Guillaume's) Mutter habe es ihn gelernt. Der Narr ging in die Gesellschaft, wo sich auch der Graf und dessen Mutter befanden, und zog wirklich die Beinkleider aus. Die Damen fingen an zu schreien und wiesen ihn voll Entrüstung aus dem Zimmer. „Wer hat Dich, Du niederträchtiger Kerl, solche garstige Streiche gelehrt?" riefen sie. „Der Herr Graf von Soissons, meine gnädigen Damen," entgegnete der Narr demüthig; als ihm aber der Graf einen drohenden Blick zuwarf, corrigirte er sich geschwind und sagte: „nein! seine Mutter hat es mich gelehrt!"

Einst behauptete Guillaume in Gegenwart des Königs, er sei mit seiner Frau und seinen Kindern in der Arche Noahs gewesen. Der Cardinal du Perron erwiderte ihm aber sogleich: Meister Wilhelm, das kann nicht sein, denn in dem Kasten Noahs waren nur acht Personen, nemlich Noah, dessen Frau, und seine drei Söhne mit ihren Weibern. „Warst Du Noah?" — „Nein." — „Warst Du seine Frau?" — „Nein." — „Warst Du einer von seinen drei Söhnen?" — „Nein." — „Oder gar eine von den drei

Weibern seiner Söhne?" — „Nein." — „Nun, weiter war Niemand in dem Kasten, Du mußt also eine unvernünftige Bestie sein." Guillaume war hierüber anfangs etwas verblüfft, so daß ihn der König verspottete. Endlich aber biß er sich heraus. „Wenn man von einem vornehmen Hause redet," sagte er, „so nennt man gewöhnlich nur den Herrn, Frau und Kinder, und übergeht die Dienerschaft mit Stillschweigen; ich war ein Bedienter in der Familie Noahs!"

Wenn man zum König Heinrich IV. etwas sagte, was ihm umgereimt vorkam, so pflegte er zu sagen: „packt euch zum Meister Wilhelm!" Schon während seines Lebens und mehr noch als 50 Jahre nach seinem Tode wurde Meister Wilhelm in vielen Satyren, die auf den Hof erschienen, erwähnt, und in denselben erscheint er immer als patriotischer Franzose.

Ein anderer Hofnarr des Königs Heinrich IV. war Chicot, ein Gascogner, reich, tapfer und seinem König treu ergeben. Er pflegte zu sagen, seine Mutter habe es vorausgesehen, daß er es weiter bringen würde als seine Brüder, weil er mehr Verstand habe. Chicot durfte zum Könige sagen was ihm einfiel, ohne daß er es übel genommen hätte. Als einst der Herzog von Parma nach Frankreich kam, sagte Chicot zum Könige so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten: „Mein Herr und guter Freund!

ich sehe wohl, daß doch alles, was Du thust, nichts helfen wird, wenn Du nicht katholisch wirst." Ein anderesmal sagte er zu ihm: „Ich glaube zuversichtlich, Du würdest die Katholiken und Hugenotten zum Teufel jagen, wenn Du nur ruhig König von Frankreich sein könntest," und später wieder: „ich wundere mich gar nicht, daß so Viele wünschen, König zu sein, denn es ist ein gutes Handwerk, wenn man des Tags eine Stunde gearbeitet hat, so hat man den übrigen Theil der Woche zu leben, und braucht seine Nachbarn nicht; aber um Gottes Willen, Sire, hütet Euch, in die Hände der Liguisten zu fallen, denn sie würden Euch wie eine Bratwurst aufhängen und hernach an den Galgen schreiben: „zum Schilde von Frankreich und Navarra, hier ist gut logiren!"

Als sich Chicot 1591 bei der Belagerung von Rouen befand, nahm er den Grafen Chaligny aus dem Hause Lothringen gefangen und stellte ihn dem König mit den Worten vor: „Hier übergebe ich Dir einen, den ich gefangen habe." Der Graf, in Verzweiflung darüber, von einem Narren gefangen genommen worden zu sein, schlug Chicot mit dem Degengefäß dermaßen an den Kopf, daß er nach 14 Tagen an der Wunde starb. In dem Zimmer, wo er während seiner Krankheit verpflegt wurde, befand sich auch ein sterbender Soldat. Der Pfarrer des Orts, ein Anhänger der Ligue, verweigerte dem sterben-

den Krieger Beichte und Absolution, „weil derselbe im Dienste eines hugenottischen Königs gestanden sei.“ Ob dieser pfäffischen Gemeinheit ereiferte sich Chicot so sehr, daß er aus dem Bette sprang und den Pfarrer erwürgt haben würde, wenn seine Körperkräfte nicht zu sehr geschwächt gewesen wären.

Am Hofe Heinrich IV. lebte auch eine Närrin, Namens Mathurine, welche die köstliche Idee hatte, den Himmel zu verdienen, wenn sie durch ihre Possen einen Hugenotten zum katholischen Glauben bekehren könnte. Diese einzige Närrin in ihrer Art hielt sich lange am Hofe auf und war namentlich im December 1594 daselbst, als ein gewisser Jean Castel einen Mordversuch gegen den König wagte. Weil nun der König die Manie Mathurinens für Ausbreitung des Katholicismus kannte, so glaubte er anfänglich, dieser gottlose Streich Castels rühre von ihr her und sagte weiter nichts als: „laßt die Närrin einziehen, sie hat mich beleidigt!“ Diese Närrin soll ungefähr ums Jahr 1627 gestorben sein.

Nikolas Joubert oder Sieur d'Engoulevent genoß als Hofnarr vom Hofe eine Pension und war ungefähr von demselben Schlag, wie Meister Wilhelm. Er führte den Titel: Narrenfürst (Prince de Sots oder de la Sotie). Diese Sotie war eine Gesellschaft, die zu gewissen Zeiten ihre närrischen Umzüge in Paris hielt

und die außer ihrem Narrenfürsten noch einen Narrenfähndrich und sogar einen Narrenherold hatte. Dieser Jaubert strich gewöhnlich in einem höchst seltsamen Aufzuge unter dem Namen Angonlevent oder Engoulevent in den Straßen und Gassen von Paris herum.

Ludwig XIII. hatte einen Hofnarren Namens Maret, der zugleich sein Kammerdiener war. Er war vorzüglich gewandt im Nachäffen Anderer, namentlich der Gascogner, die damas schon durch ihre Aussprache und ihr sonstiges Benehmen die Zielscheibe mænchfacher Spöttereien und Witzeleien waren. Damals befand sich am Hofe Ludwigs unter anderen auch ein junger Edelmann Namens Bravadas. Als dieser aus dem Pagenstand austrat, stieg er plötzlich so hoch in der Gunst des Königs, daß er schon den folgenden Tag Ball mit ihm spielte.. Aber die Gnade dauerte nicht lange. Daher rief Maret einst bei der Tafel überlaut, als man Champignons*) auftragen sollte: „Nun! tragt jetzt eine Schüssel Bravadas auf*)!"

Die Gemahlin Ludwigs XIV. hatte einen Hofnarren, Tricomini mit Namen; dieser trat auf die Nachricht vom Tode des Herzogs von Anjou zu der Herzogin von Montpensier mit

---

*) Champignon, Herrenpilz, ein eßbarer Erdschwamm, der in einer Nacht wächst.

**) Flögel, Hofn. S. 372.

den Worten ins Zimmer: „Die großen Herren müssen ebenso gut sterben, als die Bauern; man sagt, Euer Neffe sei gestorben."

Angeli, der letzte besoldete Hofnarr am Hofe Ludwig des XIV. war ursprünglich Stallbedienter bei dem Prinzen von Condé, der ihn an den König abtrat. Angeli war klug und verstand es, auf der einen Seite durch seine Possen für sich zu gewinnen und zu gefallen, auf der andern aber sich gefürchtet zu machen, so daß ihn Jedermann zum Freund und Gönner, Niemand aber zum Feind haben mochte, wodurch er sich nach und nach ein für einen Narren ganz hübsches Vermögen von ungefähr 25,000 Thalern erwarb. Es wurde ihm aber zuletzt der Hof verboten, weil er seinem beißenden Witze gar zu sehr die Zügel schießen ließ.

Ein gewisser Herr, der den Namen einer sehr vornehmen Familie führte, obgleich er eigentlich, wie Jedermann wußte, von einem Narren abstammte, befand sich einst mit Angeli allein und unterhielt sich stehend mit ihm, was Angeli verdroß. „Mein Herr," unterbrach er deßhalb das Gespräch — „wir wollen uns doch setzen, es wird uns Niemand bemerken und wir unter uns nehmen einander so was nicht übel!"

Einer der berühmtesten Lustigmacher am Hofe Ludwig XIV. war der Herzog von Roquelaure, ein Mann voll Witz und Humor. Seine Laune schweifte zwar hie und da ins Unfeine, Grobe

und Zotige, so daß man seine Possen oft als ächte Schalksnarrenstreiche passiren lassen konnte; doch muß man dabei immer auch dem Zeitalter und dem schlechten und verdorbenen Geschmack desselben Rechnung tragen. Schon die Persönlichkeit Roquelaures machte einen komischen Eindruck; er war ein kleines Männchen und sah mehr einer Puppe oder einem Zwerge gleich. Dabei hatte ihn die Natur mit einer außerordentlich kleinen Nase und sehr schönen Händen ausgestattet. Es folgen hier einige Schwänke Roquelaures.

Einst spielte er den Hofdamen mit einem Korbe Pfirsiche einen so groben unanständigen Streich, daß ihm Ludwig XIV. auf dringendes Ansuchen seiner Gemahlin den Hof verbot. Er reiste nach Spanien; weil er aber den französischen Hof nicht missen konnte, so bediente er sich, um ungestraft dahin zurückkehren zu können, des gleichen Schwankes, dessen sich auch Eulenspiegel und Gonella schon lange vor ihm bedient hatten. Er lud nämlich spanische Erde auf einen Wagen, fuhr damit nach Versailles, setzte sich auf die spanische Erde und behauptete, er habe das Verbot nicht übertreten, weil er sich auf spanischem Grund und Boden befinde. Dieser Schwank fand Beifall und er erhielt vollständigen Pardon, jedoch unter der Bedingung, beständig etwas spanische Erde zwischen seinen Schuhsohlen zu tragen!

Als er eben auf dieser Reise in einem elenden Aufzuge durch Lyon ritt, begegnete er dem dortigen Erzbischofe, der ihm zurief: Holla he! mein Freund! halte! Roquelaure hielt und der Erzbischof fragte nach seinem Namen. „Die Narren“ entgegnete dieser, „nennen mich holla he! mein Freund, aber die Hofleute nennen mich Marquis von Roquelaure,“ und damit gab er seinem Klepper die Sporen. — Der König verheirathete ihn an ein sehr schönes galantes Fräulein, erhob ihn für seine Bereitwilligkeit zum Grafen, und schickte ihn als außerordentlichen Gesandten nach Spanien. Dort machte Roquelaure, der seiner jungen Gemahlin doch nicht so unbedingt traute, seine Geschäfte in der größten Eile ab und kehrte, ohne vor Beendigung seiner Geschäfte Anzeige gemacht zu haben, nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit zurück. Zu Hause fand er, daß seine Gemahlin inzwischen mit zwei jungen Gräfinnen niedergekommen war. Dennoch grüßte er seine Gemahlin aufs Freundlichste und zu seinen beiden jungen Töchtern sagte er: „Willkommen, ich hatte euch nicht so zeitig erwartet!“

Als der König erfuhr, daß Roquelaure hierüber in allerlei Spöttereien und Witzeleien sich auslasse, ließ er ihn zu sich rufen, hielt ihm seine Undankbarkeit vor und sagte am Schlusse der Unterredung zu ihm: „ich mache Euch hiemit zum Herzog. — Und zum Pair?

(père, Vater)? — Und zum Pair; ich vergesse das Vergangene, aber führt Euch künftig besser auf!" Sogleich begab sich der neue Herzog zu seiner Gemahlin, zu welcher er in demselben verweisenden Tone, in dem der König zu ihm gesprochen, ebendieselben Worte wiederholte: „Madame, der König hat mich zum Pair (père) und Herzog gemacht; ich vergesse das Vergangene, aber führen Sie sich künftig besser auf!" *) Dann grüßte er die anwesenden Damen, die nicht wußten, was das bedeuten solle, und verließ das Zimmer. Der König aber war dießmal mit seinem Benehmen zufrieden.

Bald hierauf betraute ihn der König mit einer Gesandtschaft nach Rom, wo die französischen Gesandten dem Rang nach vor den spanischen kamen. Durch Spione erfuhr hier Roquelaure bald, daß der spanische Gesandte vom französischen Regenten nicht mit der gehörigen Achtung rede, auch bei großen Assambleen stets den, dem französischen Gesandten gehörigen Platz einnehme. — Als ihm nun einst sein Spion hinterbrachte, der spanische Gesandte habe so eben in der Kirche den Platz des französischen

---

*) Je vous fais Duc! — Et Pair (Père) Sire? — Et Pair; j'oublie le passé, faites mieux à l'avenir. —

Madame! le Roi m'a fait Pair (Père) et Duc, j'oublie le passé, faites mieux à l'avenir!

eingenommen, ließ Roquelaure sogleich seinen Reisewagen vorfahren, lief im Schlafrock, in Nachtmütze und Pantoffeln in die Kirche und dort auf den Gesandten zu, zog einen Pantoffel aus und gab ihm damit auf jede Wange einen derben Schlag — und reiste dann in größter Eile nach Frankreich zurück! Ueber diesen Vorfall entstanden einige kleine Differenzen zwischen beiden Höfen, die aber endlich beigelegt wurden.

Einmal gab er vor, seine Frau sei in die Wochen gekommen, legte sich zu Bette, und nahm von einigen Damen, die er im Namen seiner Frau hatte auf Besuch laden lassen, Besuche an und stellte sich, als sollte er noch ein Kind gebären. Die Damen aber entdeckten diesen Betrug sogleich, und rächten sich einige Zeit nachher an ihm auf eine empfindliche Weise, indem sie in seiner Gegenwart das Spiel des entkleideten Königs spielten, ihn bis auf die Beinkleider auszogen, Ruthen herbeiholten und ihn damit dermaßen bearbeiteten, daß er nur durch Ohrfeigen und Fußtritte sich dieser Procedur entziehen konnte.

Ein gewisser Herr von Hermenonville hatte sich die Redensart „ich küsse Ihnen die Hände" so sehr angewöhnt, daß er sie bei jeder Gelegenheit gebrauchte. Dieser Redensart bediente er sich einst gegen den Herzog von Orleans in einem Garten, wo sich auch Roquelaure befand. Als der Dauphin nach dem Herzog fragte, entgegnete

Roquelaure: der Herzog ist eben fortgegangen, sich die Hände zu waschen, die ihm der Herr von Hermenonville geküßt hat."

Als einst der ganze Hof um Ludwig XIV. versammelt war, so kamen auf einmal auch verschiedene vornehme Prälaten, worunter der Bischof von Puy. Weil nun dieser Prälat mit einer ungeheuer großen Nase geschmückt war, gegen welche diejenige Roquelaures allerdings nur ein Gedanke von einer Nase war, so stellte sich dieser deßwegen auf's Aeußerste überrascht und verwundert, so daß er überlaut lachte und mit dem Finger auf den Prälaten wies. Jedermann errieth sogleich die Absicht Roquelaures, mit dem Prälaten anzubinden, und der König, um jeder Unannehmlichkeit, die Roquelaure durch seine Witze herbeiführen könnte, für alle Fälle vorzubeugen, sagte so vernehmlich, daß es alle Anwesenden verstehen konnten, zu dem Herzog: „Roquelaure, ich verbiete Ihnen hiemit, Jemanden hier zu beleidigen." Allein der Herzog ließ sich nicht beirren, sondern entgegnete dem König, indem er sich dem Prälaten näherte: „Gnädiger Herr! wenn man mich auf der Stelle henken würde, so kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses hier in der That eine närrische Nase ist." Und indem er dieß sagte, versetzte er dieser bewunderten Nase einen so derben Schlag, daß dem guten Prälaten die Augen überliefen. Hätte der Prälat zwei so herrliche Nasen ge-

habt, er würde seinem „Widersacher" auch die andere dargeboten haben, so aber begnügte er sich, diesen Streich geduldig hinzunehmen, denn er befürchtete nicht mit Unrecht, sich das Mißfallen des Königs zuzuziehen, wenn er Genugthuung verlangen würde, da er wohl wußte, wie hoch der Herzog wegen seiner Possen beim König in Gunst stand. Dieser jedoch betrachtete die Sache anders und wollte dem Hofe zeigen, daß die Etikette nicht ungerügt verletzt werden dürfe. Da er schon aus andern Ursachen für angemessen hielt, den immer steigenden Uebermuth seines Lieblings einmal zu demüthigen, so nahm er jetzt Veranlassung gegen ihn einzuschreiten und entzog ihm auf der Stelle bis auf Weiteres den Zutritt bei Hof. Der Prälat, der so unverhofft wegen des Schimpfes, der seiner hochwürdigen Nase widerfahren war, eine so glänzende Genugthuung erhalten hatte, ging vergnügt nach Hause und pries im Innersten seiner Seele die Gerechtigkeit des Königs. Der Herzog, dem der Hof eigentlich nur verboten worden war, um ihn ein klein wenig zu züchtigen, durfte nach kurzer Zeit wieder bei Hofe erscheinen, und hatte sich der nämlichen Gunst beim Könige wie zuvor zu erfreuen. Roquelaure beschloß nun, dem Prälaten auf's Neue Eins anzuhängen, sich aber dabei klüger zu benehmen als das Erstemal. Hiezu zeigte sich schon nach wenigen Tagen Gelegenheit bei der Tafel, wo

der König dießmal sehr heiter war. Roquelaure der etwas spät kam, konnte vor den Umstehenden den König nicht recht sehen, besonders stand ihm gerade der Prälat sehr unbequem im Wege. Der Herzog, der sehr schnelle Einfälle hatte und seit seiner Verweisung vom Hofe ein geschworener Feind der Nase des Prälaten war, rief plötzlich so laut als er vermochte: „Entschuldigen Sie, mein Herr! ich bitte Sie, rücken Sie doch Ihre Nase ein Wenig auf die Seite, damit ich Seine Majestät besser sehen kann!“ Der arme Prälat, der den Herzog noch nicht gesehen hatte, und doch schon von seiner werthen Nase reden hörte, wendete sich nach der Gegend, aus welcher er die Stimme vernommen hatte und erwiderte, als er den abgesagten Feind seiner Nase erblickte: „Ei mein Gott, Herr Herzog, Sie belieben sich an meiner armen Nase zu reiben; glauben Sie, etwa, daß sie auf Unkosten der Ihrigen gemacht ist?“ Diese im ernsthaften Tone gegebene Antwort ward für sehr witzig gehalten und viel belacht, weil Roquelaure fast gar keine Nase hatte.

Einst befand sich Roquelaure bei einer sehr lustigen Gesellschaft in den Tuilerien. „Ich wette,“ sagte er unter Anderm, „daß ich dem närrischen Bechamel (der Intendant und Günstling des Herzogs von Orleans und ein stolzer aufgeblasener Mensch war) der dort spazieren geht, Fußtritte geben will, für die er sich noch

aufs Höflichste bedanken soll.“ Die Wette wurde angenommen und galt zwanzig Pistolen *) Der Herzog schlich sich ganz leise dem Intendanten nach, gab ihm Fußtritte und rief dabei: „Mein lieber Herzog von Grammont, ich habe Dich ja hundert Jahre nicht gesehen!“ Als sich der Intendant umsah, stellte sich Roquelaure, als bemerke er erst jetzt den Irrthum und sagte, „lieber Herr Bechamel, ich bitte tausendmal um Entschuldigung; Sie sehen aber dem Herzog von Grammont so sehr ähnlich, als ein Ei dem Andern.“ Weil nun Grammont einer der schönsten Mäner am Hofe war, so fühlte sich der eitle Intendant hierüber so geschmeichelt, daß er dem Herzog auf das Verbindlichste dankte und behauptete, er habe ihm damit viel Ehre erwiesen. Roquelaure hatte samit die Wette gewonnen.

Ein Franziskaner hielt einst auf der Kanzel seinem Patron, dem hl. Franziscus, eine Lobrede und ermangelte nicht, nach der Gewohnheit seines Ordens denselben zum Pabst aller Heiligen zu machen. Er hielt ihn gegen alle Seligen im Paradiese und alle standen hunderte von Klaftern tief unter ihm. Er suchte einen Platz für ihn und fand keinen, den er rühmlich genug für ihn hielt. „Wo sollen wir ihn hinstellen,“ rief er aus, „den seraphischen Vater, den heiligen Fran-

---

*) Pistole, eine spanische Goldmünze im Werth von ungefähr 5 Thaler.

ziskus! Wo sollen wir ihn hinstellen? Sollen wir ihn unter den andern Haufen der Heiligen im Himmel mengen? Das hieße ihm nicht Ehre genug angethan! Sollen wir ihn unter die Propheten setzen? O, er ist höher als alle Propheten! Unter die Patriarchen? Auch das ist noch nicht genug! Nun! wo wollen wir ihn denn hinstellen? meinen Herrn? Unter die Engel? Ach, er ist vortrefflicher als die Engel, die Erzengel, die Cherubine und Seraphine! Wo sollen wir ihn hinstellen, meinen Herrn?" rief der begeisterte Franziskaner nochmals. Da stand der Herzog von Roquelaure, der zugegen war und ob dem Gewäsch schon lange die Geduld verloren hatte, plötzlich auf und sagte ganz laut: Mein Pater, wenn Ihr nicht wisset, wo ihr ihn hinstellen sollt, so setzt ihn einstweilen an meinen Platz, denn ich versichere Euch, daß ich meines Wegs gehe! *)

---

*) Anekdoten von berühmten Regenten und Staatsmänner, II. S. 193.

Lustigmacher und Hofnarren in England.

Minstrel.

Auch in England haben die Minstrel fast den gleichen Entwicklungsgang gehabt wie in Frankreich und Deutschland. Auch hier wurden sie anfänglich, wie die Barden, hoch in Ehren gehalten, sie sanken aber auch hier, wie dort, mit der Zeit zu Landstreichern, fahrenden Schülern, Betrügern, Lustigmachern und Hofnarren herunter und als vollends allerlei anderes lüderliches Gesindel sich unter sie mischte wurde ihnen sogar durch landesherrliche Verordnung das Handwerk gelegt.

Die Barden waren in den ursprünglichen Zeiten eigentlich britische Geistliche, welche die Heldenthaten und sonstige merkwürdige Schicksale und Begebenheiten ihrer Nation zur Harfe

besangen. Dieses Instrument war bei den alten Sachsen allgemein bekannt und beliebt und bei allen öffentlichen Belustigungen das Haupt-Instrument. Die alten Britanier liebten diese Dichter besonders. Von den Fürsten der Kymri oder Welschen hatte jeder einen gekrönten Dichter, und eine Standesperson konnte ihre Würde nicht wohl behaupten, wenn sie nicht einen Barden um sich hatte.

Aus der Menge von Handschriften poetischer Produkte, die in ihrer Muttersprache geschrieben sind, läßt sich schließen, wie groß das Ansehen dieser Dichter bei ihnen und schon bei ihren Voreltern war. Unter allen britischen Barden behaupten aber Taliesin und Llywarch wegen ihres äußerst glücklichen und poetischen Genies den ersten Rang. Sie blühten im sechsten Jahrhundert und ein großer Theil ihrer Produkte ist uns noch erhalten. Taliesin war ein Zeitgenosse Malcolms, bei dem er in großem Ansehen stand. Er ward allgemein nur das Haupt der Barden genannt.

Auch die Irländer waren große Verehrer der Dichtkunst: Könige, Fürsten, Adel, Alles nahm die Barden in Schutz und zollte ihnen die höchste Achtung. Ja Barden von besonders glänzenden Talenten besaßen sogar bedeutende Staatsländereien, die ihnen und ihren Nachkommen verliehen waren und selbst unter allen Verwüstungen und Gräueln des Kriegs blieben

diese Besitzungen verschont, denn des Dichters Person und sein Wohnsitz galten als unverletzlich.

Jeder Hauptbarde war Filea, oder Allamh Redan oder das, was dem Titel „Doctor" der neueren Zeit entspricht. Jeder dieser Graduirten hatte beständig dreißig Barden geringeren Ranges und jeder Barde zweiten Ranges hatte fünfzehn poetische Schüler bei sich.

Mit der Stellung eines Barden waren überdieß noch andere außergewöhnlichen Vortheile und Freiheiten, die ihren Ursprung in der außerordentlichen Vorliebe für Freigebigkeit gegen die Barden hatten, verbunden. Auch war durch ein Gesetz angeordnet, daß alle Barden je sechs Monate lang des Jahrs auf öffentliche Kosten leben konnten. Dieser schwere Tribut stammte noch aus alten Zeiten her und es wurden daher diejenigen Barden, die zu jenem Genuß berechtigt waren, „Sänger von der alten Taxe" genannt.

Die alten Bewohner Caledoniens und ihre Fürsten waren sehr kriegerisch, mithin auch sehr ruhmsüchtig; daher suchten die tapfersten unter ihnen die talentvollsten Barden um sich zu sammeln. Jakob I. war für seine Zeit ein vortrefflicher Dichter. Man hat auch noch einige Reime von seinem Vetter, Alexander von Mar.

Die Heerführer alter Zeiten waren, wenn sie bei Hofe erschienen, außer einer Menge

Vasallen, stets auch von ihren Dichtern und Tonkünstlern begleitet und es soll hie und da vorgekommen seyn, daß sich in der Vorhalle eines alten celtischen Königs bisweilen über hundert Barden zu einem Concert zusammengefunden haben.

Die vornehmsten Barden der Nordbritten folgten ihren Beschützern und Gönnern in's Feld. Ihre Aufgabe war es, am Vorabende einer Schlacht das Heer durch kriegerische Gesänge zu begeistern.

Bis in die neuere Zeit gab es in Wales, sowie in Schottland Volksdichter, die förmlichen Unterricht in der Dichtkunst gaben, interessante Vorkommnisse besangen und mit der Harfe das Land durchwanderten. Ein gewisser Johann Parry von Rhiwabon soll vor 70 bis 80 Jahren noch in Wales eines ausgezeichneten Rufes genossen haben.

„Wenn in Nordschottland — sagt Flögel — ein Clanoberster eine Reise in das Gebirge macht oder einen Besuch abstattet, so wird er beinahe von seiner ganzen Dienerschaft begleitet, worunter noch jetzt der Barde, sein Poet, der Pfeifer und des Pfeifers Gilly ist, der die Sackpfeife trägt. Der Barde weiß die Geschlechtsregister aller bergschottischen Familien und unterrichtet zuweilen den jungen Laird. Er preiset in irländischen Versen den Ursprung des Stammes, nebst den berühmten Kriegs-

thaten der aufeinander gefolgten Häupter desselben, und singt seine lyrischen Gedichte, als Schlafbeförderungsmittel, dem Clanoberſten vor, wenn derselbe nicht einschlafen kann. Aber die Poeten werden nicht in allen Ländern gleich hochgeachtet. „Ich bin," sagt der englische Schriftsteller, aus dem ich diese Nachricht nehme, „ein Zeuge des Schimpfs gewesen, welcher der „Muse in dem Hause eines Clanoberſten widerfuhr, wo zween dieser Dichter an dem untersten Ende einer langen Tafel mit einem Haufen Hochländer, die keine sonderliche Figur machten, sitzen und Bier trinken mußten. Man nöthigte sie nicht zu einem Glase Wein an unserer Tafel, obgleich die ganze Gesellschaft an derselben mit aus dem großen Manne, einem seiner nahen Verwandten und mir bestand. Etwas hernach befahl der Clanoberste einem derselben, mir ein hochländisches Lied vorzusingen; der Dichter war bald gehorsam und fing mit einer heiseren Stimme und mit einer aus wenigen Tönen bestehenden Melodie eine seiner Oden an. Als er bis zur vierten oder fünften Strophe gekommen war, so merkte ich aus den Namen verschiedener Personen, Glens und Bergen, welche ich vorher gekannt oder von denen ich gehört hatte, daß es die Beschreibung eines Clangefechts war. Aber, wie er fortfuhr, befahl ihm sein Herr, welcher dafür gelten wollte, als verstände er auch etwas von den schönen

Wissenschaften, bei einer gewissen Stelle einzuhalten und sagte zu mir: „Diesem ist nichts im Homer oder Virgil gleich.“ Ich bückte mich und stellte mich, als wenn ich es glaubte.“

Bei den alten Königen von Wales war die Stelle eines Barden ein sehr angesehenes Hofamt. Der siebente unter den hohen Hofbeamten, der zunächst auf die Kammerherrn folgte, war der Hofdichter, Bard-Teulu, von einer Harfe Telym so genannt. Er mußte, um zu einer solchen Stelle zu gelangen, in den musikalischen Wettstreiten der welschen Dichter als Sieger hervorgegangen seyn. Seine besondere dienstliche Obliegenheit war, geistliche Dinge,*) das Lob der Könige und anderer Großen zu besingen. Nur der König und der Oberhofmeister konnten ihnen befehlen zu singen, und die Königin nur in ihren Schlafzimmern. Er durfte aber bei ihr nur mit schwacher Stimme singen, damit er die andern zum Hofstaat gehörigen Personen nicht durch seinen Gesang beunruhige. Bei dem Antritt seines Amtes empfing er vom König eine Harfe und von der Königin einen Ring.

Der Hofmusikus war eigentlich ein Meister in der Dichtkunst, der höchste Grad, den ein

---

*) Es ist dieß — wie Flögel bemerkt — in der Geschichte das einzige Beispiel, daß ein Barde auch geistliche Dinge besang.

welscher Dichter erreichen konnte. Er allein durfte Unterricht in dieser freien Kunst ertheilen und mußte bei seiner Prüfung fünf und zwanzig, dem Inhalt und Sylbenmaß nach verschiedene Gedichte zu verfertigen im Stande seyn. Er mußte bei feierlichen Gelegenheiten vor dem König und der Königin singen und hatte die Erlaubniß, mit seinen Schülern musikalische Reisen an andere Höfe zu machen; wenn er an Hochzeittagen spielte, bekam er 24 Pfennige.

Als die Angelsachsen, welche vorher das jetzige Jütland, Angeln und Holstein bewohnten, nach Britanien kamen, verpflanzten sie auch ihre Verehrung der Barden oder Skalden dahin. Je mehr aber das Christenthum, das bald nach ihrer Niederlassung in Britanien bei ihnen Eingang fand, und je mehr sich bessere Kenntnisse und mildere Gesittung unter ihnen verbreiteten, um so mehr nahm jene Vorliebe für die Barden ab und die Poesie blieb nicht länger ein besonderes Amt. Auf diese Art wurden nun der Poet und der Minstrel zwei ganz verschiedene Personen. Die Poesie wurde nur von den Gelehrten getrieben und viele der besten Reime verdanken ihr Daseyn der Einsamkeit des Klosterlebens.

Außer den geistlichen Dichtern in christlichen Klöstern bildeten die Minstrels noch immer

eine besondere geschlossene Gesellschaft, eine Art Orden, und gewannen ihren Unterhalt durch Absingen von Liedern zur Harfe in den Häusern der Vornehmen. Wenn gleich bei dem allmäligen Verfall ihrer Kunst manche von ihnen schon fremde Stücke abzusingen anfingen, so verfertigten doch noch viele von ihnen ihre Lieder selbst und ohne Zweifel rühren manche alte Balladen von ihnen her. Denn wenn gleich einige der größeren Romane in Versen von Mönchen herrühren mochten, so wurden doch die kleineren erzählenden Gedichte vermuthlich von den Minstrels, die sie absangen, auch verfertigt.

Der britische König Alfred, ein großer Musikfreund und selbst musikalisch gebildet, wünschte einst den Zustand des dänischen Heeres, das in England eingefallen war, persönlich ganz genau kennen zu lernen. Zu diesem Zweck verkleidete er sich als Minstrel und ging, mit einer Harfe versehen und begleitet von einem Freunde, der seinen Diener vorstellte, in das dänische Lager, das er auf diese Weise ungehindert beaugenscheinigte. Obgleich seine Mundart ihn als einen Sachsen bezeichnete, so verschaffte ihm doch seine angenommene Würde eine gastfreundliche Aufnahme. Man erlaubte ihm sogar, den König bei der Tafel zu unterhalten und er blieb lange genug unter den Dänen, um den Plan

zu einem Angriff entwerfen zu können, der sie nachher völlig zu Grunde richtete. *)

Auch am angelsächsischen Hofe gehörte der Minstrel zur ordentlichen Hofdienerschaft.

Die normännische Eroberung war für die Minstrels ein besonders günstiger Umstand, weil die Normannen selbst ein poetisches und musikalisches Volk und ebendeßwegen auch schon hundert Jahre vor den Troubadours berühmt waren. Poesie und Musik und somit auch die Minstrels schützten und verehrten. Besonders scheint unter Richard Löwenherz dieser Stand mit neuem Glanze wieder aufgelebt zu haben. Richard, diese Perle der Ritterschaft, war namentlich ein großmüthiger Gönner und Beschützer der Minstrels; er gehörte selbst zu ihnen und man hat noch jetzt Gedichte von ihm. Oft lud er eine große Anzahl Troubadours an seinen Hof, wo er sie fürstlich bewirthete und sie mit Geschenken und Ehren überhäufte; dafür lobten und priesen ihn diese Sänger in ihren Liedern als den vollkommensten Herrscher auf Erden. Vielleicht wollte er dieß gerade bezwecken. Wenigstens machen ihm seine Zeitgenossen den Vorwurf, er habe schmarotzerische Verse zur Verbreitung seines Ruhmes erkauft und durch glänzende Belohnungen französische Troubadours für sich gewonnen, die

*) Flögel S. 389.

überall das Lob seines Ruhmes erschallen ließen. Immerhin ist es aber richtig, daß durch diese Romanzendichter der Name und die Geschichte Richards bei weitem verbreiteter und berühmter geworden ist, als sie es je durch lateinische Geschichtschreiber jener Zeit geworden wären. Er war der letzte englische König, den die Romanzendichter in ihren Liedern besangen; sein in französischen Reimen noch vorhandener Roman war nach Arthurs Tafelrunde der berühmteste und seinen Beinamen Löwenherz, den auch seine Nachkommen führten, hat er einzig der ungewöhnlichen Berühmtheit dieses Romans zu verdanken. Diese Romanze besingt, daß Richard während seiner Gefangenschaft in Deutschland dem Sohn des Königs, der ihn gefangen hielt, als sie ihre Stärke und Gewandtheit gegenseitig versuchten, durch einen Schlag mit der Hand den Kinnbacken zerschlug, woran er starb. Der erzürnte Vater habe deßhalb befohlen, einen ausgehungerten Löwen auf den Gefangenen loszulassen, den aber Richard ebenfalls überwunden und nachdem er der Bestie die Zunge ausgerissen, todt zur Erde gestreckt habe. Diese That erwarb ihm den Beinamen „Löwenherz".

Von Richards Gefangenschaft existirt noch eine Sage, nach welcher ein Minstrel zu seiner Befreiung das Meiste beitrug.

Seit Jahr und Tag — erzählt die Sage

— konnten die Engländer weder über das Schicksal noch über den Ort der Gefangenschaft ihres Königs Nachricht erhalten, worüber ein Minstrel, Namens Blondel de Nesle, den der König erzogen hatte, sich so grämte, daß er schwermüthig ward und den Entschluß faßte, seinen geliebten Herrn aufzusuchen oder wenigstens nähere Nachrichten über dessen Schicksal einzuziehen. Nachdem er lange herumgewandert kam er in die Stadt Triefels, nicht weit von einem Schlosse, wo Richard gefangen saß. Er fragte seinen Wirth nach dem Besitzer des Schlosses, der ihm als solchen den Herzog von Oesterreich bezeichnete. Blondel forschte vorsichtig weiter und meinte, es werden sich vielleicht auch Gefangene im Schlosse befinden? Der Wirth wußte bloß von einem Einzigen, dessen Namen er aber nicht wisse, obwohl er schon länger als ein Jahr dort verwahrt werde. Diese Nachricht gab Blondel einige Hoffnung. Er suchte mit der Dienerschaft im Schlosse bekannt zu werden, was ihm als Minstrel nicht schwer ward. Aber trotz aller Bemühungen und List gelang es ihm nicht, den Gefangenen zu Gesicht zu bekommen, oder seinen Namen zu erfahren. Eines Tags saß er vor einem Fenster des Schlosses und sang ein französisches Lied, welches Richard und Blondel einst gemeinschaftlich gedichtet hatten. Als Blondel nach dem ersten Verse inne hielt, fuhr eine Stimme hinter

dem Fenster mit dem zweiten Verse fort und sang das Lied zu Ende. Nun wußte Blondel plötzlich, was er wissen wollte, kehrte nach England zurück und benachrichtigte die Freunde des Königs von dem Ort seiner Gefangenschaft. Dieß war ums Jahr 1193. —

Ein englischer Schriftsteller nennt diesen Blondel ausdrücklich einen Hofnarren des Königs Richard und bemerkt dabei noch: „Konnte wohl der weißeste Mann mehr für seinen Herrn thun und nützte dieser Hofnarr von einem Minstrel seinem Herrn nicht mehr als die klügsten Leute am Hofe?“ *)

Um das Jahr 1381 errichtete Johann von Gaunt zu Tutbury in Staffordshire einen Gerichtshof von Minstrels, dem er die Autorität verlieh, „Bittschriften und Dienste von Angehörigen dieses Ordens in fünf benachbarten Grafschaften anzunehmen und Diejenigen zu ergreifen und in Verhaft zu bringen, die sich weigern würden, vor diesem Gerichtshofe zu erscheinen,“ der jährlich am 16. August seine Sitzungen hielt. Dieser Gerichtshof hatte auch das Recht, einen König der Minstrels zu wählen mit vier Aeltesten **).

Noch unter der Regierung Heinrich VIII. wurde in allen vornehmen adeligen Häusern

---

*) Flögel, Hofn. S. 393.
**) ibid.

eine gewisse Anzahl Minstrels gehalten. Auch war es damals eine sehr gewöhnliche Unterhaltung, Verse oder kurze Reden, meist moralischen Inhalts sich von Leuten deklamiren zu lassen, die eben damit ihren Unterhalt gewannen und ohne Umstände in allen Gesellschaften Zutritt fanden und zwar nicht blos in Gasthäusern, sondern auch in den Palais der Adeligen selbst.

Noch unter der Regierung der Königin Elisabeth gab es in England Minstrels. Als nemlich im Jahr 1575 die Königin von dem Grafen von Leicester bewirthet wurde, und dabei allerlei Schauspiele vorgestellt wurden, wurde auch ein alter Minstrel mit auf die Bühne gebracht (nemlich ein Schauspieler, der einen solchen vorstellte), dessen Figur von einem Augenzeugen ausführlich beschrieben wird. „Sein Kopf," erzählt dieser, „war unbedeckt und rund umher beschoren. Das übrige Haar war schön gekämmt und mit einem mit Kammfett befeuchteten Schwamm glatt gestrichen, so daß es wie ein Entenflügel glänzte. Sein Bart war glatt geschoren, sein Hemde nach der neuen Art gefaltet, mit Stärke gesteift und geglättet, daß es schimmerte, wie ein Paar neue Schuhe. Die Falten waren sehr ordentlich zusammengesteckt und waren hervorstehend und aufgedunsen. Ein langes grünes Gewand, der Jahreszeit gemäß, war am Halse mit einem engen Kragen zusammengefügt, der vorne dicht unter'm Kinn

mit einem weißen Haken ganz locker befestigt war, um ihn der Hitze wegen, wenn er wollte, losmachen zu können. Er hatte einen rothen Gürtel um den Leib, woran ein paar Messer in ihren Scheiden auf beiden Seiten hingen. Aus seinem Busen ragte ein Ende seines Halstuches hervor, das mit einem blauen Bande eingefaßt und mit dem Buchstaben D bezeichnet war, welches Damian bedeutete, denn er war noch ein Junggesell. Sein Gewand hatte lange Aermel, die bis auf die Waden hinabhingen und von der Schulter bis zur Hand aufgeschlitzt und mit weißem Kattun gefüttert waren. Die Aermel seines Wamses waren von schwarzem Wollenzeuge, die Nath mit blauen Spitzen eingefaßt und der Saum gegen die Hand zu mit Plüsch besetzt. Er hatte ein paar rothe Unterstrümpfe an, ein Paar Pumphosen und eine Art von Schuhen, die zwar nicht ganz neu, aber doch schön geschwärzt waren. Um den Hals hatte er ein rothes Band. Seine Harfe hing ganz artig vor ihm herunter. Der Stimmschlüssel war an ein grünes Band gebunden und hing daneben. Unter seinem Halskragen hing eine schöne Kette von Zinn, statt einer silbernen, dergleichen ein adeliger Minstrel aus Middelsex trug, der diesen Sommer durch das Land reiste und vornehmer Leute Häuser besuchte. An der Kette hing ein Schild mit Metall und Farben, welches an seiner Brust

glänzte und worauf das alte Wappen von Islington stand.

„Dieser Minstrel machte drei tiefe Verbeugungen, räusperte sich, wischte die Lippen mit der hohlen Hand ab, stimmte seine Harfe, machte ein kleines Vorspiel und trat darauf mit einem feierlichen Gesange hervor, welcher die Thaten des Königs Arthur erzählt.“ *)

Nach und nach arteten die Minstrels in Landstreicher, Schmarozer, Possenreißer und Hofnarren aus, wie man dieß schon in frühern Zeiten bei den Barden in Wales findet. Die bedeutenden Vorrechte und die allgemeine Achtung, die sie anfangs genoßen, machten sie unverträglich stolz und hochmüthig, wozu noch ihr Geiz und ihre unersättliche Habsucht kam. Ihr hochfahrendes Betragen und ihre Anmaßung und Unverschämtheit in allen ihren Ansprüchen machten sie überall verhaßt und lästig. Die Zahl dieser Landstreicher wuchs von Tag zu Tag. Wer gerne seine Zeit mit Schwelgerei und Herumstreichen zubringen mochte, schloß sich diesem Gesindel unter der Maske eines Barden oder Minstrels an.

Durch Eduard I., der bei Eroberung des Landes alle Barden, die seinen Truppen in die Hände fielen, ohne Weiteres niederhauen ließ, — so wie durch fast eben so harte Verordnun-

*) Flögel S. 395. 396.

gen seiner Nachfolger, die diese Dichter mit Dieben, Vagabunden und anderem lüderlichen Gesindel auf eine Stufe stellten, wurden die Reihen dieser ehrenwerthen Zunft, die für das öffentliche Wohl immer lästiger und gefährlicher sich zeigte, mehr und mehr gelichtet. Unter der Regierung des Sohnes von Eduard schon machten die Minstrels und mit ihnen andere schlechte Subjekte, die sich für Minstrels ausgaben, auf so ausgedehnte Vorrechte Anspruch, daß im Jahr 1315 von Seiten der Regierung dagegen eingeschritten werden mußte, und folgende Verordnung erlassen wurde:

„Wir Eduard von Gottes Gnaden 2c. entbieten den Sherifs 2c. 2c. unsern Gruß. Da „manche müßige Personen, die sich für Minstrels „ausgeben, und indem sie auf Botschaft oder „andere erdichtete Geschäfte ausgehen, in anderer Leute Häuser aufgenommen und mit „Essen und Trinken versehen worden, aber nicht „damit vergnügt sind, wenn sie nicht noch von „den Herren der Häuser reichlich Geschenk und „Gaben erhalten, so haben Wir, des Willens, „dergleichen beleidigende Unternehmungen und „Müßiggang einzuschränken, befohlen, — daß „Keiner, der nicht wirklich ein Minstrel ist, sich „in die Häuser der Prälaten, Grafen und Barone „begeben und da Essen und Trinken erhalten „soll und daß von diesen Minstrels keiner, aus„genommen etwa drei oder vier Minstrels von

„Ehre (of honour) höchstens an einem Tage „dahin kommen sollen, wenn er nicht von dem „Herrn des Hauses verlangt wird. Und in die „Häuser geringerer Leute soll keiner kommen, „der nicht verlangt wird, und diejenigen, welche „auf diese Art kommen, sollen mit Essen und „Trinken und der Höflichkeit, die ihnen der „Hausherr aus eigenem guten Willen erzeigt, „vorlieb nehmen, ohne etwas von ihm zu for„dern. Wer diesem Befehl zuwiderhandelt, soll „das erstemal seine Minstrelschaft verlieren, das „zweitemal seine Kunst abschwören, und nie „wieder als Minstrel in einem Hause aufge„nommen werden. — Gegeben zu Langley den „6. Aug. im neunten Jahre unserer Regierung. „(1315.)"

Auch Eduard IV. sah sich (1489) genöthigt gegen derartige Mißbräuche unter den Minstrels einzuschreiten, da sich sogar Bauern und Handwerker unter sie mischten und als angebliche Minstrels allerlei Prellereien verübten. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erlosch der noch geringe Schein von Ansehen und Ehre der Minstrels vollends ganz, die endlich so sehr herunterkamen, daß eine Verordnung unter der Regierung der Königin Elisabeth die herumziehenden Minstrels mit der Strafe der Straßenräuber, Landstreicher und des Bettelgesindels bedrohte. Diese energische Verfügung scheint der Minstrelschaft vollends den Gnadenstoß ge-

geben zu haben, — denn von dieser Zeit an erwähnt ihrer die Geschichte nicht mehr. —

Hofnarren und Lustigmacher.*)

Bei König Heinrich VIII. war ein Lustigmacher Namens Heywood. Er war zugleich Schriftsteller und hat in englischer Sprache 600 Sinngedichte über Sprichwörter geschrieben. Ebenso war er ein nicht ungeschickter renommirter Musiker, und der Königin Maria von England mußte er auf ihrem Todtenbette noch vorspielen. Nach ihrem Ableben aber floh er religiöser Ansichten wegen nach Mecheln, wo er im Jahre 1565 starb.

Derselbe König hatte noch einen andern Hofnarren, der von Heinrich durchaus die Erlaubniß haben wollte, von jedem Hahnrei ein Ei einfordern zu dürfen. Der König, dem der Einfall gefiel, gab ihm die Erlaubniß hiezu schriftlich. Als aber der Narr sich das erste Ei vom König selbst erbat, hatte der Spaß sogleich ein Ende.

---

*) Der Narr im König Lear ist eine reine Dichtung Shakespeares, und Lear selbst, der ums Jahr der Welt 3105 zum Regenten der Briten erwählt worden sein soll, ein historisches Phantom. (Flögel S. 308.)

Ein berühmter Hofnarr bei Heinrich VIII. und namentlich bei der Königin Elisabeth war Scoggan, der unter dem Titel: „der berühmte Lustigmacher der Königin Elisabeth“ bekannt ist.

Dieser Hofnarr befand sich gerade damals am französischen Hofe, als Heinrich VIII. zu demselben nicht in den freundlichsten Beziehungen stand. König Franz I. fand großen Gefallen an Scoggan. Einst nahm er ihn sogar mit sich in das „heimliche Gemach,“ wo das Bild Heinrich VIII. aufgehängt war. „Da siehe,“ sagte Franz, indem er Scoggan das Bild zeigte, „sieh, wie hoch ich Deinen König verehre!“ „Ich sehe es wohl,“ entgegnete Scoggan, „ich bin aber überzeugt, daß Euer Majestät es niemals ansehen, denn sonst müßten Sie Ihre Hosen immer voll haben!“

Die gleiche Anekdote wird von Franz Villon, als er in England bei König Eduard V. war erzählt. *)

Scoggan hatte eine sehr eitle und prunksüchtige Frau, die durchaus einen Bedienten haben wollte, der ihr „nachtreten“ sollte, wenn sie in die Kirche ginge. „Wenn Du,“ sagte Scoggan zu ihr, als sie einmal diesen Wunsch äußerte, „wenn Du den Weg zur Kirche nicht allein

---

*) Gesch. d. Groteskkomisch. von Flögel. Hptst. I. Abschn. IV.

finden kannst, so will ich ihn Dir zeigen." Am folgenden Sonntag stund er nun in aller Frühe auf und streute Kalk von seinem Hause bis zur Kirchthüre. „Auf diese Art kannst Du," sagte er zu seiner Frau, als er zurückkam und ihr seine Vorkehrung zeigte, „doch wohl ohne Bedienten den Weg zur Kirche finden."

Einst sollte Scoggan wegen irgend einer Unart gegen die Hofdamen von diesen zur Strafe durch eine lange Galerie gepeitscht werden. Die Damen, welche sich vorgenommen hatten, den Uebelthäter empfindlich zu züchtigen, stellten sich, jede mit einer tüchtigen Ruthe versehen in zwei langen Reihen auf, durch welche der arme Scoggan gehen sollte, um von einer jeden einen Streich auf den entblößten Rücken zu erhalten. Schon war er bis zur Galerie gebracht worden, durch welche ihn ein Diener führen sollte, da stand er auf einmal still. „Soll ich denn Buße thun für meine Sünden, — sagte er laut — so sei es drum! Ist eine H... unter Ihnen, meine Damen, so bin ich gewiß, daß sie mir den ersten Streich versetzen wird." Da sahen die Damen einander ganz verblüfft an, und Scoggan ging unberührt durch das Spalier.

Scoggan war einmal der Königin selbst 500 Pfund schuldig. Der Termin zur Heimbezahlung war längst vorbei und die Königin, die er schon öfters um Nachlaß der Schuld ge-

beten hatte, bestand auf Bezahlung. Scoggan beschloß daher, Allem aufzubieten, seine Schuld los zu werden. Zufällig erfuhr er, daß die Königin in einigen Tagen die Straße, wo seine Wohnung war, passiren werde. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Sogleich bestellte er einen Sarg und setzte einige vertraute Freunde von dem Schwanke, den er ausführen wollte, in Kenntniß. Es wurde ein scheinbares Leichenbegängniß verabredet. Alles ward zur bestimmten Zeit bereit gehalten. Sobald Scoggan die Königin mit ihrem Gefolge von ferne erblickte, kroch er in den Sarg und seine Freunde schulterten ihn eben auf, als die Königin vorüber kam. „Wen tragt Ihr hier zu Grabe?“ fragte sie einen der Träger. Man sagte ihr, es sei Scoggan. „Ach,“ fuhr sie fort, „ist der Spaßvogel todt? ich habe nicht einmal erfahren, daß er krank sei. Er war übrigens ein Erzschelm und schuldet mir noch 500 Pfund. Doch schenke ich sie ihm von Herzen gerne!“ Bei dem Worte „schenken“ fuhr Scoggan in seinem Sarge in die Höhe. „Ich danke Euer Majestät unterthänigst!“ rief er aus; „diese Gnade ist so groß, daß sie mich wieder lebendig gemacht hat!“

Zur Zeit Elisabeths lebte auch ein Narr am englischen Hofe, Namens Pace, mit dem Beinamen: der bittere Narr. Er durfte aber, wahrscheinlich weil er meistens nur Grobheiten

zu Tage brachte, nie vor der Königin erscheinen. Einmal aber ließ sie sich doch übereden, ihn kommen zu lassen, weil man sie versicherte, daß er gewiß nichts Beleidigendes sagen werde. Pace kam. „Nun Pace," sagte die Königin, „was bringst Du Neues? soll ich meine Fehler von Dir zu hören bekommen?" „Gewiß nicht!" erwiederte der Narr, „über Dinge, von denen die ganze Stadt spricht, pflege ich niemals zu reden!" —

Der Herzog von Buckingham und andere vornehme Edelleute machten einst ein Kegelspiel, an dem auch der König Jakob I. Theil nahm. Obgleich der Herzog dem König sein ganzes Glück zu verdanken hatte, bewegte er sich gegenüber dem König doch höchst stolz und aufgeblasen. Nach einem glücklichen Wurf, den er eben gethan hatte, sagte er zum König, ohne den Hut abzunehmen: „mein Herr, ich habe gut geschoben!" Dieses Benehmen brachte den gleichfalls anwesenden Hofnarren, (dessen Name jedoch nicht bekannt ist,) dermaßen auf, daß er dem Herzog ohne Weiteres den Hut vom Kopfe riß. „Wie kannst Du Dich, schlechter Gesell, unterstehen, — rief er — mit meinem Herrn, dem König zu reden, ohne den Filz abzuziehen?" Der Herzog war hierüber so aufgebracht, daß er dem Narren einen Faustschlag in's Gesicht geben wollte, aber der König selbst hielt ihn zurück. „Laß es gut sein," sagte er zum Her-

zog, „einem Narren darf man nichts übel nehmen!“ Der Narr, der dieses hörte, entgegnete aber: „Dieses Mal bin ich kein Narr, sondern ein guter schottischer Edelmann, der nicht duldet, daß irgend Jemand seinem König den schuldigen Respekt versagt.“

Killigrew, König Karl II. Kammerdiener, Spaßmacher und Liebling, sah einst mit Mißvergnügen, daß der König sich immer mehr den Vergnügungen des Hoflebens hingab und sich immer seltener um die Regierungsgeschäfte bekümmerte. Er kleidete sich daher als Pilger und ging in diesem Anzug zum König, welcher sich über den seltsamen Aufzug seines Kammerdieners höchlich verwunderte und ihn fragte, was er wolle? „Auf Wanderung,“ gab Killigrew zur Antwort. „Und wo soll die Reise zunächst hingehen?“ „In die Hölle!“ „So? und warum gerade dorthin?“ „Ich will“ — erwiederte Killigrew — „Olivier Cromwell holen, er wird sich wenigstens mehr um die Staats-Geschäfte bekümmern als sein Nachfolger!“

Killigrew befand sich einst in Geschäften zu Paris. Dem König von Frankreich hatte man viel von dem beißenden und treffenden Witz Killigrew's gesagt. Dieß erfuhr Killigrew und sprach deßhalb bei der Tafel kein Wort. Der König sagte nachher zu einem Cavalier, daß er an Killigrew, den er ihm als so außerordentlich witzig geschildert habe, durchaus nichts Witziges

finde. Auch diese Aeußerung kam Killigrew zu Ohren. Als ihn nun der König einst selbst in der Gemäldegallerie herumführte, und ihn, auf ein Christusbild zeigend, fragte, wer dieses sei? entgegnete Killigrew zum großen Erstaunen des Monarchen, es nicht zu wissen. „Nun, dann will ich es Euch sagen," fuhr der König fort, „es ist der Heiland am Kreuz, dieß rechts ist der Pabst, und dieß links soll ich sein." „Ich danke Euer Majestät für diese gütige Auskunft," entgegnete Killigrew; „ich habe immer gehört, daß der Heiland zwischen zwei Missethätern gekreuzigt worden sei, allein bis jetzt habe ich nicht erfahren können, wer sie gewesen sind."

Einst sollte Killigrew dem König das Alter eines geschenkten Pferdes bestimmen; er untersuchte den Schweif desselben, bis der König fragte. „Einem geschenkten Gaul — erwiederte Killigrew — guckt man nicht ins Maul!"

Ein Höfling fragte ihn einst, warum er den Narren mache? „Wir Beide handeln wohl aus einem Grunde: aus Mangel; Sie aus Mangel an Verstand, ich aus Mangel an Geld!"

Hofnarren und Lustigmacher in den Niederlanden, in Ungarn und in Polen.

Als der Prinz Moriz von Oranien seine Truppen einst bei Nymwegen musterte und in Schlachtordnung stellte, sagte er zu seinem Hofnarren: „Meinst Du, es wäre nicht besser, wenn Du eine Zeit lang die Armee befehligen würdest und ich für so lange Dein Narr würde?“ „Das geht nicht wohl an,“ erwiederte der Narr; „Ihr seid zu einem Narren und ich zu einem Feldherrn zu ungeschickt; wenn wir also tauschen wollten, würden uns die Herren Generalstaaten Beide abdanken *).

Bei einer Messe, welche König Ladislaw von Ungarn zu Breslau hörte, sagte der Hofnarr Kilian zu dem ebenfalls anwesenden Hof-

*) Weidner Th. III. S. 326.

sitisch gesinnten Georg von Podiebrad: „Ich sehe wohl, mit welcher Miene Ihr unsern Gottesdienst betrachtet, aber in das Herz kann ich Euch nicht sehen; sagt einmal: ist unsere Religion nicht vortrefflich? Ihr seht viele Fürsten und Herren, ja den König selbst sich zu ihr bekennen! warum haltet Ihr es nicht auch mit diesen, statt mit den Rokizanern? Meinet Ihr, einige Böhmen seien vernünftiger als die ganze christliche Kirche. Warum verlaßt Ihr nicht den dummen unverständigen Pöbel und haltet Euch nicht zu Eures Gleichen?“ „Wenn Du diese Worte von Dir selbst redest,“ entgegnete Podiebrad (der später König von Böhmen wurde), „so bist Du kein Narr, wie Du Dich stellst, und ich muß Dir wie einem vernünftigen Menschen antworten; redest Du aber im Auftrag eines Andern, so muß ich demselben ebenfalls Bescheid geben. Wisse also, daß ein Jeder die Kirchen-Ceremonien nach seinem Glauben hält. Wir brauchen unsern Gottesdienst, weil wir glauben, daß er Gott angenehm sei, und weil es nicht bei uns steht, zu glauben, was wir wollen. Das menschliche Gemüth wird durch wichtige Grundursachen eingenommen und überzeugt, der Mensch wolle oder wolle nicht; eine Natur wird leicht herzugezogen, die andere entwischt, je nach ihrer Beschaffenheit. Die Lehre meiner Prediger ist mir eingepflanzt; wenn ich der Lehre der Deinigen folge, könnte

ich vielleicht die Menschen betrügen, indem ich wider mein Gewissen handelte. Gott aber, der in's Herz sieht, kann ich nicht betrügen. So kommt mir auch nicht zu, mich Dir gleich zu machen. Einem Narren steht ein Anderes, ein Anderes einem rechtschaffenen Mann von Adel zu. Dieß ist meine Antwort, bist vernünftig, so sage sie denen, die Dich an mich gewiesen haben *)."

König Ludwig II. kam einst nach Erla, wo der Statthalter einen zum Vogelfang fein abgerichteten Habicht und einen Schalksnarren hatte, die beide dem jungen Herrn sehr gefielen. Der Statthalter trat sie ihm aber nicht eher ab, als bis er ihm eine Schuld von 40,000 Gulden erließ.

Bei dem Fürsten Casimir, König von Polen (welcher als Casimir III. mit dem Beinamen der Große, von 1333 bis 1370 regierte), war ein Abenteurer „gar seltsam, von wunderbarer Gaukelei und konnte auf der Fidel spielen." „Also — erzählt Flögel weiter — kam auch Eulenspiegel in Polen zum Könige, welcher auch viel von Eulenspiegeln gehört hatte; deßhalb war er ihm ein lieber Gast und hätte ihn um seiner Abenteuer willen schon längst gerne gesehen oder gehört, auch hatte er seinen Spielmann ganz lieb. Nun kam Eulenspiegel und

*) Zinkgref, I. S. 444.

sein Narr zusammen; da war es, wie man sagt: Zwei Narren in Einem Hause thun selten gut. Des Königs Schalksnarr wollte Eulenspiegel gar nicht dulden und wollte sich auch nicht vertreiben lassen. Das merkte der König und ließ sie beide in seinen Saal fordern. „Nun wohlan," sagte der König, „welcher die abenteuerlichste Narrethei vorbringt, die ihm der Andere nicht nachthut, den will ich neu kleiden und zwanzig Floren dazu geben, das soll jetzt geschehen." Die zwei schickten sich zur Thorheit und trieben viel Affenspiel mit krummen Mäulern, auch seltsamen Reden, was einer für den andern erdenken konnte, und was Eulenspiegel that, das that der andere auch nach. Der König lachte und alle seine Ritter und sahen mancherlei Abenteuer. Nun dachte Eulenspiegel auch, zwanzig Floren und ein neu Kleid, das ist gut zu verdienen, ich will thun, was ich sonst nicht gerne thät, und sah wohl, daß es des Königs Meinung war, daß es ihm gelte, welcher unter ihnen den Preis gewinne.

Der Ausgang dieses Narrenstreits ist jedoch zu schmutzig, als daß er wohl erzählt werden könnte.

Hofnarren und Lustigmacher in Rußland

An Schalksnarren und ihren Possen fand der durch seine Grausamkeit in der Geschichte wohl bekannte Iwan Basilowitsch ein großes Vergnügen und er selbst besaß eine nicht geringe Gewandtheit, Jedermann, namentlich aber alte Leute zum Besten zu haben, insbesondere freute es ihn ungemein, wenn er irgend Jemand durch Lob, durch Erzählung oder Behauptung wunderbarer oder seltsamer Dinge, oder durch Geschenke zum Narren oder sogar wahnwitzig und rasend machen konnte. Diejenigen, welche so unglücklich waren, zur Zielscheibe seines Humors dienen zu müssen, bewirthete er nicht selten mit Hunde-, Katzen-, Eidechsen- oder auch Menschenfleisch. So ließ er einst einen Hofnarren mit an seiner Tafel speisen; als aber dieser in seinen Possen alles Maaß und Ziel überschritt, jagte er ihn von der Tafel weg.

Gleich nachher ließ er ihn aber wieder rufen, hieß ihn vor sich niederknieen und schüttete ihm eine heiße Brühe in den Nacken, und als der Narr jämmerlich schrie und um Gnade bat, stieß er ihm ein Messer in die Kehle! Die Aerzte sollten ihn sofort wieder herstellen, allein ihre Kunst war zu schwach, denn der arme Narr war todt. Der Czaar sagte hierüber weiter nichts als: „Laßt den Hund hinfahren, weil er selber nicht hat leben wollen *)!“

Peter der Große, der gerne lustige Gesellschaft um sich sah, hatte beständig eine große Menge Hofnarren in seinem Dienst und Gefolge. Wenn er ein großes Hoffest gab, sah er es gern, wenn seine Gäste lustig waren, wacker tranken, und es hatte nichts zu sagen, wenn es auch auf einen allgemeinen Rausch hinauslief. Wer bei solchen Gelegenheiten heuchelte, oder im Trinken betrügen wollte, war sein Freund nicht und wer sich gerade darüber ertappen ließ, mußte — wie Stählen in seinen Original-Anekdoten von Peter dem Großen erzählt — einen ziemlichen Pokal zur Strafe austrinken. Man hat angenommen, Peter habe die löbliche Absicht gehabt, seinen Russen dadurch das Laster der Trunkenheit zu entleiden und ihnen dasselbe abzugewöhnen, — wie seiner Zeit die Spartaner thaten, von denen Fischart sagt:

*) Flögel S. 407. 408.

„Euer Keinnad und Dunst sollen wissen, daß die alten Spartaner keine bessere Weise gewußt haben, ihrer jungen Bürgerschaft die Trunkenheit zu erleiden, als daß sie zu gewissen Festtagen an offenem Platz im Beisein ihrer Kinder, ihre Knechte sich redlich toll und voll saufen ließen, auf daß, so sie dieselben also hirntobig und schellhörig vom Wein rasen, balgen, walgen, schelten, gaukeln, fallen, schallen, burzeln, schreien, göllern, brüllen, wüthen, sinken, hinken, speien und unfläthig sein sähen, sich vor solcher viehischer Unweis' zu hüten wüßten. Gleichwie auch zu unserer Zeit ein namhafter Fürst den Lumpenhöflern und Zotenjunkern ihr Zotengelümp zu erleiden eines Tags einem Henker, in der neuen Kleidungsweis', die damal Braunschweigisch hieß, anthun ließ und denselben auf die Schloßbruck, da alle Hofleute vorbei zogen, stellen, damit er ihnen durch dieß schöne Schindermuster das Gesäßgefräß versauerte und hat dennoch damit so viel geschafft, daß die Lumpen an den Hosen sind abkommen und in das Gekröß an die Waden und auf die Schuhe geflogen und in die vorgewölbte Bäuche geschloffen."

Peter I. hatte eine sehr große Anzahl von Hofnarren, getheilt in vier besondere Klassen, nemlich:

1) Solche, denen der Verstand von Natur mangelte oder den sie aus irgend einer Ursache

verloren hatten. Diese betrachtete er als Unglückliche, für deren Lebensunterhalt er aus Mitleid sorgte.

2) Solche, welche in früheren Aemtern wahre Narrheiten begangen und in ihrer Handlungsweise nicht die mindeste Klugheit und Ueberlegung gezeigt hatten; diese ließ er zur Strafe in eine Narrenjacke stecken, einen Narrenkolben und Schellen tragen und wenn es auch die Vornehmsten in seinem Reiche waren. Daran sollten sich andere spiegeln und von ihrer Vernunft vorsichtigen Gebrauch machen lernen. Kleinere Fehler, die etwas Ungereimtes zeigten, übersah er gerne, weil er glaubte, daß ein jeder Mensch der Welt eine Thorheit schuldig sei; diejenigen aber, welche etwas Närrisches begingen und ohne Beweise von Besserung darin fortfuhren, mußten bei Hofe zum Gelächter dienen; dahin gehörten auch diejenigen, welche bei den komischen Festen den Knees-Pabst, den Bacchus und andere lächerliche Personen vorstellten.

Ein Kapitän, Namens Uschakow, wurde von seinem General mit sehr wichtigen Briefen von Smolensk nach Kiew an den dortigen Kommandanten geschickt und ihm dabei die höchste Eile eingeschärft. Er legte den etwa 50 bis 60 Meilen betragenden Weg auch wirklich sehr schnell und zwar zu Pferde zurück und erreichte Kiew Morgens, einige Stunden vor Oeffnung der Thore, wo er bei der Wache sogleich Ein-

laß begehrte, der sich aber aus irgend einer Ursache einige Zeit verzögerte, so daß ihn der wachthabende Offizier bat, sich nur kurze Zeit zu gedulden. Uschakow bestand aber auf augenblicklichem Einlaß und drohte dem Offizier, ihn beim Kommandanten in Smolensk zu verklagen. Als aber alle Drohungen und Scheltworte nichts fruchteten, besann er sich nicht länger, sondern drehte den Gaul um, gab ihm die Sporen und ritt wieder nach Smolensk, wo er seine närrische Klage beim Kommandanten anbrachte, von diesem aber ohne weitere Umstände in Verhaft genommen und wegen der Wichtigkeit der von ihm nicht abgegebenen Befehle blos zum Tode verurtheilt wurde. Als dieser Vorfall auch dem Kaiser zu Ohren kam, fand dieser das Benehmen des Kapitäns so lächerlich und thöricht, daß er ihn begnadigte, ihm dafür aber die Narrenkappe anlegen ließ und ihn als seinen Hofnarren bei sich behielt. Uschakow hat sich durch seine lustigen Streiche und unschädlichen Schwänke an vielen europäischen Höfen bekannt gemacht und sich damit ein Vermögen von über 20,000 Thlr. gesammelt. Unter seinen vielen Possen, die er spielte, ist auch folgende bekannt: Als einst auf dem königlichen Theater zu Dresden zwischen den Aufzügen die hinterste Maschine geöffnet wurde, wo der Scaramuz mit einem Fuße auf einem Postamente stehend sich zeigte, und auf das Tempo wartete, wo er

herunterzuspringen und die folie d'Espagne zu tanzen hatte, schlich sich Uschakow, sobald er ihn erblickte, aus der Loge, wo der Czaar und der König von Polen saßen, auf das Theater und fing an, das ihm wohl bekannnte Tanzstück, jedoch auf seine eigene Manier zu caprioliren und trieb dieß so lange, daß der Scaramuz, der vor Müdigkeit die Füße schon öfters gewechselt hatte, und den scheußlich aussehenden Uschakow nicht kannte, endlich herunter sprang und davon lief.

Ein anderesmal, bei der Abreise des Kaisers von einem deutschen Hofe, ließ sich Uschakow durch einen deutschen Auditor ein Schreiben eigener Erfindung und folgenden Inhalts aufsetzen:

„Ich danke Euer Königlichen Majestät für alle erwiesene Gnade. Ich will dieselbe in meinem ganzen Vaterlande rühmen, aber ich besorge, daß man mir nicht glauben wird, wenn ich nicht zum Beweise der Wahrheit etwas vorzeigen kann; ein schönes Pferd aus Euer Königlichen Majestät Marstall würde aber der beste Zeuge sein."

Er bekam auch wirklich ein sehr schönes Pferd.

3) machte Peter auch zu Hofnarren solche, die sich närrisch stellten, um einer Strafe zu entgehen. So befanden sich einst unter den Mit-

gliedern einer Verschwörung auch zwei Brüder aus einem alten fürstlichen Hause, welche, als die meisten Theilnehmer gehenkt wurden, sich närrisch stellten, um auf diese Art der Todesstrafe zu entgehen. Der Kaiser merkte zwar den Betrug wohl, schenkte ihnen aber dennoch das Leben und verurtheilte sie, „weil sie sich als Narren gestellt, zeitlebens Narren zu bleiben und dafür gehalten zu werden.“ Sie mußten daher beide wider ihren Willen Hofnarren bleiben, ob sie gleich nicht die geringste Anlage dazu hatten und in nüchternem Zustande ganz vernünftig waren. Der eine aber besoff sich täglich, um seine Lage wenigstens während seiner Betrunkenheit zu vergessen.

4) ferner machte Peter auch solche Edelleute zu Hofnarren, welche ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wegen auf Reisen geschickt worden waren, aber wieder nach Hause kamen, ohne etwas gelernt zu haben. Gewöhnlich examinirte sie Peter selbst in dem von ihnen getriebenen wissenschaftlichen Fach. Fand er, daß einer seine Zeit wohl angewendet hatte, so beförderte er ihn; ergab sich aber das Gegentheil, so beschimpfte er ihn öffentlich, gab ihm ein ganz niederes Amt, oder machte er ihn zum Hofnarren, mit dem er selbst und der ganze Hof sein Gespötte trieb.

Noch unter der Kaiserin Anna hatte diese Menge von Narren einen eigenen Oberhofnar-

ren, unter dessen Aufsicht sie zu allerlei niedrigen Diensten, wie Einheizen, Hofhundewarten verwendet wurden, und durch hunderterlei spaßhaftes Zeug der Kaiserin und dem ganzen Hofe zum Gelächter dienten.

Peter der I. hatte auch einen Hofnarren, den man zeitweise den Patriarchen von Rußland oder auch den König von Sibirien nannte. Dieser Narr hatte einen Anzug, der dem Ornate eines Prälaten sehr ähnlich sah und trug eine Menge großer vergoldeter und silberner Medaillen, die ein artiges Geklingel verursachten. Er speiste immer mit an der kaiserlichen Tafel und saß gerade neben dem Kaiser; wenn der Kaiser besonders aufgeräumt war, so warf er seinen Narren sammt dem Stuhl über den Haufen.

Einen andern Narren, einen Polen, macht Peter zum König der Samojeden, und wies ihm als Einkünfte monatlich 10 Rubel und freien Tisch an: er mußte aber stets zu Petersburg wohnen, weil er zugleich die Funktionen eines lustigen Raths bei Peter hatte.

Damals befand sich am Hofe Peters ein portugiesischer Jude, Namens La Costa, den er zum Titular-Grafen und lustigen Rath gemacht hatte, und dem er wegen seines posirlichen Benehmens bei einer Wasserkur im Jahre 1719, bei welcher er wider Willen strenge Diät hatte halten müssen, in Aussicht gestellt hatte, er

auf die Hahnreischaft geprägt waren. So geschmückt mußte der Küchenritter die ganze Maskerade mitmachen.

Von diesem gehörnten Koch sagt ein Schriftsteller*): „Im Jahre 1721 den 25. Juli bei einer Gasterei des Großkanzlers belustigte sich der Czaar mit der Czaarin Küchenmeister; nämlich da er eine Schüssel vor ihm niedersetzte, kriegte ihn der Czaar bei dem Kopf und machte ihm Hörner, weil er vorher eine Frau gehabt, die sehr liederlich gewesen, welches er aber nicht geachtet, daher ihm der Czaar ein Hirschgeweih über seine Hausthüre hatte nageln lassen. So oft ihn der Czaar sieht, macht er ihm mit zwei Fingern Hörner zu, und wenn er ihn zu fassen kriegt, kann er ihn wohl eine Viertelstunde damit vexiren; aber er schlägt bisweilen den Czaar dermaßen auf die Finger, daß er es wohl fühlt; denn eher bekommt er keinen Frieden."

Auch die Kaiserin Anna hielt noch Hofnarren.

Gegen das Ende des Jahrs 1739 gab sie ein lustiges Fest, zu welchem ein Prinz Gallizin Veranlassung gab. Obgleich dieser bereits 40 Jahre alt war, und sein Sohn als Lieutenant bei der Armee diente, so wurde er doch zum Hofnarren gemacht, zur Strafe dafür, daß er seinen Glauben gewechselt hatte. Als seine erste Gemahlin

---

*) v. Bergholz, Tagebuch.

gestorben war, machte ihm die Kaiserin den Vorschlag zu einer zweiten Heirath, deren Kosten sie bestreiten wolle. Der Hofnarr nahm den Vorschlag an, traf seine Wahl und erinnerte die Kaiserin an ihr gegebenes Wort. Die Kaiserin, welche bei dieser Gelegenheit zeigen wollte, welche zahlreiche Arten von Völkerschaften ihr unterthan seien, ließ den Statthaltern der Provinzen befehlen, je einige Personen beiderlei Geschlechts nach Petersburg zu senden. Diese Leute wurden sodann gleich nach ihrer Ankunft auf kaiserliche Kosten ganz neu gekleidet, und zwar je in ihr National-Costüm. Der Cabinets-Minister selbst hatte die Anordnungen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten zu treffen. Da man gerade mitten im Winter war, ließ die Kaiserin ein Haus ganz von Eis aufführen, das zwei Zimmer enthielt, und in welchem Alles, selbst die Bettgestelle, von Eis waren. In dieser eisigen Wohnung befanden sich vier kleine Kanonen und zwei Mörser, ebenfalls von Eis. Aus den Kanonen schoß man mehrere Mal einige Loth Pulver, ohne daß sie zerplatzten, und aus den Mörsern warf man kleine hölzerne Granaten, ohne daß sie eine Beschädigung erlitten.

Am Tage des Festes selbst fanden sich alle Gäste in der Wohnung des Cabinets-Ministers ein. Dort bildete sich der Festzug, der am kaiserlichen Palaste vorbei sich durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte. Er bestand aus

werde ihn zum Samojedenkönig ernennen. Die feierliche Krönung sollte nach Ankunft von 24 Rennthieren und ebenso viel samojedischen Bauern mit vielem Pompe gefeiert werden.

Die hervorragendste Rolle unter den damaligen Narren am russischen Hofe spielte Sotof, der ehemalige Schreibmeister des Czaars, dem er den Titel „Knäs-Patriarch", später aber, auf Ansuchen der Geistlichkeit, welche darin eine Herabwürdigung ihres Patriarchen erblickte, das pomphaftere Prädikat „Knäs-Papst" beilegte.

Ein anderer Hofnarr, Witaschi, stellte bei einer lustigen Schlittenfahrt im März 1721 den Bacchus vor.

Oft mußte auch dem Kaiser ein Küchenmeister der Czaarin zum lustigen Rath dienen. Der Kaiser erinnerte sich nämlich, daß die sogenannten Ehehörner von dem Kaiser Andronikus herrührten, welcher solchen Ehemännern, mit deren Frauen er in zärtlichen Beziehungen gestanden, bedeutende Jagdgerechtigkeiten ertheilte und zum Zeichen ihres Rechts ein Hirschgeweih über der Thüre ihrer Wohnungen befestigen ließ. Dadurch entstand die Redensart: „Die Frau hat ihm Hörner aufgesetzt." Nun befand sich Peter einst zu Riga, wo eben eine deutsche Komödiantenbande Vorstellungen gab. Bei einer solchen saß einst auch der Küchenmeister der Czaarin, dessen Frau das sechste Gebot öffentlich übertreten hatte, im Parterre. In

diesem Stück ließ sich Harlekin gewaltig gegen die geduldigen Ehemänner aus, und drohte, seinen Prügel, den er in der Faust schwang, unter die Zuschauer einem solchen gehörnten Ehemann an den Kopf zu werfen, indem er den Anlauf zu einem gewaltigen Wurf zu nehmen schien. Der gute Koch bückte sich tief, worüber ein lautes Gelächter entstand. Den Kaiser, der ebenfalls zugegen war, belustigte dieß so sehr, daß er beschloß, den Koch, weil er sich öffentlich als Hahnrei anerkannt habe, auch offiziell in dieser Eigenschaft zu bestätigen und ihm das gebräuchliche Ehrenzeichen — das Hirschgeweih — zu verleihen. Dieß geschah auch einige Wochen später in einer feierlichen Procession zu St. Petersburg.

Als im Jahr 1723 ein persischer Gesandter sich in Petersburg befand, gab der Czaar ihm zu Ehren und zur Belustigung am 15. Sept. eine große Maskerade, bei welcher man jenen Küchenmeister als Samojeden kostümirte, ihm Rennthierhörner aufsetzte und ein großes gelbes Band umhängte, an welchem als Orden eine kupferne Münze hing, auf deren einer Seite Aktäon*) und auf der andern einige Lobsprüche

---

*) Aktäon, ein geschickter Jäger (der gr. Götterlehre), den Diana zur Strafe, daß er sie nackend im Bade gesehen, in einen Hirsch verwandelte, worauf er von seinen eigenen Hunden zerrissen wurde.

auf die Hahnreischaft geprägt waren. So geschmückt mußte der Küchenritter die ganze Maskerade mitmachen.

Von diesem gehörnten Koch sagt ein Schriftsteller*): „Im Jahre 1721 den 25. Juli bei einer Gasterei des Großkanzlers belustigte sich der Czaar mit der Czaarin Küchenmeister; nämlich da er eine Schüssel vor ihm niedersetzte, kriegte ihn der Czaar bei dem Kopf und machte ihm Hörner, weil er vorher eine Frau gehabt, die sehr liederlich gewesen, welches er aber nicht geachtet, daher ihm der Czaar ein Hirschgeweih über seine Hausthüre hatte nageln lassen. So oft ihn der Czaar sieht, macht er ihm mit zwei Fingern Hörner zu, und wenn er ihn zu fassen kriegt, kann er ihn wohl eine Viertelstunde damit vexiren; aber er schlägt bisweilen den Czaar dermaßen auf die Finger, daß er es wohl fühlt; denn eher bekommt er keinen Frieden."

Auch die Kaiserin Anna hielt noch Hofnarren.

Gegen das Ende des Jahrs 1739 gab sie ein lustiges Fest, zu welchem ein Prinz Gallizin Veranlassung gab. Obgleich dieser bereits 40 Jahre alt war, und sein Sohn als Lieutenant bei der Armee diente, so wurde er doch zum Hofnarren gemacht, zur Strafe dafür, daß er seinen Glauben gewechselt hatte. Als seine erste Gemahlin

---

*) v. Bergholz, Tagebuch.

gestorben war, machte ihm die Kaiserin den Vorschlag zu einer zweiten Heirath, deren Kosten sie bestreiten wolle. Der Hofnarr nahm den Vorschlag an, traf seine Wahl und erinnerte die Kaiserin an ihr gegebenes Wort. Die Kaiserin, welche bei dieser Gelegenheit zeigen wollte, welche zahlreiche Arten von Völkerschaften ihr unterthan seien, ließ den Statthaltern der Provinzen befehlen, je einige Personen beiderlei Geschlechts nach Petersburg zu senden. Diese Leute wurden sodann gleich nach ihrer Ankunft auf kaiserliche Kosten ganz neu gekleidet, und zwar je in ihr National-Costüm. Der Cabinets-Minister selbst hatte die Anordnungen zu den Hochzeitsfeierlichkeiten zu treffen. Da man gerade mitten im Winter war, ließ die Kaiserin ein Haus ganz von Eis aufführen, das zwei Zimmer enthielt, und in welchem Alles, selbst die Bettgestelle, von Eis waren. In dieser eisigen Wohnung befanden sich vier kleine Kanonen und zwei Mörser, ebenfalls von Eis. Aus den Kanonen schoß man mehrere Mal einige Loth Pulver, ohne daß sie zerplatzten, und aus den Mörsern warf man kleine hölzerne Granaten, ohne daß sie eine Beschädigung erlitten.

Am Tage des Festes selbst fanden sich alle Gäste in der Wohnung des Cabinets-Ministers ein. Dort bildete sich der Festzug, der am kaiserlichen Palaste vorbei sich durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte. Er bestand aus

mehr als dreihundert Personen. Die Neuvermählten befanden sich in einem auf einem Elephanten befestigten Häuschen. Die Gäste saßen zwei und zwei in Schlitten, die mit Rennthieren, Hunden, Ochsen, Böcken, Schweinen 2c. bespannt waren; einige ritten auch auf Kameelen. — So gelangte der Zug im Reithause des Herzogs von Curland an, das mit Dielen belegt, und wo ein prächtiges Essen servirt war, bei dem ein jeder Gast nach seiner Landessitte bedient wurde. Nach der Tafel war Ball, bei welchem jede Nation ihre Nationalmusik hatte und ihre Nationaltänze aufführte. Nach Beendigung des Balles wurden die Neuvermählten in das Haus von Eis geführt, wo man ihnen ein sehr kaltes Bett anwies. An die Thüre hatte man Schildwachen gestellt, damit sie ihre Wohnung vor dem folgenden Tage nicht verlassen konnten*).

---

*) Flögel, S. 417—418.

Das Narrenwesen und die Lustigmacherei in Schweden und Dänemark.

Die alten Schweden fanden großes Vergnügen an den Heldenliedern ihrer Skalden, deren Gedichte übrigens sehr prosaisch und öfters mit den abenteuerlichsten Ideen und Bildern angefüllt war. Viele ihrer Verse sind ohne Reime. Der Isländer Hjalti soll schon im Jahre 999 ein gereimtes Spottlied über Odio und Freia verfertigt haben. Man besang in den Gedichten die merkwürdigen Thaten der Vorfahren, und öfters gab man darin Räthsel und Auflösungen, welche zuweilen in poetischen Zweikämpfen, in Streitigkeiten über Reiche, über strafbare Handlungen und andern wichtigen Vorfällen zur Entscheidung dienten. Die Art der Gedichte war verschieden. Die gewöhnlichste Art waren die Königsgedichte, die von Königen

und Helden in feierlichem Tone gesungen wurden, die übrigen, unter sich wieder sehr verschiedene Arten, wurden von den Skalden entweder beim Anfange eines Treffens oder nach dem Siege, oder bei Gastmählern und andern Festlichkeiten abgesungen.

Die Skalden bildeten übrigens, nicht wie die Barden und Minstrels in den andern Ländern, einen besonderen und eigenthümlichen Stand, sondern sie waren meist Krieger oder Priester, welche dann in ihrer Eigenschaft als Dichter und Sänger von den Fürsten besonders bevorzugt und belohnt wurden. Sie durften ungestraft selbst dem Könige in ihren Versen empfindliche Verweise ertheilen, stunden im Gefecht und in der Schlacht neben dem Befehlshaber oder Feldherrn, da wo die Wogen der Schlacht am ärgsten tobten, um die Heldenthaten der Könige und Krieger desto zuverlässiger beschreiben zu können. Vier norwegische Könige und ein dänischer waren selbst Skalden.

Einer der ältesten Skalden war der berüchtigte Sterkoder, dessen Gedichte Saco in's Lateinische übersetzt, uns aufbewahrt hat. Sie spielten bis in's dreizehnte Jahrhundert eine hervorragende Rolle und von ihnen rühren auch die Quellen der älteren Geschichte her.

Die alten isländischen Sagen sind ganz voll von solchen Liedern, aber auch meist unverständlich, denn die Skalden setzten ihre Gedichte ge-

flissentlich so künstlich zusammen, daß man sie ohne ihre Erklärung durchaus nicht begreifen konnte; die Worte gebrauchten sie außer aller Ordnung und überdieß hatten sie ihre besondere Dichtersprache, die bloß in poetischen Schriften, sonst aber nicht anwendbar war. So hatten gegen fünfzig Synonymen des Worts Wasserwoge und ein hundert sieben und vierzig verschiedene Benennungen, womit das Wort Frauenzimmer ausgedrückt werden konnte. Hier ein Beispiel aus der Edda:

Heingi eg hamri Kringdan
Hang a riupu tangar.
Grymnis Sylgs a galga
Gynnung bruar linna.

Die natürliche Ordnung dieser Worte ist folgende: Eg heingi hamri Kringdan linna Gynnung a hang riupu bruar tangar, a Grymnis Sylgs galga. Das heißt: ich hänge die rund gehämmerte gaffende Schlange am Ende der Brücke des Berghuhns am Galgen des Schildes Odens. — Unter dem Galgen des Schildes Odens ist der Arm zu verstehen, an welchem der Schild getragen wird; das Wort Ripa bedeutet den Falken, denn der Skald hat die Erlaubniß, ein Genus für das andere zu setzen. Die Brücke des Falken ist die Hand, worauf ihn der Jäger setzt und deren Ende tong Zunge) ist der Finger.

Die gaffende, rundgehämmerte und maulaufsperrende Schlange bedeutet einen Ring: der langen Rede kurzer Sinn will daher nichts anderes sagen als: ich stecke den Ring an den Finger!

Bei den gottesdienstlichen Schmäusen, wo man Bier und Meth, mit Menschen und Thierblut vermischt, aus kostbaren Bechern oder Hirnschädeln trank, mußten die Skalden singen und auf der Harfe spielen. Bei solchen Gelagen ging es oft so hoch und ausschweifend her, daß man sich nachher mit den abgenagten Knochen der verzehrten Pferde gegenseitig wacker zerbläute und mitunter auch ein wenig todt schlug.

In den älteren Zeiten gab es keinen König, keinen Hauptmann oder sonst Jemand von Rang und Ansehen, der nicht seine eigenen Skalden gehabt hätte. Dieser mußte, um Alles zu beobachten, was bemerkenswerth war, immer zur Stelle sein und durfte in seinem Lied auch nicht den kleinsten Umstand weglassen.

Vor dem Christenthum bis zum Jahr 1000 waren die Skalden noch reine Norweger; nach dem Christenthum aber etwa bis zum Jahr 1300 wurden sie Büchergelehrte und vermengten ihr originelles Norwegisch mit römischer Mönchsgelehrsamkeit.*) So ward der scandinavische Skald

*) Flögel, Hofn. S. 422.

eine Mischung von alten norwegischen Skalden, französischen Troubadouren und deutschen Minnesängern. Damals wimmelte es in Scandinavien von solchen Skalden. Fast jeder König hatte seinen Hofpoeten und fast jeder Hofpoet war ein Isländer. — Der letzte Skald lebte am schwedischen Hofe im Jahr 1265. Nach dem Jahre 1300 wurden diese isländischen Skalden geschmacklose Pedanten; diese ihre Pedanterie und all ihren Unsinn brachten sie in eine kunstgerechte Form, schrieben ein Compendium darüber und nannten es Edda — diese vielgepriesene und angestaunte Edda!

Die Skalden hatten häufig das Amt eines Hofpoeten; als solche hatten sie den Rang vor allen übrigen Hofbeamten und waren zugleich Geheime-Räthe.

Der Hofnarr Yorick, der in Shakespeares Hamlet vorkommt, ist wahrscheinlich eine Erdichtung, weil Saxo, aus dem die Geschichte Hamlets genommen ist, nichts von einem solchen Narren weiß.

Auch von einzelnen Hofnarren in Schweden und Dänemark ist nichts bekannt, obgleich sich an ihrer Existenz nicht zweifeln läßt. Von einem ungenannten Hofnarren existirt folgende Anekdote: Der Hofnarr eines Königs von Dänemark bat einst den König auf eine Aalsuppe, die er ihm auf einem nahe am Meere gelege-

nen Schlosse vorsetzen wollte. Als sich der König in gutem Glauben dahin begeben hatte, sagte der Narr, indem er ihn an das Ufer führte: „Euer Majestät essen zuerst die Suppe hieraus, dann werden Dieselben die Aale schon finden!“ *)

---

*) Flögel, Hofn. S. 418—425.

Einige Narren und Lustigmacher bei vornehmen Personen weltlichen Standes.

In der Blüthezeit des Narrenwesens hielten sich auch reiche Privatpersonen, die eine heitere Stunde gerne mit einer Mahlzeit bezahlten, ihre eigenen Spaßmacher, die dann zu ihrem Hauswesen gehörten, Hausnarren genannt wurden und ihr eigenes Narrenkostüm hatten. Diese Sitte war damals fast in allen Ländern zu finden.

Als Rudolph Graf von Habsburg, nachmaliger Kaiser, im Jahr 1620 von der Stadt Zürich zu ihrem Hauptmann gewählt wurde, zerfiel er mit dem Grafen Ulrich von Regensburg. Dieser zog in der Stille Streitkräfte zusammen und weil Rudolf eine große Nase hatte, sagte der Graf von Regensburg bei einer Musterung zu seinen Truppen: „Ich denke wir sind

unserer genug, dem von Habsburg seine große Nase zu klopfen." Dieß hörte des Grafen Narr, der sich sofort einbildete, Rudolf müsse eine unendlich große Nase haben, weil man zu ihrer Bestürmung so viele Leute nöthig hatte. Diese Vorstellung von der großen Habsburgischen Nase beschäftigte den armen Narren dermaßen, daß dieser sich nach Kyburg begab, um den Grafen Rudolf selbst zu sehen und von dessen Nase persönlichen Augenschein zu nehmen. Als er in das Zimmer des Grafen eingelassen war, stand er erst ein wenig stille, dann sagte er, den Grafen betrachtend, ganz laut: „Wie ich sehe, ist diese Nase doch nicht so groß, daß mein Herr so viel Volk nöthig hätte, sie zu klopfen; ich denke, ich wäre allein im Stande, diese Nase dermaßen zu dreschen, daß weder Stumpf noch Stiel davon übrig bleiben sollte." So erfuhr Rudolf, der von der Rüstung seines Feindes nichts ahnte, dessen Unternehmen noch so zeitig, daß er seine Gegenvorkehrungen treffen konnte. Er brachte auch den Grafen von Regensburg in einigen Jahren so sehr herunter, daß dieser sich genöthigt sah, Bürger von Zürich zu werden.

Rudolf mußte sich übrigens oft wegen seiner ungewöhnlich großen Nase verspotten lassen. So begegnete ihm, als er schon Kaiser war, einst in einem Hohlwege ein Bäuerlein, dem die Leute des Fürsten zuriefen, auszuweichen. Der Bauer aber that es nicht, indem er vorgab,

er könne vor der großen Nase des Kaisers mit seinem Fuhrwerk nicht vorbeikommen. Jedermann glaubte, der Bauer werde ob seiner Naseweisheit vom Kaiser eins auf die Nase bekommen. Der Kaiser aber drehte sich lächelnd seitwärts und rief dem Bäuerlein zu: „Fahre zu! ich habe die Nase abgewandt, sie soll dich nicht mehr hindern!“

Auch der berühmte englische Großkanzler Thomas Morus hatte nach der Gewohnheit seiner Zeit einen Hausnarren. Als er aber sein Amt niederlegte und zu Einschränkung seines Haushalts auch den größten Theil seiner Dienerschaft entließ, schenkte er seinen Narren dem Lord-Major von London.

Der Marquis de Guast, General des Kaisers Karl V., glaubte so zuversichtlich, seinen Gegner Franz von Bourbon bei Cerisolles zu schlagen, daß er seinem Narren ein spanisches Pferd und einen goldenen Küraß schenkte, neben dem Versprechen einer Belohnung von einigen hundert Dukaten, damit er seiner Gemahlin die erste Nachricht von seinem Siege brächte. Allein der General hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er wurde geschlagen, gegen 10,000 Mann seiner Truppen getödtet und 4,000 Mann gefangen genommen, unter denen sich auch sein Narr befand, den man anfänglich wegen seiner prächtigen Rüstung für einen vornehmen Mr

hielt. Als er vor Franz geführt wurde, bekannte er treuherzig, daß er die Ehre habe, der Narr des Herrn von Guast zu sein, und auf die Frage, wo sein Herr sei, entgegnete er: „Ich glaube, er ist vorausgeritten, das Geld selbst zu verdienen, das er mir versprochen hat."

Potemkin hielt sich noch 1789 einen Hofnarren, Mosse, wie mehrere russiche Großen, und um den Gesandten Frankreichs, den Grafen Ségur, zu ärgern, forderte er solchen einst in Gesellschaft auf, seine Gedanken über Frankreich darzulegen. Der Narr prophezeite: „Alles wird drunter und drüber gehen, wenn ich nicht an die Spitze trete." Ségur verlor über das Gelächter den Kopf nicht. „Mein lieber Mosse," sagte er, „Du hast seit zwanzig Jahren Frankreich nicht gesehen und sagtest manches Wahre; wie interessant müßten erst deine Bemerkungen über Rußland sein, das Du besser kennst und über den gegenwärtigen Türkenkrieg namentlich," und Mosse war einmal im Zug und sagte noch weit mehr Wahres von Rußland, so daß ihm Potemkin das Schachbrett an den Kopf warf.*)

---

*) Demokritos, XII. 172.

Das Narrenwesen und die Lustigmacherei bei Päbsten, geistlichen Churfürsten, Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten.

Bei Päbsten.

Beinahe von jeher, besonders aber in den sogenannten goldenen Zeiten des Pfaffenthums und des Mittelalters hing die christliche Geistlichkeit mit besonderer Vorliebe an einfältigen Possen, Schalksnarren, närrischen und komischen Aufzügen, überhaupt an Narrentheidungen, die des Christen nach dem Ausspruch des Apostels nicht würdig sind. Wie die Träger der Religion und des Glaubens, wie diese Männer, die sich von Anbeginn an stets für besser und gerechter hielten, als die Bevölkerung ihres Schaafstalls, sich keineswegs gescheut haben, ihre

Narrenpossen, an denen sie sich höchlich ergötzten, selbst an die heilige Stätte des Altars zu pflanzen, beweisen die ehemaligen famosen geistlichen Narrenfeste, Eselsfeste, das Ostergelächter, die Weihnachtspossen 2c. zur Genüge. Wenn man jedoch mit einem neuern protestantischen Theologen der selbst an Narrheit streifenden Ansicht ist, „daß man in allen abergläubischen Ceremonien Christum finde," so wird man ihn consequenterweise auch in den Narrenfesten, im Blut des heiligen Januarius, das schon zur Zeit des Horaz in der Gegend von Neapel in Gestalt von Weihrauch, der ohne Flamme auf dem heiligen Altar schmolz, in gar vielen Köpfen spuckte, ferner in dem Handel mit den heiligen großen Zehen — überall müßten wir Christum finden!! Die damaligen Wächter Zions, die heiligen Männer, sie wußten, was sie thaten, indem sie, die gesalbten Seelenhirten, ihr Wohlgefallen an dergleichen närrischen Festen fanden; eben so innig freuten sie sich über die Possen eines Schalksnarren und Pickelhärings, ohne dessen Gesellschaft sie nicht leben mochten und es sind noch geistliche und weltliche Verordnungen vorhanden, die den geistlichen Herren, welche in jenen Zeiten sich selbst alles unentgeldlich, den Laien aber nichts ohne Bezahlung erlaubten, ausdrücklich die Possenreißer, Hofnarren, Gaukler, Jagdhunde, Falken und Habichte untersag-

ten, und zwar nicht allein den Bischöfen und Aebten, sondern auch den Aebtissinnen, was aus einer noch verhandenen Verordnung, die unter der Regierung der Karolinger erlassen wurde, hervorgeht.

Auf dem Pariser Concilium vom Jahre 1212 wurde den Prälaten, die es mit dem Narrenwesen gar zu närrisch mochten getrieben haben, strenge untersagt, Narren zu halten. Gewisse Statuten einer Kirche zu Cahors in Frankreich verboten den Geistlichen an derselben, sich als Minstrels, Goliarden oder Hofnarren gebrauchen zu lassen. Würden sie aber dennoch dieser Vorschrift zuwider handeln, und jenes ehrlose Gewerbe ein Jahr lang treiben, so sollten sie aller kirchlichen Würden und Privilegien verlustig, und wenn sie trotzdem nicht davon abstünden, auch mit weltlicher Strafe belegt werden. Daß es ehemals bei vornehmen Geistlichen eine allgemeine Sitte gewesen, sich einen Hausnarren zu halten, ist auch aus Holbeins Todtentanz zu Basel ersichtlich, wo sich bei einem Abt, der eben vom Tode ergriffen wird, auch sein Hausnarr befindet, und in den sehr seltenen Imaginibus mortis, welche Oemler mit Holzschnitten illustrirt herausgegeben hat, kommt ein Prälat vor, wie er eben ins Chor geht, unter dessen Gefolge sich ein Jäger mit dem Falken auf der Faust und ein Narr befin-

det, dessen Narrenkappe mit Eselsohren geziert ist*).

Beginnen wir billigerweise mit den Statthaltern Christi selbst, mit den Päbsten: so erzählt uns die Geschichte schon von Seiner Heiligkeit dem Pabst Paul II., daß er Stock- und Schalksnarren hielt, Scherz und Possen liebte und sich auch an Fastnachtskurzweil und Mummenschanz belustigte.

Unter allen Heiligkeiten unter den Päbsten aber war keiner mehr den Possenreißern und Narren ergeben, als Leo X. Derselbe, dem Luther in Deutschland so viel zu schaffen machte. Sein Cabinet war stets von einer Leibwache von Schmarozern belagert, die nicht leicht Jemand den Zutritt zum „heiligen Vater" gestatteten, weil sie fürchteten, es könnten ihm wegen seines nichts weniger als heiligen Lebens Vorstellungen gemacht und Unangenehmes gesagt werden. Die Cardinäle, meist junge Männer aus angesehenen reichen Familien, trieben sich gewöhnlich auf Jagden, Banketten und in Schauspielhäusern oder an sonstigen Vergnügungsorten herum, befolgten getreulich das Beispiel ihres Herrn, der von Natur ein lustiger Kopf und den sinnlichen Freuden äußerst ergeben war.

Seine Heiligkeit waren so lustiger Natur,

---

*) Flögel, Hofn. S. 433. 434.

daß bei der Tafel beständig Possenreißer aller Art zugegen sein mußten, an deren Possen sich der Pabst mehr labte, als an den köstlichsten Leckerbissen seiner päbstlichen Küche. Unter diesen Lustigmachern befand sich der alte Poggius (ein Sohn des bekannten Geschichtschreibers Poggius), dann ein gewisser Morus, der wegen seiner ungemeinen Gefräßigkeit allgemein bekannt und sehr von dem Zipperlein heimgesucht war, und ein Stocknarr in einer Narrenkappe, lauter Subjekte, die im Possenreißen wie im Essen und Trinken vollkommene Meister waren. Keine päbstliche Tafel war je feiner und ausgesuchter gewesen, als die Leos X. Durch Erfindung neuer köstlicher Gerichte konnte sich bei diesem Statthalter Christi auch der erbärmlichste Schuft in Gunst und Gnade setzen, wie dieß der Fall war bei den obgenannten vier ersten Persönlichkeiten. Diese hatten unter Anderem auch eine Art sehr delikater Würstchen erfunden, die mit dem zartesten kleingehackten Fleisch von Pfauen oder Fasanen gefüllt waren *)

---

*) Als man seinem in holländischer Sparsamkeit erzogenen Nachfolger Hadrian VI. seine Küchenrechnung vorlegte, fuhr er wie aus Schrecken zusammen, denn er konnte als ein überaus sparsamer und haushälterischer Mann eine solche über alles Maaß gehende Verschwendung nicht begreifen. Er verbrauchte täglich nicht mehr als 12 Thaler

Leo X., der selbst in allen schönen Wissenschaften wohl bewandert war, hatte seine Freude besonders an Poeten, welche die Gabe besaßen, den Schmarozer und Possenreißer fertig zu spielen. Unter diesen befand sich damals ein gewisser Camillo Querno, der Erzpoet genannt, aus Manopoli, im Königreich Neapel gebürtig. Er hatte gehört, Leo X. sei ein Liebhaber der Poesie, und so verfügte er sich mit einem Gedichte von 20,000 Versen, das er Alexias nannte, im Jah: 1514 nach Rom. Er wurde, da er unter keiner bessern Empfehlung bei Seiner Heiligkeit dem Statthalter Christi Audienz erlangen konnte, als Possenreißer angemeldet und so ging es! Da der Pabst an ihm fand, was er schon längst gesucht, so wollte er ihn auch belohnen: er ließ ihn auf einem Elephanten reitend in das Capitolium bringen, und

---

und trank keinen Wein, sondern nur Bier, was die Italiener nicht begreifen konnten, und von dem sie auch glaubten, daß es die Ursache seines Todes gewesen sei. Er zog den Stockfisch, der in Rom nur für eine Speise des Pöbels galt, allen lekern italienischen Fischen vor, so daß der Preis derselben, zum Gelächter aller Fischweiber, unter seiner Regierung beträchtlich stieg. Die Römer verhöhnten daher seine Sparsamkeit und sagten, der Vatican gleiche denjenigen Häusern, welche wegen Gespensterspuck öde und verlassen seien.

— weil er zugleich auch ein wenig Säufer war — mit einem Kranze aus Wein-, Kohl- und Lorbeerblättern unter den lächerlichsten Feierlichkeiten zum Poeten krönen, worüber Querno Ströme von Freudenthränen vergoß! Dieser Querno mußte bei der Tafel des Pabstes stets das Amt des Hofpoeten oder Hofnarren versehen, wo er seinen „Stand" am Fenster hatte und die vom heiligen Vater ihm zugeworfenen benagten Knochen vollends abnagte; dabei ward ihm aus der Flasche Sr. Heiligkeit wacker eingeschenkt, doch nur dann, wenn er improvisirte Verse losließ. Wenigstens mußte er über jede vorgelegte Materie auf der Stelle ein Distichon machen, mißlang dieses oder blieb er gar stecken, so mischte man ihm zur Strafe sogleich ziemlich Wasser unter den Wein.

Manchmal machte der Pabst zugleich mit seinem Narren Verse aus dem Stegreif, worüber dann die ganze Tischgesellschaft ein schallendes Gelächter aufschlug. Einst sollte Querno ein Distichon auf sich selbst machen. Er fing an:

Archipoeta facit versus pro mille poetis —

konnte aber nicht weiter kommen. Da machte der Pabst folgenden Pentameter:

Et pro mille aliis Archipoeta bibit.

Querno antwortete hierauf, ohne sich beirren zu lassen:

Porrige, quod faciat mihi carmina docta Falernum.

Und der Pabst fuhr sehr witzig mit folgendem Vers aus dem Virgil fort:

Hoc etiam enervat debilit atque pedes.

Das Handwerk eines Improvisators verstand Leo wirklich vollkommen. Als ihm einst ein Poet einige lateinische Verse überreichte, so antwortete ihm Leo aus dem Stegreife mit eben so viel Versen. Wie aber der Poet merkte, daß dieß seine Belohnung sein sollte, fuhr er fort:

Si tibi pro numeris nummos fortuna dedisset,
Non esset capiti tanta corona tuo.

über welchen Einfall der Pabst so erfreut war, daß er ihm eine Handvoll Dukaten schenkte.

Queruo starb in einem Spital zu Neapel, wo er sich aus Verzweiflung über die Qualen des Podagras, das er sich durch seine Unmäßigkeit im Essen und Trinken zugezogen hatte, mit einer Scheere den Bauch aufschnitt. Von Leo X., der vor ihm starb, sagte er: ich habe tausend Wölfe gefunden, nachdem ich einen einzigen Löwen angetroffen hatte.

Wie beliebt damals die Possenreißer am päpstlichen Hofe waren, zeigt folgende Anekdote: Ein Bittsteller konnte lange Zeit beim Pabst keine Audienz erhalten, er mochte es auch angreifen wie er wollte, weil alle Zugänge mit Possenreißern besetzt waren, die jedem andern den Zutritt unmöglich machten. Er kam daher endlich auf den sonderbaren Einfall, sich für

einen Poeten auszugeben, der dem Pabst Verse zeigen wolle, wie er in seinem Leben noch keine gesehen hätte und worüber er sich verwundern würde. Das wirkte. Der Kämmerer glaubte den rechten Mann für den Pabst gefunden zu haben, und meldete ihm in aller Eile, welch köstlichen Narren er gefunden habe. Der Pabst ließ ihn unverzüglich vor. Als der angebliche Poet eintrat, erklärte er mit dürren Worten, daß er kein Poet sei, sondern sich für einen solchen ausgegeben habe, nur um Audienz zu erlangen, weil es ihm auf jede andere Weise unmöglich gewesen sei. Dem Pabst gefiel dieser Einfall, und der Bittsteller erreichte seinen Zweck.

Geschichtsschreiber versichern, daß Leo die Hofnarren ebenso sehr als die Gelehrten geschätzt, daß er überhaupt eine unbändige Neigung zu Possenreißern gehabt und es nichts Seltenes gewesen sei, wenn er sich den ganzen Tag mit Musik, Erzählung von lustigen Schwänken, und mit Narrenpossen beschäftigt habe!

Der gelehrte Pabst Benedict XIV., ein jovialer Kopf und großer Freund heiterer Laune und komischer Einfälle, spielte seinen Freunden, besonders dem Kardinal Passioni, der ein geschworener Feind der Jesuiten war, manchen lustigen Streich. So ließ er ihm einst aus Deutschland eine Kiste mit Büchern senden, denen die berüchtigte Moral des Pater Busen-

baum beigepackt war, worüber der Kardinal beim Auspacken so sehr erschrack, daß er das Buch nicht mit der Hand berührte, sondern mit der Feuerzange anpackte und ins Kaminfeuer schleuderte. Er war in seinen jüngern Jahren, ehe er Papst wurde, oft zur Possenreißerei aufgelegt, maskirte sich noch als Consistorial-Advokat zur Carnevalszeit stets als Doctor, seinen Lehrstuhl auf der Straße aufschlagend, um den Vorübergehenden satyrische Strafpredigten zu halten und seine Maske erhielt ungemeinen Zulauf und Beifall. Als er aber Papst geworden war, wollte er diese Lustbarkeiten, die damals in Rom gar zu ausschweifender Art waren, ganz abschaffen; auf die Vorstellung jedoch, daß er hiedurch das Mißvergnügen des Volks wach rufen würde, ließ er es beim Alten.

Bei geistlichen Churfürsten.

Mainz.

Am Hof zu Mainz hieß der Narr Hofschnackenmacher und wenn es keine schnackischen Tyroler oder Puderbeutel gab, so gab es genug schnakkische Kutten, vorzüglich unter den Franzis-

kanern, die nebenbei oft noch die Hofbeichtväter machten. *)

Der Churfürst Brendel zu Mainz fragte seinen Narren, wie ihm die vergoldete Kanzel gefalle, die er hatte machen lassen. „Wie ein hessischer goldener Becher," erwiderte der Narr, „in den man sauer Bier einschenkt; ebenso stellt Ihr einen diebischen Mönch auf die Kanzel!" *)

Der Churfürst Wolfgang hatte einen Narren Namens Witzel, der etwas Latein verstano. Einst wurde er nun gefragt, ob er auch wisse, cujus generis das Wort mater sei? „Meine Mutter," sagte er, „ist generis feminini, aber die Deinige ist generis communis!" *)

Der Cardinal Albert, der zugleich Churfürst zu Mainz, Erzbischof zu Magdeburg und Bischof zu Halberstadt war, hatte einen Narren Namens Pastore, dessen Name durch folgende Begebenheit bekannt ist. Als Georg Winkler aus Bischofswerra im Jahre 1527 die erste protestantische Predigt zu Halle hielt und in der Domkirche daselbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte, wurde er von dem Cardinal Albert nach Aschaffenburg geladen, sich hierüber zu verantworten. Statt ihn aber

---

*) Demokritos XII. 170.
**) Zinkgref, II. 94.
***) Weidner III. 337.

wieder in Frieden zu entlassen, wie ihm zugesichert gewesen, nahm man ihm zuerst seinen Reisegefährten und dann auch sein Pferd. Der Hofnarr des Churfürsten, Namens Pastore, lehnte ihm hierauf aus Mitleid seinen Klepper und gab ihm einen Geleitsmann auf zwei Meilen. Im Aschaffenburger Wald wurde er aber dennoch von Meuchelmördern überfallen und ermordet, und die freundliche Sorge des Narren war somit vereiltelt. *)

In Cöln.

Von einem ungenannten Narren citirt Flögel aus Brant in dessen altdeutscher Sprache folgende Anekdote; „Ein Bischoff hatt zu seinem Wolluſt ein Narren, der lag allzyt by Im an seinem Bett. Do aber zu Zeiten ein Nunn auch am selben Bett lag, das mer Fieß dann gewon, was am Bett waren, begreiff er ein Fuß, und fragt, weß der wer. Sprach der Bischoff, er wer sein. Do er nun den andern, dritten und vierten anrurt, sprach der Bischoff, sie weren alle sein. Do stand er alsbald eilends off und luff an das Fenster und ruft mit großer Stimm, laufen all herzu, und sehent ein neu ungewohnt Wunder, denn unser Bischoff

---

*) Flögel S. 442.

ist vierfüßig worden. Also öffenbart er das Laster seines Herrn.

„Fürwar, unweiser ist der, dann ein Narr, der sich mit Narren freuet, denn kein Narr (als Solon spricht) mag stillschweigen. Und wiederumb (als Cicero sagt) der ist minder ein Narr, dem nichts in Sinn kommet, denn der wo zugiebt und verhenkt, was eun andern torrechten in das Gemüt kommen ist. Aber ohn Zweifel, daß der Narrenzahl ohn Ende, werden etwan die Narren erhöht von den Mächtigen, wie ein Cederbaum auf dem Berge Libanon, und werden uffgenommen für ihre Kanzler und Räthe, so doch einem Narren die Weisheit zu hoch ist. Und wie der Schnee im Sommer, und der Regen in der Ernen, also ist unziemlich dem Narren die Glory und Er der Hochschätzung oder Hochhaltung."

Bei dem Churfürsten von Cöln war ein gewisser Junker Wießweiler lustiger Rath und Freudenmacher. *)

Als der Graf von Isenburg von Cöln abmarschirte, um Andernach, das von den Schweden im dreißigjährigen Krieg genommen worden war, wieder zu erobern, und ihm Alles zu seinem Feldzuge Glück wünschte, war Junker Wießweiler, der lustige Tischrath des Churfürsten der Einzige, der dieß nicht that. Um den

*) Zinkgref, III. S. 370.

Grund befragt, sagte er: wie sollte ich das thun, sein Name steht ja nicht mit rothen Buchstaben im Kalender! womit er sagen wollte, der Graf habe im Kriege noch keine Wunder gethan!

Ein Hofcavalier muthete dem Junker einst zu, ihm kurzweilige Possen zu machen. Er wies aber dieses Ansinnen entrüstet zurück. „Ich bin des Churfürsten Narr," sagte er, „aber nicht jedes Narren Narr!"

Der Churfürst hatte ein niedliches Hündchen, um welches ihn Junker Wießweiler schon einige Male vergebens gebeten hatte. Nun hatte er aber mit einigen Hofleuten eine Wette eingegangen, daß er dasselbe ganz gewiß zum Geschenk erhalten werde, weßhalb er den Churfürsten wiederholt darum bat, ohne ihm jedoch den eigentlichen Grund zu sagen. „Nun ja," sagte endlich der Churfürst: „du kannst den Hund haben, wenn du ihm einen Kuß auf den Hintern gibst." Wießweiler bedachte sich nicht lange, dieß zu thun, und bekam den Hund. Einige Zeit nachher gereute es den Churfürsten, das Hündchen verschenkt zu haben," äußerte sich daher gegen den Junker, er solle es ihm wieder schenken. „Euer Churfürstl. Gnaden," sagte er, „wissen den Preis, um den ich es erhalten habe, dafür können Sie es wieder haben!"

Bei Kardinälen.

Der Kardinal Medici hatte einen Narren Namens Carafulla, einen der aufgewecktesten und witzigsten Köpfe seiner Zeit, der bei dem Kardinal sehr beliebt war. Einst war von dem Wappen eines gewissen Herrn die Rede, der sehr wenig Verdienste hatte. Das Wappen war ein Weinstock, der sich um einen Birnbaum schlang, welcher mitten in einem Getreidefelde stand. Der Kardinal fragte Carafulla: was dieses Wappen wohl bedeuten solle. „Nichts Anderes," entgegnete er, „als daß es un gran vituperio (ein großer Schimpf) ist, daß ein solcher Mensch zu einer solchen Würde gelangen konnte." Das Wortspiel liegt in den Worten gran (Korn), vite (Weinstock) und pero (Birnbaum).

Ein andermal wurde er gefragt, woher wohl der Ausdruck Bombarda rühre? „Von den drei Wirkungen, die sie hat," entgegnetr er: „rimbomba, arde e da *)."

Ein anderer Possenreißer im Hause des Kardinals Hippolito Medicis war Barciacca von Ravenna, der wegen seiner Schwänke bei allen

---

*) Vergleiche die ähnliche Anekdote von Taubmann.

Hausgenossen des Kardinals beliebt war, bis auf einen Kammerdiener, der ihn durchaus nicht leiden, konnte, und deßhalb dem Hausmeister beständig in den Ohren lag, er solle doch den liederlichen Burschen wegjagen, der doch auf der Welt zu nichts nütze wäre, als zum Fressen und Saufen. Barciacca hörte dieß und beschloß, sich bei dem Kardinal selbst zu beklagen. Eines Tages nun nach der Tafel warf er sich dem Kardinal zu Füßen und beschwor ihn bei allen Heiligen, ihm ein paar Worte zu erlauben. „Nun so rede!" sagte der Kardinal, begierig, was er zu hören bekommen sollte. „Gnädigster Herr! — ließ sich Barciacca vernehmen — ich höre, daß ein übelgesinnter Mensch an Ihrem Hofe es durchaus dahin bringen will, daß ich fortgejagt werde. Da ich mich nun aber lieber mit eigenen Händen aufhängen wollte, als einen so gnädigen Herrn verlassen, wie Sie, so bitte ich Sie demüthigst, mich in Ihren Schutz zu nehmen und nicht zu erlauben, daß eine solche Grausamkeit an mir ausgeübt werde. Wenn Sie sich nach den Eigenschaften meines Feindes und den meinigen erkundigen wollten, so würden Sie finden, daß er viel weniger verdient, in Ihrem Hause zu bleiben, als ich, denn er ist ein solcher Geizhals, daß ihm Jedermann im Hause spinnenfeind ist; ich hingegen bin so freigebig, daß ich nie einen Kreuzer übrig habe." „Aber was geht denn das mich an?" erwie-

derte der Kardinal, „Deine Freigebigkeit nützt mir ebenso wenig, als mir der Geiz Deines Feindes schadet!“ „Das ist wohl Ihr Ernst nicht,“ wendete Barciacca ein, „was Sie da zu sprechen belieben. Sie, gnädigster Herr (Gott wolle Sie noch lange erhalten), sind so freigebig, daß Jedermann sich gar nicht satt an Ihnen loben kann. Außer Ihren Bedienten unterhalten Sie noch so viele andere Personen, blos weil diese es bedürftig sind; sollte nun derjenige, der Ihnen gleich ist, und von Ihnen geschätzt wird, fortgejagt, und der, welcher das Gegentheil thut, beibehalten werden?“ „Gut,“ sagte der Kardinal, „aber worin bist Du mir denn gleich?“ „In der cheistlichen Liebe, gnädigster Herr! weil ich eine eben so große Menge täglich zu unterhalten habe, als Sie selbst.“ „Und wer sind die, laß hören!“ „Das will ich Ihnen sagen, gnädigster Herr! Kaum habe ich mich niedergelegt, so kommen, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, ganze Hunderte, ja ich möchte sagen Täusende — von Mücken, Flöhen und Wanzen über mich, die sich an mir sättigen! Sehen Sie hieher und Sie können sich von der Thatsache überzeugen.“ Und damit warf er seinen Mantel ab, in welchen er sich eingehüllt hatte, so daß er nur mit kurzen Unterbeinkleidern vor dem Kardinal stand. „Diese großen Flecken hier“ — fuhr er fort — „sind von den Mücken, diese kleineren rühren von

den Wanzen her und die ganz kleinen von den Flöhen. Nun bedenken Sie, gnädigster Herr! ob es, da ich so viele Geschöpfe zu ernähren habe, nicht nothwendig ist, daß ich selbst esse und trinke?" Der Kardinal konnte vor Lachen das Ende seiner Litanei nicht erwarten, er erkundigte sich nach dem Feinde seines lustigen Raths, und da er allgemein hörte, daß es ein verbissener filziger Kerl sei, so entfernte er ihn aus seinen Diensten und setzte Barciacca an seine Stelle.

Der Kardinal Wolsey, der Sohn eines Fleischers, hatte auf der Stufenleiter geistlicher Würden den hohen Rang eines Kardinals und Erzbischofs von York erstiegen. Als er Kardinal wurde, sagte sein Narr zu ihm: „Gottlob! daß Sie Kardinal geworden sind. Nun wünsche ich nichts mehr, als daß Sie bald Pabst werden möchten!" „Und warum?" fragte der Kardinal. „Sanct Petrus," versetzte dieser, „war von Profession ein Fischer, und setzte die Fasten ein, damit er seine Fische desto theurer verkaufen könnte; da aber Euer Eminenz aus der Fleischerzunft herstammen, so werden Sie gewiß die Fasten abschaffen und statt derselben Fleischspeisen einführen, damit ihr Handwerk desto mehr verdienen kann." —

Eben dieser Kardinal ließ sich noch bei seinen Lebzeiten ein sehr schönes Grab und eine prächtige Grabschrift machen. Während man

daran arbeitete, kam er oft, um darnach zu sehen. Als er einmal auch wieder bei den Arbeitern stand, sagte sein Narr zu ihm: „Euer Eminenz thun sehr wohl daran, daß Sie schon bei Lebzeiten in Ihr Grab hinein gehen, denn todt werden Sie doch nicht hineinkommen!“ Der Kardinal lachte hierüber, aber die Prophezeiung des Narren traf wirklich ein; denn als der Kardinal bei dem König Heinrich VIII. von England in Ungnade gefallen war und als Gefangener nach London gebracht werden sollte, starb er unterwegs und kam nicht in das schöne Grab, das er sich hatte bauen lassen.

Der französische Kardinal Richelieu hatte verschiedene Lustigmacher. Einer seiner ausgezeichnetsten aber war Boisrobert, aus Caen gebürtig, der sich durch seinen treffenden beißenden Witz, seine lustige Laune und humoristischen Einfälle die Gunst des Kardinals in hohem Grade erworben hatte. Er wurde später Abt, Prior und sogar Staatsrath. Ueberdieß ward er nebst seinen Brüdern in den Adelsstand erhoben. An der Errichtung der französischen Akademie, die sich im Anfang bei ihm versammelte, hatte er sehr großen Antheil. Er starb 1662, etwa 70 Jahre alt. Außer verschiedenen Gedichten, Briefen, Novellen und andern Schriften verfaßte er auch achtzehn dramatische Stücke. Bald las er dem Kardinal seine Verse vor, bald unterhielt er ihn aus der

Skandal-Chronik des Hofes und der guten Stadt Paris. Boisrobert liebte große Gesellschaften, und besonders solche, wo Lustigkeit und Vergnügen vorherrschend waren. Seine Declamationen fanden stets ungetheilten Beifall; er hatte eine angenehme Aussprache, viel Phantasie; sein Vortrag wurde durch passende Stellung und Geberden gehoben; zudem besaß er das Talent, sich in alle menschlichen Leidenschaften zu versetzen, so daß er besonders ein tragischer Meister war. Nichts hörte er lieber, als Mondori, einen der geschicktesten Schauspieler seiner Zeit. Dieser spielte einst in Gegenwart des Kardinals in dessen Hotel die Hauptrolle einer Tragödie so vorzüglich, daß der Kardinal vor Rührung wirklich Thränen vergoß. Boisrobert behauptete, er wolle es doch noch besser machen, als Mondori; der Kardinal nahm ihn beim Wort, und ließ den Schauspieler zu sich bitten, um über die Declamation Boisroberts selbst zu urtheilen. Dieser aber spielte seine Rolle, die nämliche, die Mondori gespielt hatte, so ausgezeichnet und meisterhaft, daß selbst Mondori weinen mußte. Seine Feinde nannten ihn daher spottweise nur den Komödianten Mondori, was ihm aber höchst gleichgültig war.

Richelieu war ein Freund von Possen und Schwänken, wenn es nur die Leute nicht erfuhren und sein Stolz dadurch nicht beleidigt

wurde. Nach Tische machte er gewöhnlich heftige Körperbewegungen, theils sich zu belustigen, theils der Verdauung wegen. Der Herzog von Grammont, der seine Niece geheirathet hatte, traf ihn einst nach Tisch in der großen Gallerie, wie er eben an der Wand in die Höhe sprang, so hoch er konnte. Grammont, ein kluger Hofmann, der wohl wußte, daß es den Kardinal schon beleidige, wenn man ihn bei etwas überraschte, das er nicht wissen lassen wollte, sagte nur: „o ich kann noch besser springen als Euer Eminenz," und machte die Luftsprünge des Kardinals nach, der ihn deßhalb um so mehr schätzte, weil er es verstanden hatte, sich in seine Laune zu finden. Boisrobert hatte einen Neffen, den er dem Kardinal gerne vorgestellt hätte. Dieser ging eben in dem Garten um ein großes Bassin herum spazieren, aber von zu vielen Hofleuten umgeben, als daß an ein Vorkommen zu denken gewesen wäre. Boisrobert führte daher einen Staatsstreich aus. Er stieß seinen Neffen geradezu in das Bassin, was allgemeines Aufsehen erregte, so daß auch der Kardinal sich umsah. Das hatte auch Boisrobert beabsichtigt. „Wer hat diesen Spektakel veranlaßt?" fragte der Kardinal. „Es ist nur mein Neffe," erwiederte Boisrobert, „den ich Euer Eminenz hiemit vorstelle und zu Gnaden empfehle, er hat deren sehr nöthig." — Am Abend sagte der Kardinal zu Boisrobert: „Bist Du denn

närrisch, daß Du mir Deinen Neffen in solchem Aufzuge vorstelltest?" „Ich weiß, was ich thue," entgegnet Boisrobert; „hätte ich ihn Euer Eminenz so wie einen Andern seinesgleichen vorgestellt, so würden Sie ihn nicht beachtet haben; durch dieses kleine Intermezzo aber hoffe ich, werden sich Euer Eminenz seiner erinnern und nicht vergessen, etwas für einen Menschen zu thun, der sein Leben gewagt hat, um vor Ihre Augen zu kommen. Boisrobert hatte sich nicht getäuscht, sein Neffe erhielt eine gute Pfründe.

Ueberhaupt wurde Boisrobert von seinen Verwandten beständig überlaufen, ihnen bald Dieses, bald Jenes bei Hofe auszuwirken; daher schrieb er einst an den Kanzler Seguier, bei welchem er auch eine Bitte anzubringen hatte: „Melchisedech war ein glücklicher Mensch und sein Glück ist der Gegenstand meiner Wünsche: er hatte weder Brüder noch Neffen."

Wegen ausschweifender Lebensart und liederlicher Streiche verscherzte Boisrobert die Gunst des Kardinals, obgleich dieser seine Schwänke und Possen gerne leiden mochte. Als man — erzählt Flögel — vor dem Kardinal zum erstenmale die Tragödie Miraure aufführte, hatten nur diejenigen dabei Zutritt, welche vom Kardinal ausdrücklich dazu eingeladen waren. Boisrobert aber führte doch heimlich einige Frauenzimmer von zweideutigem Rufe ein. Die Herzogin von

Aiquillon, die ihn nicht leiden konnte, stellte dem Kardinal vor, daß Boisrobert allein sich unterstanden, gegen seine Befehle zu handeln und daß er Angesichts der Königin und des ganzen Hofes seinen Palast beschimpft hätte. Auf diese Anklage verwies ihn der Kardinal aus Paris. Nach einigen Monaten schickte die Akademie einige Mitglieder an den Kardinal, die ihn bitten mußten, Boisrobert aus der Verbannung zurückzuberufen, worauf aber der Kardinal nicht einging. Um diese Zeit wurde der Kardinal krank. Sein Leibarzt Citois, welcher wußte, daß die Krankheit blos von einem Verdruße herrührte, und daß der lustige Umgang mit Boisrobert viel zur Genesung beitragen würde, schrieb auf das Recept: „Recipe Boisrobert!“ und überreichte es dem Kardinal, welcher ihn sofort aus der Verbannung zurückberief. Allein Boisrobert genoß die neue Gnade nicht lange, denn der Kardinal starb noch im nemlichen Jahre.

Am besten war Boisrobert im Erzählen der Geschichte der drei Racan's, welche wir wörtlich anführen wollen, wie sie Flögel erzählt*). Zwei gute Freunde des Marquis v. Racan erfuhren, daß Racan der Mademoiselle Gournai hatte sagen lassen, daß er sie besuchen wolle. Sie war aus der Gascogne, sehr lebhaft und

*) Flögel S. 451.

rasch, übrigens war sie ein schöner Geist und daher hatte sie sehr verlangt, als sie nach Paris kam, den Racan zu sprechen, den sie von Person noch nicht kannte. Der erste von seinen Freunden kam ein oder zwei Stunden eher, als der wahre Racan sich hatte anmelden lassen, zu der Gournai. Er erhob die Werke, welche sie hatte drucken lassen, bis in den Himmel. Nach einer Viertelstunde empfahl er sich, und Niemand war vergnügter, als die Gournai, daß sie den Racan gesehen hätte. Kaum war er fort, so meldete man ihr einen andern Racan an. Sie glaubte anfänglich, es wäre der erste, der nur etwas vergessen hätte, ihr zu sagen. Aber wie erstaunte sie, als sie eine ganz andere Gestalt erblickte. Sie fragte ihn einmal über das andere, ob er wirklich der wahre Racan wäre, und erzählte ihm, was ihr soeben mit einem andern Racan begegnet wäre. Der zweite Racan fand sich sehr beleidigt, daß ein Fremder seine Rolle gespielt, und schwur, sich zu rächen. Die Gournai war mit diesem Racan noch besser zufrieden, als mit dem ersten, weil er in ihrem Lobe noch viel verschwenderischer war, als jener. Sie hielt ihn mit einem Wort für den rechten Racan und den ersteren für einen Betrüger. Kaum war dieser fort, so ließ sich der wahre Racan anmelden. Hier verging nun der Gournai alle Geduld. „Wie! noch ein Racan?“ rief sie zornig aus, „führt denn der Henker alle Racans

zu mir?“ Doch ließ sie ihn eintreten und fragte ihn gleich mit stolzer Miene, ob er etwa käme, sie zu verspotten?“ Racan, der eben nicht viel Mundwerk hatte, erstaunte über diese Aufnahme, daß er nur stotternd antworten konnte. Dieses schüchterne Wesen bestärkte die Gournai in ihrer Meinung, daß der Mensch abgeschickt wäre, sie zu verhöhnen; sie zog daher ihren Pantoffel aus und keilte so gewaltig auf ihn los, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, das Hasenpanier ergriff. Menage hat diese Scene den Boisrobert selbst in Gegenwart des Marquis Racan meisterhaft spielen sehen, und als man den Marquis fragte, ob sich die Sache wirklich so verhalte, sagte er: „Ja, es ist etwas daran! Uebrigens findet man die ähnliche Anekdote schon vom Jahr 1624 und in einem noch älteren Buche aus dem sechszehnten Jahrhundert*).

Außer Boisrobert hatte der Kardinal Richelieu auch einen gewissen Karl Franz d'etbra de Raconis um sich. Dieser war auf einem Schlosse dieses Namens geboren und in der reformirten Confession erzogen, trat aber später zum katholischen Glaubensbekenntniß über. Zuerst lehrte er unter großem Zulauf Philosophie, später aber Theologie in der Sarbonne zu Paris; nachmals wurde er Bischof zu Lavaur in Ober-Languedoc und starb den 16. Juli 1646 auf seinem Schlosse

---

*) Flögel S. 452.

Raconis. Dieser Raconis, der sich auch als Schriftsteller einen Namen erworben hatte, spielte bei dem Cardinal den Possenreißer, obgleich er ein Doctor der Sorbonne war. Der Cardinal gab ihm bisweilen einen wunderlichen Text auf, über welchen er in seinem verschlossenen Zimmer aus dem Stegreif predigen mußte. Richelieu unterhielt ihn blos, seiner Possen wegen, um durch das Lachen das Verdauungsgeschäft zu befördern. Wenn der Cardinal befahl, Niemand, es möchte auch sein, wer es wollte, vorzulassen, wenn Raconis als Hanswurst vor ihm predigte, pflegte er zu seinen Vertrauten zu sagen: „Man glaubt, wir hätten hier die wichtigsten Religionsgeschäfte abzuhandeln*)."

Bei Erzbischöfen und Bischöfen.

Bei dem Erzbischof Ernst von Magdeburg bekleidete eine Zeit lang Claus Narr, von dem schon oben die Rede war, das Amt eines Hofnarren. Als Claus einst ein sammtenes Polster aufriß und die Federn im Zimmer umherstreute, war nur der Hund des Erzbischofs im Zimmer. Als der letztere bald darauf ins

*) Flögel S. 453.

Zimmer trat und die Menge umhergestreute Federn sah, fragte er den Narren, wer dieß gethan habe. Noch war er nicht zu Ende, so kroch der Hund, (der Lepsch hieß) aus einer Ecke hervor und lief zu seinem Herrn, sich dehnend und das Maul weit aufreißend. Der einfältige Claus aber glaubte, der Hund wolle ihn verrathen, hielt ihm daher geschwind das Maul zu, indem er schrie: „Lepsch! laß nichts schnappen!“ Daher kommt das damalige Sprichwort, wenn man Jemand Schweigen anempfehlen wollte: „Lepsch! laß nichts schnappen!“

Der Narr des Bischofs von Bamberg hatte die fixe Idee, er sei der Bruder von Christus. Er feierte deßhalb mit allerhand Gaukeleien fleißig das Andenken an den Einritt Christi in Jerusalem, sein Leiden, sein Sterben und seine Auferstehung. Einst hatten die Nürnberger eine Unterhandlung mit dem Bischof, weil er einige Leute von ihnen gefangen hatte. Nachdem die Sache durch die Räthe vorgetragen war, ließ der Bischof die Nürnberger zu Tische laden, und beim Abschied gab der Bischof jedem einzelnen die Hand. Der Narr sah das Alles mit an, das Gepränge, Händeküssen, Bücken und Kappenrücken. „O, lieber Bruder Jesu!“ sagte er überlaut, „am Palmsonntag empfing man Dich auch schön, wie ging Dir's aber hernach? Sie schlugen Dich

---

*) Zinkgref, I. 323.

ans Kreuz." Der Narr wollte damit sagen, alle diese Bekomplimentirungen seien nur Spiegelfechtereien, und von gegenseitigem Worthalten sei keine Rede.

Am Hofe des Bischofs von Bamberg befand sich noch ein anderer Narr, ein vierschrötiger Bauer, der im Gebirge unter dem Vieh aufgewachsen war, und der eine solche Behendigkeit und Gewandtheit besaß, daß es viele Leute für Zauberei hielten. Das sonderbarste war aber, daß er seine Künste nicht in aufrechter Stellung, sondern wie ein Thier auf allen Vieren machte. Zu gleicher Zeit hatte der Bischof einen Zwerg Namens Martinet, der den vierfüßigen Bauern als Pferd gebrauchte, wie einen Bären im Kreis herumführte, und auf mancherlei Art benützte. Wenn es dem Bauern einfiel, so warf er seinen Reiter auf einen Ruck herunter, er mochte so fest sitzen, als er wollte. Sodann fing der Bauer einen Kampf mit den Jagdhunden und englischen Doggen an, welche er durch sein Bellen und seine über den Kopf herunterhängenden Haare so in Schrecken setzte, daß sie so schnell als möglich aus dem Zimmer liefen. Oft packte er die kleinen Hunde, und auch mitunter die großen Bullenbeißer mit den Zähnen an, schleppte sie mit allerlei seltsamen Sprüngen in allen Ecken des Zimmers herum, und zwar auf allen Vieren, so daß es ihm kaum ein Affe gleich gethan hätte. Bald sprang er einem der Gäste

von hinten auf die Schultern und von diesen auf die Tafel, ohne daß er dabei irgend ein Tafelgeräth berührte. Auf dem obersten Gipfel der Häuser sei er, sagt man, so sicher wie eine Katze herumgelaufen *).

Der Narr des Bischofs von Münster ging einst auf das Feld hinaus und säte Steine. Als man ihm bemerkte, er solle lieber kluge Leute säen, entgegnete er, das würde ich gerne thun, aber das Land trägt keine. *)

Der Bischof Julius zu Würzburg ließ einst seinen Narren wegen eines gar zu groben Streiches einsperren. Als ihn der Stockmeister in das Gefängniß brachte, wo der Narr nichts als den nackten Boden erblickte, bat er um etwas Stroh, um sich darauf legen zu können. Der Stockmeister holte Stroh, während er aber das Lager bereitete, schloß ihn der Narr ein. Den Schlüssel brachte er dem Bischof und sagte: „Es hat mich viele Mühe gekostet, den Schurken einzuschließen!" „Kerl!" sagte der Bischof, „Du solltest ja in's Gefängniß und nicht der Stockmeister!" „Dann müssen wir einander nicht recht verstanden haben," entgegnete der Narr.

Damals hielt sich auch der Tyroler Prosch in Würzburg als Lustigmacher auf, wo er den

---

*) Flögel S. 455.
**) Zinkgref II. Th.

Titel „Nachtstuhlverwalter“ hatte. An der Rittertafel zu Mergentheim gab man ihm einst seine Nationalspeise: Knödel, aber mit einer Purganz vermischt; nach der Tafel mußte er sogleich mit einigen Rittern nach Würzburg fahren, hinten auf; bald wirkte die Purganz; er sprang herab, erleichterte sich, lief dann wieder dem Wagen nach und so ging es fort bis Würzburg, während die hochwürdigen Spaßmacher sich im Wagen zu todt lachen wollten.*)

Bei Aebten.

Als der dicke und fette Abt zu Einsiedeln einst über den Züricher See fuhr, sagte sein Narr zu ihm: „Ach, was gäbe das für eine köstliche Milchsuppe!“ „Und was wolltest Du hineinbrocken?“ fragte der Abt. „Lauter Mönche und Pfaffen,“ entgegnete der Narr, „und der Teufel müßte mir die Suppe ausfressen.“ „Und wolltest Du,“ fragte der Abt weiter, „daß der Teufel auch mich fressen sollte?“ „Warum,“ entgegnete der Narr, „sollte ich dem Teufel nicht auch einen guten und fetten Bissen gönnen?“ *)

---

*) Demokritos XII. 169.
**) Zinkgref II. Th.

Der Abt zu Marchthal beabsichtigte einen prächtigen Palast zu bauen und stellte deßhalb allerlei Berathschlagungen an. „Wie mögt Ihr Euch doch so unnütze Sorgen machen," sagte sein Narr Matthias zu ihm, „nehmt eine frische H..., geht in Eure Stube und dienet Gott in Ruhe!"

Als er einst zu Fuß durch ein Wasser gegangen war, sagte er nachher: „Wie viel hab ich doch gewagt, daß ich durch das Wasser gegangen bin; denn wenn ich ertrunken wäre, würde es mir mein Herr nie verziehen haben." *)

Der Abt George zu Zwiefalten hielt sich zu seiner Kurzweil auch einen Narren, Namens Johannes. Als dieser einst ein Kalb suchte, das sich verlaufen hatte, wurde er genöthigt, die Nacht in einem Walde zuzubringen. Hier setzte sich eine Eule über ihn und schrie: weg, weg! Der Narr, welcher glaubte, sie wolle ihm den Weg zeigen, wurde unwillig. „Warum kamst du nicht bei Tag," sagte er, „und zeigtest mir den Weg, wo soll ich denn jetzt im Finstern hingehen?" Nicht lange darauf kam ein Hirsch, der Blätter fraß. „Nun," sagte der Narr, „wenn dieses den Hunger stillt, kann ich's auch thun." **)

---

*) Zinkgref III. 384.
**) Flögel S. 457.

Volksnarren und Volkslustigmacher.

Wie die hohen Herrschaften ihre Hof- und Hausnarren hielten, so hatte damals fast überall auch das Volk seine Lustigmacher, an deren derben Possen und Schwänken es sich bei festlichen Gelegenheiten, bei denen nach damaliger Sitte der Narr nicht fehlen durfte, weidlich ergötzte. Die eigentlichen Volkslustigmacher waren meist Leute von niederem Herkommen, ausgerüstet mit einem unverwüstlichen Humor, der sich stets in der derben Denk- und Handlungsweise des Volks aussprach. Oft waren es auch Leute, welche die Lust und Freude an Possen und Schwänke bis an ihr Lebensende nicht verließ und die selbst beim Herannahen des Todes noch Anwandlungen komischer Laune hatten. So erinnert sich Flögel — wie er erzählt — aus seiner Jugend eines Spaßmachers zu Jauer, der nicht ruhig sein konnte, wenn er nicht An-

dere foppte und seine Gäste — er war ein Weinwirth — immer in lautem Gelächter erhielt; wenn er keine Gäste hatte, stellte er sich in seinem Schlafrock mitten auf die Gasse und lauerte mit seinen Spionsaugen, ob er irgendwo einen lächerlichen Gegenstand ausforschen könnte. Als er sich dem Ziele seines Lebens näherte, setzte ihm seine Frau das Krankenbette in die Hölle*), um ihn durch die nahe Wärme des Ofens zu erquicken. Seine Lust zum Scherzen verließ ihn aber auch da nicht. „Was machst Du?“ fragte er seine Frau, „die Leute werden sagen, ich sei lebendig in die Hölle gefahren!“

Bei der allgemein vorherrschenden Neigung jenes Zeitalters zum Narrenwesen war die Anzahl dieser Volkslustigmacher keine geringe, wie aus der Sittengeschichte jener Zeit deutlich hervorgeht. Diese Blätter indeß müssen sich auf die bekanntesten unter ihnen beschränken; von Allen aber war Tyll Eulenspiegel der berühmteste.

Dieser weltbekannte Abenteurer, geboren zu Kneitlingen, einem wolfenbüttelschen Dorfe unweit Schöppenstädt, starb ungefähr im Jahre

---

*) Hölle, Helle, in den damaligen bürgerlichen Wohnungen der meist verdeckte, schmale und gewöhnlich dunkle Raum zwischen dem Stubenofen und der Wand.

1350 in dem in der Nähe von Lübeck gelegenen Städtchen Möllen, wo sich sein Grabmal befindet. Dasselbe steht nicht weit von der Kirchthüre in einem Häuschen, worin der Stein an die Kirchenmauer angelehnt ist. Ehemals befand sich der Stein auf dem freien Kirchhof unter einer Linde, unter welcher Eulenspiegel begraben liegt. Um das Denkmal vor der Witterung und böswilliger Beschädigung zu schützen, wurde der Stein, schon vor mehr als 150 Jahren an die Kirche gelehnt und ein Häuschen darüber gebaut, das, ringsum verschlossen, nur gegen vorne ein offenes Fenster hat. Der Stein selbst ist über vier Ellen hoch und etwa eine Elle breit. Eulenspiegels Bildniß ist in Halbfigur darauf ausgehauen; er hält eine Eule und einen Spiegel in der Hand. Unten las man ehemals die Inschrift:

Diesen Stein soll Niemand erhaben,
Hier steht Eulenspiegel aufrecht begraben!

Die lustigen Schwänke und Streiche Eulenspiegels waren so weltbekannt, daß mit seinem Namen jetzt noch alle muthwillig-lustigen, närrischen Streiche, aus reiner Freude an solchen verübt, bezeichnet werden; denn derartige Schwänke in Menge treibend, durchzog Eulenspiegel Niedersachsen und Westphalen, ja er kam selbst nach Polen und Rom. Die Beschreibung seiner Possen hat sich als Volksbuch bis auf unsere Zeit

erhalten und zwar nicht bloß bei den unteren Volksklassen, sondern auch bei den Gebildeten. Der berühmte Mathematiker Euler soll es seinen Söhnen in der ersten Jugend schon in die Hand gegeben haben und sich daraus auf dem Spanziergang habe vorlesen lassen, worüber sie öfters in Feldgräben gefallen seien; und Flögel sagt von sich selbst, daß die Geschichte Eulenspiegels sein erstes Lesebuch gewesen, aus dem er das Lesen fast ganz allein erlernt habe; weil es ihm in den gewöhnlichen Lesebüchern nicht habe glücken wollen, da er ihren Inhalt nicht begriffen habe.

Wann und in welcher Sprache die Schwänke Eulenspiegels zuerst geschrieben worden, läßt sich schwer bestimmen. Aus dem Titel der alten Volksausgabe scheint übrigens zu erhellen, daß sie zuerst in der plattdeutschen Sprache geschrieben gewesen, und man hat, jedoch ohne triftige Gründe, geglaubt, daß der durch seine „Narrenbeschwerung und Schelmenzunft" und andere derartige Schriften auch sonst bekannte Franziskaner Thomas Murner (ein Doktor der Theologie und Gegner Luthers), der Uebersetzer sei. Die Urtheile der Nachwelt haben nicht bloß den ästhetischen, sondern auch den sittlichen Werth dieses Volksbuchs angegriffen; Unanständigkeiten sind freilich häufig darin zu finden, sie fallen aber dem Zeitalter zur Last, in welchem der Schalk lebte und seine Schwänke geschrieben

wurden. Uebrigens erhielt es sich Jahrhunderte als Lieblingsbuch nicht nur des deutschen Volks, sondern auch vieler andern Nationen, denn es ist in die lateinische, französische, englische, holländische und polnische Sprache übersetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt und mit Anmerkungen herausgegeben und neu eingekleidet worden.

Auf einem Holzschnitte zu der 95. Historie einer lateinischen Ausgabe Eulenspiegels befindet sich das Wort „Brems.“ Was dieses Brems bedeutet, erklärt Flögel aus der betreffenden Historie selbst, welche wir hier wörtlich folgen lassen.

„Eulenspiegel wurde auf eine Zeit von einem Dorfpfaffen redlich bezahlt, der bedurfte eines Glöckners, nahm Eulenspiegeln an und dingete ihn. Als er nun eine Zeit bei ihm war, da sahe er wohl, daß der Pfaffe ein leckerhafter Mann war bei den Frauen, und auf einmal sprach er: „„Herr, ich wollte gern wissen, wie viel Frauen ihr doch in diesem Dorfe versucht hättet; saget mirs insgeheim, es soll bei mir bleiben!““ Der Pfaffe sagte: „„Ich will Dir es kund thun, ich vertraue es Dir als meinem getreuen Knecht, künftigen Montag ist ein Feiertag, da wird ein groß Opfer gehalten. Wenn ich über dem Altar stehe und warte des Opfers, so stehe Du daneben und gib die Stol zu küssen, und wenn ich spreche: Brems, da habe Acht

darauf, dieselbe hab ich versucht.““ Nun ging die Schultheißin und Himburgin um den Altar, er sprach: „„„Brems!““ Es däuchte Eulenspiegeln seltsam und er schwieg. Indem geht Eulenspiegels Frau auch um den Altar, er sprach: „„„Brems.““ Eulenspiegel sagte: „„es ist meine Frau.““ Der Pfaffe sprach: „„es sei Deine Frau oder nicht, sie ist Brems, ich will Dir gar nicht Unrecht thun.““ Von Stund an nahm Eulenspiegel Urlaub und zog hinweg, und ließ das Weib bei dem Pfaffen.“ —

Hier noch eine Anekdote von Eulenspiegel aus einer neuern Ausgabe.

Eulenspiegel bekam einmal den Einfall, sich für einen gelehrten Doktor auszugeben, der besonders erfahren sei, geheimnißvolle Fragen zu beantworten. Er reiste daher von der Lüneburger Grenze, wo er sich eben befand, nach Prag, um die dortigen Professoren zu einem Wettstreit aufzufordern. Dort angekommen, kündigte er dieß Vorhaben mittelst Anschlagzettels so pomphaft an, daß die ganze Stadt auf den Ausgang dieser Sache im höchsten Grade gespannt war.

An einem bestimmten Tage nun forderte man ihn durch den Pedell ins Collegium. Eulenspiegel erschien und bestieg, wie ein Doktor angethan, den Lehrstuhl und der Rector begann:

Rector: Wie viel Wassertropfen enthält das Meer?

Eulenspiegel: Haltet die Flüsse auf, welche sich ins Meer ergießen, dann will ich es messen, berechnen und Eure Aufgabe bis auf den tausendsten Theil eines Tropfens auflösen.

Rector: Wie viel Tage sind vergangen von Adams Zeiten her bis auf diesen Tag?

Eulenspiegel: Sieben, und wenn diese sieben Tage verlaufen sind, so heben sich andere sieben wieder an und das währt bis ans Ende der Welt.

Rector: Wo ist der Mittelpunkt der Welt?

Eulenspiegel: Da, wo Ihr sitzt. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, so messet es, und Ihr werdet finden, daß kein Strohhalm daran fehlt.

Nun, würdiger Herr Rector, erlaubet mir auch eine Frage:

Wie kann man einen Zugwind in zwei gleiche Theile theilen?

Rector: Hiezu ist erforderlich, daß ich zuvor die Natur des Windes und dessen Kraft erforsche, daß ich die Gegend untersuche, woher er kommt, und ob er aus homogenen oder heterogenen Theilen gebildet sei, daß ich mich überzeuge, ob er von seinem Ursprunge in gerader Linie oder gebrochen, unter spitzen und stumpfen Winkeln ausgehe; daß ich die Witterung und den Dunstkreis untersuche, ob Sturm- oder Wirbelwinde in der obern Luft vorhanden sind;

daß ich das Minimum und das Maximum des Zugwindes ausmesse; daß ich . . .

Eulenspiegel: Viel zu viel Weitläufigkeiten! Suchet eine kleine runde Oeffnung, durch welche Ihr einen Zugwind ziehen sehet, haltet die Nase daran, dann wird in jedes Nasenloch gleich viel fahren und der Wind ist in zwei gleiche Theile getheilt.

Darauf schwieg die ganze Versammlung und biß vor Aerger die Zähne zusammen.

Ebenso berühmt wie Eulenspiegel ist als Volkslustigmacher der Pfarrer Arlotto.

Arlotto, dessen eigentlicher Name Arlotto Mainardi, ist den 25. Dezember 1396 zu Florenz geboren, war anfänglich Wollarbeiter, wählte aber später den geistlichen Stand und wurde zu Macinoli bei der Kirche St. Cresci, im Kirchsprengel von Fiesoli, Pfarrer und später zu St. Just in Florenz. Er starb den 26. Dezember 1483. Wegen seiner lustigen Schwänke und Eulenspiegeleien, die nach seinem Tode beschrieben und herausgegeben wurden, ist er in ganz Italien bekannt. Seinen lustigen Einfällen pflegte er gewöhnlich ein bezügliches, wahres oder erdichtetes Histörchen beizufügen. Seine Späße hält man für die schönsten und besten, die man in Italien hat, weil er in jenen Zeiten lebte, wo der florentinische Geschmack in seiner schönsten Blüthe stand.

Wir wollen hier einige Schwänke Arlottos folgen lassen.

Als Arlotto einst bei Francesco Dini, einem vornehmen Bürger zu Florenz zu Gaste war, sagte Dini zu ihm; Herr Pfarrer, ich habe einen guten Malvasier, wollen wir ihn vor oder nach dem Essen trinken? Arlotto entgegnete: die heilige Mutter Gottes ist Jungfrau gewesen vor in und nach der Geburt. Dini verstand den Wink, und der Malvasier kam nicht vom Tische.

Arlotto wurde einst gebeten, drei Scheffel Korn zu borgen." Ich bin es zufrieden," sagte er, gehe auf meinen Boden und nimm sie." Der Mann fand auf dem Boden nichts, ging wieder zum Pfarrer und sagte es ihm. „Ei," versetzte Arlotto, „du hast gewiß das Korn noch nicht wiedergebracht, was ich dir vor einem Jahre geliehen, sonst würdest du es gefunden haben." Der Mann begriff, ging ab und wunderte sich.

„In welchem Lande ist es am besten zu leben?" wurde einst Arlotto gefragt. „O es ist überall gut zu leben," entgegnete Arlotto, „nur da nicht, wo die Ausgabe die Einnahme übersteigt, und wo die Menschen mehr vermögen als die Gesetze."

Ein junger, wohlgekleideter Mensch erging sich einst in Gegenwart Arlottos in sehr unanständigen Redensarten. „Reden Sie doch,

junger Herr," sagte Arlotto, „reden Sie doch, wie es sich zu Ihren schönen Kleidern schickt, oder tragen Sie Kleider, die sich zu Ihren Reden schicken."

Nach einer langen Dürre fing es an zu regnen, als Arlotto eben mit einigen guten Freunden beim Abendessen war. Alle freuten sich über den wohlthätigen Regen und meinten, daß er nicht mit Gold zu bezahlen sei. „Es ist wahr," sagte Arlotto, „aber ich sehe nicht, daß ihr davon Gebrauch macht, denn kein Einziger von euch, die ihr den schönen Regen so preißt, thut auch nur einen Tropfen davon unter den Wein!" Die Herren lachten und tranken ihren Wein nach wie vor, ohne etwas von dem guten Regen darunter zu mischen. Nun waren auch Rebhühner und Bratwürste auf der Tafel. Arlotto kostete die Bratwürste und lobte sie über alle Maßen. „Nein," sagte er, in meinem Leben habe ich noch keine so delikaten Bratwürste gegessen." Alles fiel nun über die Bratwürste her. Inzwischen hielt sich Arlotto an die noch besseren Rebhühner, von denen er nach Herzenslust speiste. Als die Anderen mit den Bratwürsten fertig waren, wollten sie sich an die Rebhühner machen, von denen das Beste und Meiste Arlotto bereits verspeist hatte. „Das ist doch sonderbar," sagten sie zu Arlotto, „ihr lobt uns die Bratwüste, und eßt uns inzwischen die Rebhühner vor der Nase

weg." „Je nun," entgegnete Arlotto, ich habs gemacht, wie ihr; ihr lobtet das Wasser und habt reinen Wein getrunken; die Bratwürste waren gut, das ist wahr, aber die Rebhühner waren noch besser, das ist auch wahr."

Zu dem Begräbnisse des Bernardo Villamarina, eines großen Seehelden in florentinischen Diensten, hatte ein gewisser Francesco di Manetto, ein alter ehrlicher Kaufmann das Wachs geliefert, was ihm von Vielen mißgönnt wurde. Er ward deßhalb angeklagt, das Wachs verfälscht zu haben, was das Geknaster der brennenden Kerzen am besten beweise. Trotz aller Vertheidigung wurde der Kaufmann auch wirklich zu einer Geldbuße von 100 Dukaten, neben dem Verluste des gelieferten Wachses verurtheilt, das gegen 1800 Pfund ausmachte. Den armen Kaufmann brachte dieses harte Urtheil fast zur Verzweiflung. Einen Tag vor Vollziehung desselben kam Arlotto zufällig nach Florenz, wo er in dem Hause des Kaufmanns, der sein Freund war, abstieg und den ganzen Hergang der Sache von diesem erfuhr. Sobald er wußte, wie die Sache stand, ging er zu den Richtern, mit denen er sehr bekannt war. Diese nahmen ihn auch aufs Beste auf, und erboten sich zu jeder Gefälligkeit. „Ich nehme Sie beim Wort," sagte Arlotto, „und bin überzeugt, daß Sie mir meine Bitte gewähren. Sie haben nemlich, wie ich hörte, den ehrlichen Manetto

zu einer empfindlichen Strafe verurtheilt, weil er beschuldigt war, das von ihm zu der Begräbnißfeierlichkeit des Villamarina gelieferte Wachs verfälscht zu haben; allein so etwas läßt sich von diesem Manne nicht einmal denken, geschweige denn behaupten. Er wohnt nun 50 Jahre in der Stadt und nie hat man dergleichen von ihm gehört, und niemals ist er noch irgend eines Vergehens wegen vor der Obrigkeit gestanden. Es sind also, glauben Sie mir, bloße Verläumdungen seiner Feinde. Wenn auch das Wachs knasterte, so hatte dieß seine Ursache nicht in der Verfälschung, sondern in einem ganz anderen Umstande, der mir wohl bekannnt ist." „Und was wäre dieß für ein Umstand?" fragten die Herren. „Ich will im Vertrauen sagen, was ich weiß," entgegnete Arlotto. „Bernardo war der größte Seeheld unserer Zeit, das weiß ganz Italien. Dennoch hatte er viele Neider und Feinde, und bei seinem Tode war Niemand, der ihm eine Thräne geweiht hätte. Seine Vettern hatten seinen Tod schon längst herbeigesehnt, um ihn beerben zu können; seine Soldaten ebenfalls, um einen neuen, weniger strengen Befehlshaber zu bekommen. Seine Frau, seine andern Verwandten und Freunde, die ihn beweint haben würden, waren nicht gegenwärtig. Da nun also kein Mensch da war, der eine Thräne vergossen hätte, se fieng das Wachs an, von Mitleid er-

griffen, zu knastern und zu spritzeln, um dadurch seinen Schmerz und seine Betrübniß über den Tod eines so verdienstvollen Mannes an den Tag zu legen. Das war die Ursache, und Francesko kann daher weder einer Bosheit noch eines Betrugs beschuldigt werden. Erkundigen Sie sich genauer, und Sie werden finden, daß dieß die einzige und wahre Ursache war. Dieser Scherz vermochte so viel, daß Francesco losgesprochen und ihm sein Wachs bei Heller und Pfennig bezahlt wurde.

Als Arlotto einst an einem Sonntag Abend von Carsentino zurückkehrte, ging er zu Pont a Sieve ganz ermüdet, ganz durchnäßt von einem plötzlichen Regenguß, in eine Schenke. Er trat zum Feuer, um das sich schnell mehr als dreißig Bauern versammelten, die hier im Wirthshause, wie gewöhnlich an Feiertagen, sich mit Trunk und Spiel belustigten. Die Bauern standen so dicht um den Pfarrer herum, daß sich dieser weder wärmen noch trocknen konnte, auch mochte er und der Wirth sagen was sie wollten, es half Alles nichts! Da nahm Arlotto seine Zuflucht zur List, um sich die aufdringlichen Bauern vom Halse zu schaffen. Er verhielt sich eine geraume Weile ganz traurig und trübsinnig auf seinem Sitz. Der Wirth, der wußte, welch lustiger Mann der Pfarrer war, wunderte sich hierüber, und fragte ihn nach der Ursache seiner Verstimmung; wenn ihm

hier etwas nicht recht sei, so solle er nur befehlen, er wolle ihm jeden Gefallen erweisen. „Ach," sagte der Pfarrer, „mir ist ein gar schlimmer Streich begegnet, denn ich habe auf meinem Wege hieher meine ganze Baarschaft von beinahe achtzehn Gulden verloren, doch hoffe ich es wieder zu bekommen, denn ich kann es nicht über fünf Meilen von hier verloren haben. In Borselli habe ich noch getrunken, und da ich eine halbe Meile davon absteigen mußte, so muß mir, als ich wieder aufsaß, das Körbchen an der Schnalle beim Sattelknopfe zerrissen sein, und so ist das Geld nach und nach herausgefallen. Bei dem garstigen Wetter, das wir haben, weiß ich gewiß, daß mir Niemand nachgekommen ist; da thue er mir nur den Gefallen, Herr Wirth, und komme er morgen mit mir, wenn es nicht regnet, oder gebe er mir sonst Jemand mit, aber in aller Frühe! da denke ich, will ich schon noch etwas von meinem Gelde finden." Kaum hatte der Pfarrer ausgeredet, so schlich sich von den Bauern einer nach dem Andern sachte hinweg, und kein einziger blieb zurück, denn jeder von ihnen wollte das Geld finden. Arlotto saß nun ganz bequem beim Feuer und triumphirte; die habsüchtigen Bauern aber fanden nichts als schlechtes Wetter und Koth!

Eines Tages machte sich Arlotto den Spaß, mit einigen Freunden auf einer Wiese hinter

seinem Hause ein Turnier zu Pferde aufzuführen, wobei sie statt der Lanzen langes Schilfrohr gebrauchten. Einige angesehene florentinische Bürger, die gerade auf einem Spaziergange begriffen vorübergingen, sahen das, grüßten den Pfarrer und fragten ihn, was er mit dem Rohre, das er in der Hand halte, machen wolle. Der Pfarrer, welchen es genirte, gerade bei dieser Beschäftigung von so angesehenen Leuten überrascht worden zu sein, entgegnete: „Wir haben in diesem Hause zusammen gegessen und vielleicht ein Gläschen über den Durst getrunken. Da ist es mir nun ergangen wie den zehen großen Astrologen.“ „Wie ist es diesen ergangen?“ „Wie? das will ich Ihnen sagen. Diese großen weisen Männer sahen vermöge ihrer Kunst voraus, daß in ihrer Stadt ein stinkender Regen fallen werde, dessen Geruch Allen, die sich nicht davor verwahrten, den Verstand benehmen würde. Sobald es nun anfing zu regnen, schlossen sie sorgfältig alle Thüren und Fenster zu, um sich vor dem Einfluß des schädlichen Geruches möglichst zu schützen. Kaum hatte es aufgehört zu regnen, so kamen die weisen Herren aus ihrem Versteck hervor und glaubten, nun würden sie allein Herren des Landes sein, da außer ihnen kein vernünftiger Mensch mehr vorhanden wäre. Sobald das Volk, das wirklich völlig unsinnig geworden

war, der weisen Herren ansichtig wurde, mußten diese, wohl oder übel, ebenso gut den Narren machen wie die andern, sonst würde es ihnen nicht zum Besten ergangen sein. — So habe ich es nun auch machen müssen; Sie werden mich daher wohl entschuldigen, wenn Sie mich haben närrische Dinge treiben sehen."

Dieses Mährchen ist jedoch nicht Arlottos Erfindung, es ist weit älter. Man findet es schon in einer Erzählung der Troubadours, von welcher es sich von Mund zu Mund fortgepflanzt hat. Eine ähnliche Novelle findet man auch bei einem italienischen Dichter des 15. Jahrhunderts (Fregoso), welcher von sich selbst sagt: Ich werde es machen wie Jener, der einen auf sonderbarer Weise bezauberten Teich bei seinem Hause hatte. Wer in diesem Teiche sich badete oder daraus trank, der vergaß sich selbst, lief als Narr umher und mußte lauter tolle Streiche machen. Die Zahl der Narren nahm immer zu, so daß endlich alle Einwohner unsinnig wurden, bis auf den Herrn des Teiches allein, der einer von den vorzüglichsten Köpfen seiner Zeit war. Als er sich aber von den Narren übermannt sah, sagte er endlich: Was soll ich denn unter so vielen Narren allein machen? und ergriff das letzte Mittel: er badete sich in seinem Teiche und trank von dessen Wasser, um ebenfalls närrisch zu werden und die Qual und die

Last des Umgangs mit Narren nicht mehr zu fühlen *).

Eines seiner Pfarrkinder beschwerte sich einst bei Arlotto, daß er eine Frau habe, die sich von ihrer Mutter aufhetzen lasse und sich so eigensinnig und wunderlich benehme, daß nicht mehr mit ihr auszukommen sei, er möchte doch so gut sein und ihm ein Mittel sagen, wie er es anzufangen hätte, daß er nicht beständig wie in einer Hölle leben müßte. „Da weiß ich Euch nicht zu rathen, guter Freund," sagte Arlotto, „denn ich habe keine Frau; aber dennoch will ich morgen zu Euch kommen, sehen, was ich etwa ausrichten kann; aber Ihr müßt Euch auch klug benehmen und Geduld haben." Am andern Tag ging Arlotto wirklich in die Wohnung des Mannes und hielt den beiden Weibern, Mutter und Tochter, eine lange Predigt, die er mit folgenden Worten an die junge Frau beschloß: „Sehet zu, daß es Euch nicht gehe wie Jener, die auch nur dem bösen Rath ihrer Mutter folgte und ihrem Manne nicht gehorchen wollte. Dieser kaufte einmal Eier. Das war dem Weibe nun schon nicht recht. Der Mann setzte sich aber einmal seinen Kopf auf und bestand viele Tage darauf, nichts anderes als Eier, auf mancherlei Weise zubereitet, zu essen. Darüber beklagte sich nun die Frau bitterlich

*) Flögel, Hofn. S. 462.

und wollte durchaus nicht davon essen. Allein sie mochte klagen und schimpfen, wie sie wollte, das half Alles nichts, es gab einmal nichts anderes zu essen als Eier. Endlich stellte sie sich, dem Rathe ihrer Mutter folgend, gefährlich krank, legte sich zu Bette und schrieb ihre Krankheit mit bitteren Thränen den Eiern zu. Der Mann that, als wenn er weiter nichts merkte, ließ den Arzt rufen und beredete sich mit ihm, daß er sagen solle, die Krankheit könne nur durch Genuß von Eiern gehoben werden. Allein man mochte ihr zureden und sogar drohen, wie man wollte, sie wollte von Allem, nur nichts von Eiern hören. Sie that, als ob ihre Krankheit immer schlimmer würde und als ob sie gar gestorben wäre. Der Mann aber stellte sich, als glaube er es und machte sogleich alle Anstalten zum Begräbniß. Indessen sagte er ihr zu wiederholten Malen ganz leise: iß Eier, sonst wird dich's gereuen! allein sie nahm keine Notiz davon, fuhr fort sich todt zu stellen und ließ sich sogar wirklich als Leiche fortragen. Als sie an die Gruft niedergesetzt war, die Leidtragenden sich bereits entfernt hatten und die Todtengräber sich anschickten, sie in's Grab zu legen, — da fing sie an zu schreien: ich will ja Eier essen, werft mich nur nicht hinein! Vor Schrecken aber warfen sie die Todtengräber geschwind in's Grab und verschlossen dasselbe aus Furcht mit einem Stein. Als die Mutter sah,

daß aus dem Spaß Ernst geworden war, wollte sie ihrer Tochter schnell zu Hilfe kommen und sie aus dem Grabe befreien, aber sie kam zu spät, die Arme war schon todt! Merkt Euch das, gute Frauen, daß es Euch mit Eurer Thorheit nicht ebenso, oder gar noch schlimmer geht!"

Arlotto hörte einmal einen Frater, der das Pulver eben nicht erfunden hatte, über die Stelle predigen, wo die Juden den Johannes fragten: wer bist du? bist du Elias? bist du Jeremias? Diese Worte wiederholte der Frater unendlich oft, indem er dabei jedesmal Arlotto scharf ansah. Dieser aber konnte zuletzt seinen Aerger hierüber nicht mehr zurückhalten, und als der Schwätzer sein Manöver wiederholte, rief Arlotto ganz laut: ich bin weder Elias, noch der Jeremias; ich bin der Pfarrer Arlotto; ist's möglich, daß ihr mich nicht mehr kennt? Hierüber brach ein schallendes Gelächter aus, so daß der Frater seine schöne Kanzelrede nicht einmal vollenden konnte.

Einst bestellte Arlotto eines seiner Pfarrkinder, einen gewissen Niklas Bardoccio, um für ihn in seinem Garten zu arbeiten. „Morgen früh," sagte Arlotto zu ihm, „bei Zeiten, hört Ihr's, Niklas, bei Zeiten!" was Arlotto nochmals wiederholte. „Ja! ja!" sagte der Bauer, „der Herr Pfarrer braucht mir dieses nicht so oft zu sagen, denn ich bin morgen der

Erste in Ihrem Garten, wenn ich diese Nacht nicht sterbe; darauf kann sich der Herr Pfarrer verlassen." Wer aber des Morgens nicht kam, war Niklas. Die andern Arbeiter hatten bereits gegen zwei Stunden in dem Garten gearbeitet, aber von Niklas war noch nichts zu sehen noch zu hören. Was that Arlotto? Er ging in die Kirche und läutete die Todtenglocke. Alles lief nun herzu und fragte, wer denn in der Gemeinde gestorben sei? „Wer wird gestorben sein?" entgegnete der Pfarrer, „wißt Ihr's denn nicht? Der arme Niklas Bardoccio ist diese Nacht gestorben." Darüber wunderten sich nun die Leute gewaltig. „Wir haben ihn aber doch gestern Abend noch frisch und munter gesehen," sagten sie; und Alles lief nun in das Haus des Niklas. Voll Zorn hierüber rennt dieser zum Pfarrer. „Was macht Ihr denn für Zeugs, Herr Pfarrer," rief er diesem schon von weitem zu, „da kommen alle meine Freunde und Bekannte mir in's Haus gelaufen, heulen, schreien und sagen, ich sei gestorben. Was soll das bedeuten, Herr Pfarrer?" „Hast Du mir nicht," versetzte der Pfarrer, „ausdrücklich gesagt, wenn ich nicht bei Zeiten komme, so muß ich gestorben sein? Weil Du nun nicht gekommen bist, so glaubte ich, Du hättest Deinen Tod vorausgesehen und Du wärest wirklich gestorben; ich wollte Dir nun die letzte Ehre erzeigen, wie

ich's mit allen meinen Pfarrkindern zu machen pflege, wenn sie gestorben sind."

Ein Priester hatte sich mit andern Priestern aus Spaß im bloßen Hemde mit Riemen herumgehauen und dabei solche Hiebe davon getragen, daß ihm das Fleisch zwei dicke Finger geschwollen war. Einige Tage nachher war dieser Priester, der eine sehr hohe Meinung von sich hatte, mit Arlotto in Gesellschaft. „Sagt mir doch, lieber Herr Pfarrer," wendete er sich an Arlotto, „woher es kommt, daß schwarze Bohnen, wenn man sie kocht, eine weiße Suppe geben?" „Sagt mir vorher," entgegnete Arlotto, „woher es kommt, daß das Fleisch schwarz wird, wenn man es mit Riemen haut?" Der Priester erinnerte sich nun seiner Hiebe, schämte sich und sagte kein Wort mehr. —

Ein anderer Pfarrer ist ebenfalls als Volkslustigmacher bekannt: der Pfarrer Peter Lewen.

Er war aus Hall gebürtig und erhielt den Namen Löwe, weil er so stark war,

Daß er nahm einen gewappneten Mann,
Auf sein Hand von der Erd hinan,
Mit seinem Arm ganz frei gestreckt,
Er den auf seinen Tisch hat gehebt.
Aus dieser Sterk ihn Lew man hieß,
Folgend er vom Bloktragen ließ,
Und wurde ein Rothgerberknecht,
Als er das Handwerk lernet recht.

Dann zog er in den Krieg und in seinem dreißigsten Jahre wurde er, nachdem er eine Priesterschule besucht hatte, Priester. Als solcher hat er unzählige Eulenspiegeleien verübt, wovon hier aus der im J. 1620 in Hall gedruckten Sammlung seiner Schwänke eine Probe folgt:

Wie Herr Peter zwo Bauernmägd durch ein Kachelofen Beicht höret.

Es begab sich in Fastenszeit,
Als Herr Peter dem Beichtthum obleit,
Kommen zu ihm zwo Bauernmeyd
Mit schneeweißen Hemden;
Als er nun saß in seiner Stuben,
Zu Beicht hören sie anhuben,
Zu bitten Herrn Petern, den Mann,
Er sagt, er wollts ganz gerne than.
Als aber die ein Bauernmagd,
So an dem Kachelofen lag,
Sagt, Herr, Euer Stuben ist kalt,
Indem siehts im Ofen ein Spalt,
Dazu ein Loch, gehend hinein,
Sagt Herr, wie könnt Ihr brennen ein,
Dieweil in der Kachel ist ein Loch?
Peter sagt: ich machs nicht zu noch,
Bis das Beichten sein Endschaft hat,
Darnach klieb ich es mit Koth,
Mit Erden oder sonst etwas.
Ei, lieber Herr, wie kommt denn das?
Ursach, sag ich dirs liebe Meyd,
Die Sach hat ein sonder Bescheid;

Man möchte verargwöhnen mich,
Wann ich allein zu Beichte hört dich,
Und Niemand sehe denn Sachen,
Der Ursach ich hab thun machen
Dies Loch in die Kacheln hinein;
Welch mein Beichttochter will seyn,
In Ofen sie da schlieffen muß,
So gieb ich dir alsdann kein Buß,
Sie beicht dann durchs Loch in die Stuben.
Die guten Mägde sich erhuben
In ihren weißen Hemmetlein
Schlieffens in Kachelofen nein;
Da die durchs Loch beichtet aus
Und schluff von dem Ofen heraus,
Und die ander dagegen ein,
Sie meinten, es muß also sein.
Da er sie beide hett absolvirt,
Waren ihre Hember geziert,
Wie der Kemmichfeger Kleider,
Wer sie sah, die sprachen leider,
Wo seyd Ihr so in Ruß gesteckt,
Ich mein, Ihr habt Kemmich gefegt,
Sie sagten wie es zugangen wer,
Wie sie beredt hett der Peter,
Das in Ofen weren geschloffen
Ehe sie denn herausgekrochen,
Hettens ihr Sünd wollen büßen,
Durchs Kachelloch beichten müßen,
Und sich also unsauber gemacht,
Wer das hörte, fieng an, und lacht,
Sagten, daß ihn schütte der Ritt,
Kennt ihr Herrn Peters Possen nitt?
Also zogen die Mägd zu Haus
Und zogen ihre Hember aus.

Das Buch schließt mit folgenden Reimen:

Der History noch viel mehr sin,
Welche Peter hat getrieben,
Die hierinnen nicht seyn geschrieben,
Sollt ichs beschreiben, es würde zu lang,
Und damit verdiene Undank,
Was Peter hielt für einen Orden,
Denn er viel Jahr alt worden,
Starb auch in sein alten Tagen
Und lieget zu Hall begraben
An dem End er gestorben ist,
Nach der Geburt Herrn Jesu Christ,
Tausend vierhundert neunzig Jahr,
Dazu auch sechs nehmen wahr,
Gott wolle ihm allzeit gnädig seyn,
Und mach uns unser Stündlein frei. Amen.

So beschreibt das Buch viele Schwänke Peter's; unter anderen auch: Wie Peter einem Bauern seinen Esel, der auf dem Kirchhof weidete, an die Kirchlinde hing. Wie Peter sich anmaßt, ein Geist oder Gespenst zu seyn. Wie Peter Pfarrherr zu Fichberg ward und Tuch sammelt, das Loch, so in die Hölle sollt gefallen seyn, zu verstopfen u. s. w.

Ferner hat sich als Volkslustigmacher einen Namen erworben:

Domenico Barlacchi, gewöhnlich Barlacchia genannt. Er war ein Ausrufer zu Florenz und wegen seiner Narrenstreiche, Possen und lustigen Einfälle bei Hohen und Niedrigen beliebt.

Einst war er so gefährlich krank, daß man ihn schon in ganz Florenz todt sagte. Allein er genas wieder. Sein erster Ausgang war in den Palast. „Du lebst noch, Barlacchia?“ rief der Herzog, als er ihn sah, „ist das möglich? Ich hörte, Du seyest todt!“ „Daß ich schon,“ versetzte Barlacchia, „an den Pforten der andern Welt gewesen bin, ist wahr, gnädiger Herr; aber sie haben mich als einen Taugenichts zurückgeschickt. — „Und wie das?“ fragte der Herzog. „Das will ich Ihnen sagen. Ich klopfe an. — „Wer da?“ — „Barlacchia.“ — „Was bist Du in der andern Welt gewesen?“ — „Ich bin ein armer Ausrufer gewesen und habe nichts hinterlassen.“ — „Und warum?“ — „Weil ich nie etwas gefordert habe.“ — Da jagten sie mich fort und sagten, daß sie einen solchen Taugenichts nicht haben wollten; ich muß Sie daher ersuchen, gnädiger Herr, daß Sie mir etwas schenken, damit ich ein andermal nicht wieder zurückgeschickt werde. Dem Herzog gefiel dieser Spaß so gut, daß er ihm ein ganzes Landgut schenkte.

Einst hörte Barlacchia, als er eben im Zimmer der Herzogin war, die Glocken von St. Romeo läuten. „Hab ich doch,“ sagte er, „in meinem Leben diese Glocken noch nicht gehört und bin in Florenz geboren und erzogen.“ „Das ist kein Wunder,“ antwortete man ihm, „denn diese Glocken werden nur geläutet, wenn sich

Jemand ersäuft hat." „Ach," sagte er, warum läutete man diese Glocken nicht auch, als ich meine Frau heirathete?"

An Festtagen pflegte Barlacchia einen Anzug von schönem Scharlach zu tragen. Als er sich einst am St. Johannistage in einem solchen ganz neuen Anzuge sehen ließ, bezeugten ihm einige seiner Freunde ihr Wohlgefallen über seinen herrlichen neuen Anzug und versicherten ihn, daß er ihn ganz vortrefflich kleide und daß sie ihn in der Ferne gar nicht erkannt haben würden. Während dieses Gesprächs lief ein Hund auf Baracchia zu, stellte sich dicht neben ihn und hob ein Bein auf. — — Als dies Barlacchia bemerkte, sagte er lachend zu seinen Freunden: „Seht doch, der Hund hat mich auch nicht erkannt, wie ihr vorhin; er muß wohl geglaubt haben, ich sei ein Doctor, und hat mich wollen das Wasser beschauen lassen!" —

Ein vornehmer Bürger von Florenz hatte einst fremde Gäste, zu deren Unterhaltung er Barlacchia rufen ließ. Es war eben am Johannisabende, an dem man in Florenz bekanntlich meistens Fische speist, und es wurden auch hier verschiedene Arten aufgetragen. Barlacchia erhielt einen Teller mit ganz kleinen Fischen vorgesetzt. Dieß verdroß ihn. Er nahm einen davon, hielt ihn an das Ohr, und that, als spreche er mit demselben. „Was soll das bedeuten?" fragte man ihn. „Ach," entgegnete

Barlacchia, „einer meiner Brüder, der nach Spanien gegangen ist, um dort eine Erbschaft zu erheben, ist leider unterwegs ertrunken. Das ist nun schon 10 Jahre, und weil ich seitdem nie habe erfahren können, wo sein Körper geblieben, so habe ich diese Fischlein gefragt, ob sie mir keine Nachricht davon geben könnten. Sie haben mir aber entgegnet, daß sie es nicht wissen könnten, denn damals seien sie noch nicht geboren gewesen; ich solle nur ihre größeren Brüder fragen, die dort oben auf dem Tische stehen, die würden mir ganz bestimmt Auskunft geben können. Der Schwank gefiel allgemein und Barlacchia erreichte, was er bezweckt hatte: er erhielt sogleich von den größten und besten Fischen, die auf der Tafel waren. —

Die übrigen Einfälle Barlacchia's bestehen entweder aus unübersetzbaren Wortspielen oder aus groben Zoten. Seine Schwänke wurden schon 1585 gesammelt und gedruckt*). —

Cicala von Forli war, obgleich er in der Schule nichts gelernt hatte, dennoch einer der besten Volksnarren, und dabei ein guter Improvisator. Als er einst durch die Lombardei reiste, wurde er von einem Edelmann auf das Beste aufgenommen und bewirthet. — Beim Abschiede bat ihn der Edelmann, sich seiner zu erinnern. „O," sagte Cicala, „ich habe diesen

*) Flögel S. 492.

Morgen ein Gelübde gethan, alles in der Welt zu vergessen, außer ihrem Namen, welchen ich mit großen Buchstaben in meinen Magen geschrieben habe."

Hanns Narr in Paris war zu seiner Zeit ebenfalls ein bekannter Volksnarr, von welchem Flögel folgenden Schwank anführt. „Zu Paris — erzählt er — auf dem Bratenmarkte des kleinen Chatelet vor der Bude eines Bratenkochs aß ein armer Lastträger sein Brod bei dem Dampfe der Braten und fand es sehr schmackhaft, wenn er es so einräucherte. Der Bratenkoch war ihm hierin nicht hinderlich. Nachdem er sein ganzes Brod verzehrt hatte, ergriff ihn der Koch beim Kragen und begehrte, er solle ihm den Rauch von seinen Braten bezahlen. Der Lastträger sagte, er habe doch seinen Braten keinen Schaden gethan, auch nichts davon genommen, folglich wäre er ihm auch nichts schuldig. Der Rauch, worüber der Streit wäre, steige in die Luft, verliere sich nach und nach, und er habe niemals gehört, daß man zu Paris den Rauch von Gebratenem auf der Gasse verkaufe. Der Koch wendete ein: daß der Rauch von seinem Braten nicht bestimmt wäre, die Lastträger zu unterhalten, und wenn er ihn nicht bezahle, so wolle er ihm seinen Hacken nehmen. Der Lastträger zog sein Messer und setzte sich in Vertheidigungsstand. Das müßige Volk von Paris lief bei diesem Streit von allen

Seiten herbei. Darunter befand sich auch Herr Hans Narr, Bürger zu Paris. Als ihn der Koch erblickte, fragte er den Lastträger, ob er diesen edlen Herrn Hans in ihrem Streite als Richter annehmen wolle? „Ja, zum Henker!“ entgegnete der Lastträger. Herr Hans ließ sich hierauf ihren Streit erzählen, und hernach befahl er dem Lastträger, ein Stück Geld aus seinem Beutel herauszunehmen. Der Lastträger legte eine kleine Münze in seine Hand. Herr Hans nahm sie, legte sie auf seine linke Schulter, als wollte er probiren, wie schwer das Stück Geld wäre; hernach legte er es in seine linke flache Hand, als wollte er versuchen, ob es von gutem Schrot und Korn wäre; endlich hielt er es mitten vor sein rechtes Auge, als wollte er sehen, ob es auch das rechte Gepräge hätte. Dieß geschah alles bei tiefem Stillschweigen des gaffenden Pöbels, bei guter Hoffnung des Kochs und quälender Furcht des Lastträgers. Endlich warf er das Geld etlichemal auf den Tisch der Bude und ließ es klingen. Hierauf sprach er mit der Hoheit eines Präsidenten, indem er seinen Narrenkolben als einen Scepter in seiner Faust hielt, seine Mardermütze mit den papiernen Eselsohren in den Kopf drückte, in seinen Kragen, der wie Orgelpfeifen gekräuselt war, nachdem er vorläufig zwei oder dreimal tüchtig gehustet. mit lauter Stimme: „Der Gerichtshof sagt, daß der Lastträger, der sein Brod beim

Rauche des Bratens gegessen hat, den Koch mit dem Klange seines Geldes baar bezahlt hat. Besagter Gerichtshof befiehlt, daß ein Jeder ohne weitere Sporteln nach Hause gehe, und das von Rechtswegen. Dieser Ausspruch des Pariser Narren hat den Rechtsgelehrten so billig und bewundernswürdig geschienen, daß sie zweifelten, ob der Fall von dem Parlament von Paris oder der Rota zu Rom besser entschieden worden wäre.

In Frankfurt war ein Volksnarr, den man den närrischen Konrad hieß. Als dieser einst einen Müller mit seinem Esel und einen Juden zu Pferde durch das Thor passiren sah, fragte er die Umstehenden: was für ein Unterschied zwischen einem Esel und einem Pferde sei? Als Niemand antwortete, sagte er: „Der Unterschied ist: der Esel trägt einen Sack und der Gaul einen Schelmen*).

Bekannt als Lustigmacher war damals auch Georg Haagen, der dicke Sailer zu Straßburg. Dieser war einst bei dem Markgrafen von Brandenburg, dem damaligen Administrator des Domstifts zu Straßburg, zu Gaste; als nun ein Edelmann über der Tafel vielleicht aus Schläfrigkeit gähnte, wobei er den Mund sehr weit aufriß, warf ihm der Markgraf gerade einen Apfel in denselben hinein, worüber

---

*) Zinkgref II. 58.

Alles, namentlich aber der dicke Sailer sehr lachte. Der Markgraf fragte ihn, warum er so übermäßig lache. „Ich lache," sagte er: „weil Euer fürstliche Gnaden den Narren so gerade ins Maul werfen können." Dieses Wort erboste den Edelmann und er schalt deßhalb den dicken Sailer einen Schelmen. Der Sailer bat, der Fürst möchte die Sache vermitteln, denn weil ihn der Edelmann einen Schelmen genannt habe, so sei ihm der Zutritt in die Zunft untersagt, auch dürfe kein Gesind mehr bei ihm arbeiten. Man rieth hin und her, welche Mittel zu einer Ausgleichung wohl die besten sein möchten. Endlich glaubte der Sailer einen glücklichen Ausweg gefunden zu haben. „Ich bin," sagte er, „zufrieden, ich will den Narren auf mich nehmen und der Junker mag der Schelm sein; so schadet es keinem von uns am Handwerk*).

Ein anderer Volksnarr, Kunz Schneider von Bacharach sagte: die armen Narren müssen bei den großen Herren verderben." Als man ihn um die Ursache fragte, meinte er: „weil sie nur die Narrheit selber treiben*)."

Clewe Breschy war ein Volksspaßmacher in der Schweiz. Bei Arau — erzählt Frater Pauli — im Schweizerlande auf einem Maier-

---

*) Zinkgref II. 57.
**) ebendas.

hofe, da saß ein Bauer, der hieß Clewe Brcschy, ein wunderlicher Spaßvogel, der war auf eine Zeit krank und fast schwach, daß Jedermann meinet, er wollte sterben; seine Frau fragte ihn, ob er den Pfaffen haben und beichten, auch sich verrichten lassen wollte. Er sagte: „ich bin doch mit Niemand uneins, mit wem wollte man mich denn verrichten? ich möchte aber wohl leiden, daß der Pfaff hier an meiner Statt läge, so wollte ich ihn lieber Beichte hören, denn daß ich ihm beichten sollte.“ Doch ließ er ihn holen. Der Pfarrherr kam und sagte: „Clewe, einen guten Tag!“

Clewe: „Ihr habt einen guten Tag, aber ich habe einen bösen.

Pfarrherr: „Clewe, mir ist Deine Krankheit leid.“

Clewe: „Sie ist mir noch viel leider, denn ich habs am Halse.“

Pfarrherr: „Wo klagst Du Dich?“

Clewe: „Hier in dem Bette!“

Pfarrherr: „Wo ist Dir wehe?“

Clewe: „Hier zwischen den Wänden.“

Pfarrherr: „Ich sehe wohl, Du bist nicht fast stark!“

Clewe: „Ja, wäre ich stark, so wollte ich mit euch ringen, mir ist's, ich wollts euch abgewinnen.“

Pfarrherr: „Wohlan, willst Du Dich

zu Gott bekehren, so mußt Du ihm anders thun."

Clewe: „Wo ist er?"

Pfarrherr: Ich hab ihn mit mir hergetragen."

Clewe: „O! ist er also schwach, daß man ihn tragen muß, so ist er wohl kränker als ich bin; zween Kranke helfen selten einander; ich will nichts mit ihm zu schaffen haben, bis er oder ich stark werde."

Also ging der Pfarrherr seine Straß, war wohl gevexiret und hatte nichts ausgerichtet. Nichts desto weniger aber war der Bauer mit dem Speiwerk und unnützem Geschwätz also blöd und schwach geworden, daß sich Jedermann seines Todes versahe, wie auch geschah. Da sprachen die Frauen zu ihm: „Clewe, sollen wir dir eine Kerze anzünden?" „Nein," sprach er, „es ist Tag, ich sehe noch genug." Wie er aber noch schwächer wurde, sagte er zu ihnen: „Wohlan, zündet nun die Kerzen an; es will doch den letzten Sanct Veitstanz haben." Also lief man bald, zündete die Kerzen an, und gab sie ihm in die Hand. Eben kommt sein Nachbar Vincenz; als er nun siehet, daß er so schwach ist, spricht er zu den Frauen: „er zeucht schon, Gott helf ihm!" Das hörte Clewe, wie schwach er war und sagte: „Nun muß es Gott treulich erbarmen, daß ich noch so vier guter, starker, geruhter Rosse im Stall hab stehen und ist

deren keines, es möchte baß ziehen denn ich, und wird mir, als dem schwächsten, die größte Bürde aufgelegt, also, daß ich allein ziehen muß. Ich gedenke, ich werde am Ziele ersticken. Das geschah auch, denn er starb gleich *).

Pasquier kannte einen Volksnarren Namens Konstantin, der verschiedene Arten von Thierstimmen auf das Täuschendste nachahmen konnte; z. B. den Gesang einer Nachtigall, das Geschrei eines Esels, das Bellen mehrerer Hunde zugleich, wenn sie sich herumbeißen, und besonders desjenigen, der gebissen davonläuft. Auf einem Kamme, den er in den Mund nahm, blies er den Zinken auf das Vollkommenste. Er konnte aus dem Bauche reden, daß man glaubte, es rede Jemand in der Ferne, wenn man auch nahe bei ihm stand **).

Zu Paris befand sich ein gewisser Volksnarr, mit Namen Quisant, mit dem sich die Hofleute zu Versailles eine geraume Zeit viel Kurzweil machten. Er ging roth gekleidet, trug eine rothe Mütze und einen Degen und nannte sich selbst den Kardinal vom Degen.

Beau Nash war Ceremonienmeister bei den Badgästen zu Bath, und zugleich ihr Lustigmacher. Er nahm einst in Temple Bar eine Miethkutsche und hieß den Kutscher nach Ver-

*) Pauli, Schimpf und Ernst S. 208.
**) Flögel S. 498.

keley-Square fahren. Der Kutscher, unwillig, daß er so spät noch so weit fahren sollte, sagte: „ich wollte, daß ich Sie nach der Hölle fahren müßte!" „Aber," sagte Nash, „bedenkst Du nicht, daß Du selbst mit hinfahren müßtest?" „Nicht doch," entgegnete der Kerl, „ich wollte Sie schon absetzen."

Einst trat ein Herr, der eben von der Reise kam, gestiefelt und gespornt und die Reitpeitsche in der Hand, in das Ballzimmer zu Bath. Als Nash ihn bemerkte, ging er sogleich auf ihn zu und bewillkommnete ihn höflich, wunderte sich aber, daß er das Wichtigste vergessen habe. „Und was?" „Ei mein Herr," sagte Nash, „Sie haben Stiefel, Sporen und Peitsche, aber unglücklicherweise haben Sie Ihr Pferd zurückgelassen."

Meistens waren seine Späße gute, aber unübersetzbare Wortspiele.

Manchmal kam er aber auch mit seinen Späßen nicht zum Besten weg, namentlich, wenn er sich erlaubte, fremde Badegäste aufzuziehen. Einst fragte er ein ankommendes Frauenzimmer, das er für einfältig hielt, und gerne vor der Gesellschaft lächerlich gemacht hätte: „Sagen Sie mir doch, wie hieß denn das Hündlein Tobiä?" „Ei," versetzte das Fräulein schnell, „es hieß Nash und war ein unverschämter Hund!" Eine rasche Antwort, welche allgemeine Heiterkeit erregte.

In Bath wurde das Bildniß des Beau Nash in ganzer Gestalt zwischen den Büsten Newtons und Popes aufgehängt, worüber ein Lord folgendes Epigramm machte: „Der unsterbliche Newton sprach nie mehr Wahrheit, als ihr hier findet und Pope schrieb nie einen bittereren Scherz über das menschliche Geschlecht. Das Gemälde, das hier zwischen den beiden Büsten steht, gibt der Satyre neue Stärke: Weisheit und Witz sieht man nur klein, aber die Narrheit in völliger Größe!“

Zwerge.

Wie alles Außergewöhnliche stets die Aufmerksamkeit der Menschen mehr oder weniger in Anspruch nimmt, so ist auch von jeher jene Spielart des menschlichen Geschlechts, welche wir Zwerge nennen, ein Gegenstand besonderer Beachtung gewesen. Die Alten hatten sogar eine ganze Zwergennation, von deren Kriegen mit den Kranichen Dichter sangen und Naturforscher schrieben. Eine solche Zwergennation beschreibt uns Ktesias, ein griechischer Schriftsteller, der um das Jahr 400 v. Chr. lebte. „Mitten in Indien" — erzählt er — „gibt es schwarze Leute, welche Pygmäen genannt werden, und welche die indische Sprache reden. Sie sind größtentheils nur eine halbe Elle groß; die größten aber nicht über zwei Ellen. Das Haar hängt ihnen bis auf die Kniee und noch weiter herunter. Die Bärte sind auch länger als bei anderen Menschen.

Die Kopfhaare hängen ihnen auf dem Rücken bis über die Füße hinunter und der Bart von vornen bis auf die Füße, daher dienen ihnen die Haare statt der Kleider. Uebrigens sind sie häßlich und ungestaltet. Ihre Schafe sind so groß, wie unsere Lämmer, ihre Ochsen und Esel wie unsere Widder; ebenso groß sind auch ihre Pferde und Maulesel. Der König von Indien hat 3000 solcher Pygmäen in seinem Gefolge, denn sie sind im Pfeilschießen sehr geschickt. Uebrigens sind sie Freunde der Gerechtigkeit und haben mit den andern Indiern einerlei Gesetze. Hasen und Füchse jagen sie nicht mit Hunden, sondern mit Raben, Geiern, Wachteln und Adlern."

Aristoteles, ein viel späterer Schriftsteller, sagt: „Die Kraniche kommen aus Scythien bis zu den Sümpfen, die oberhalb Aegypten liegen, woraus der Nil entspringt, und an diesem Orte wohnen die Pygmäen. Dieses ist keine Fabel, sondern wirkliche Wahrheit. Sie und ihre Pferde sollen sehr klein sein; sie leben in Höhlen." Plinius kannte diese Zwergennation noch besser. „An den äußersten Grenzen von Indien" — schreibt er — „wo der Ganges entspringt, wohnen die Pygmäen, welche nur drei Spannen lang sind und welche von den Kranichen bekriegt werden. Man sagt, daß sie auf Widdern und Ziegen reiten und zur Zeit des Frühlings, mit Pfeilen bewaffnet, schaarenweise ans Meer

ziehen, um die Eier und Jungen der Kraniche zu vertilgen; mit diesem Feldzuge bringen sie drei Monate zu, weil sie sonst den Heeren der Kraniche nicht Widerstand thun könnten. Sie bauen sich Häuser von Lehm, Federn und von den Schaalen der von den Kranichen eroberten Eier *), und waren gar eigene boshafte Kerlchen. Die Dichter der Griechen übertrieben den Spott und nannten einen Menestratus, den eine Ameise, auf der er ritt, abwarf und mit ihren Füßen zertrat; einen Hermon, der so klein und künstlich war, daß er durch ein Nadelöhr springen; Demas, so leicht, daß er auf einem Spinnengewebe tanzen konnte: Markulus, der mit seinem Kopf ein Loch in ein Sonnenstäubchen bohrte, und dergleichen Artigkeiten mehrere. Die neueren Schriftsteller erklären diese Pygmäen als bloße Geschöpfe der Einbildungskraft, und der gelehrte Professor Hermann von der Hardt, zu Holmstädt, schrieb über den Krieg der Pygmäen mit den Kranichen und Rebhühnern eine eigene Schrift, worin er sagt, es sey dieß eine verdeckte Beschreibung des Kriegs der griechischen Städte Geranda und Pogarum **).

Die Dichter haben, wie billig, diese Fabeln

---

*) Flögel, Hofn. S. 502.
**) Curiositäten III. 40.

reichlich benützt und dadurch ihren Schöpfungen viel Anmuth und Reiz verliehen; die Zwerge spielen daher in den alten Liedern eine hervorragende Rolle; ja die Dichter jener Zeit erfanden für sie eine eigene Zwergen-Mythologie. Nach dieser „ließ Gott die Zwerge werden, als Land und Gebirge noch ganz ungebaut und wüste waren, in dem Gold, Silber und Edelgesteine aber noch in großer Menge in den Bergen lagen. Er machte diese Zwerge listig und klug, so daß sie wohl wußten Gutes und Böses zu unterscheiden. Sie kannten die Wunderkräfte der Steine, sowie die aller Dinge. Einige gaben Stärke, andere Unverletzbarkeit und Schnelligkeit, machten schön, fröhlich und geliebt, einige auch machten den, der sie bei sich trug, wohl gar unsichtbar.“ Daher besaßen die Zwerge unermeßliche Reichthümer; sie hatten schöne unterirdische Wohnungen und Pracht und Glanz waren in denselben vereinigt *).

Alle diese angeblichen Nationen von Zwergen waren aber nichts Anderes als Affen. Von keinem der neueren Reisenden, welche die Welt weiter und mit vollkommeneren Kenntnissen ausgerüstet bereist haben, wurde eine Zwergnation angetroffen. Die alten Beschreibungen von den Pigmäen bezeichnen auch offenbar Affen, was schon aus dem behaarten Körper hervorgeht.

---

*) Curiositäten X. 285.

Ein einziger Schriftsteller des Alterthums, Strabo, hält die Erzählung von den Pygmäen für fabelhaft.

Es ist bekannt, daß das gewöhnliche Maaß des menschlichen Körpers in gerader Stellung zwischen 5 und 6 Fuß fällt, ein Fuß mehr oder weniger ist schon eine große Seltenheit. Die Grönländer, Eskimos, Lappen, Ostjaken, Wogulen, ein Theil der Tungusen und eine Völkerschaft des nördlichen Sibirien sind kleiner als fünf Fuß; ein noch kleineres Völkchen, dessen Körpergröße kaum vier Fuß betragen soll, bewohnt die höchsten Gebirge von Madagaskar. Dieses Volk, das von den Nachbarvölkern „Kimo“ genannt wird, besteht aus Schwarzen, die jedoch eine hellere Farbe haben, als die Neger. Die Haare sind kurz und wollig und ihre Gesichtsbildung kommt der der europäischen Race näher als derjenigen der übrigen Insulaner. Ein ähnliches Volk, von Statur ziemlich dick, aber nicht größer als zwölfjährige Knaben soll auf dem festen Lande von Afrika dem Kap Negro gegen Nordost wohnen *)

Von den ältesten Zeiten her spielten die Zwerge, besonders an Höfen, nicht unbedeutende Rollen. Sie kamen daher auch bald in die Ritterromane und die Romanzendichter gaben

---

*) Flögel S. 503. 504.

ihnen sogar Könige. Einer dieser Zwergen-Könige, genannt Laurin mit der Nebelkappe, bewahrte seinen Rosengarten mit großer „Mannheit“ und Zauberlist, bis er zuletzt von den Helden überwunden wurde, und, gezwungen, ihr „Gaukelmann“ sein mußte.

„Man sach sie all in frewden stan,
On (nur nicht) König Laurin,
Der must zu Bern ein Gaukler sein.“

In den Ritterbüchern findet man die Zwerge auf Thürmen als Wächter, als Vertraute in den Schlössern, als Begleiter auf Reisen und überall, wo es eben rittermäßig hoch hergehen sollte. Seinem Herrn oder seiner Gebieterin ritt, wenn sie auf Reisen waren, der Zwerg voran, der mit seinem Horne das Zeichen der Ankunft gab vor Schlössern, Thoren und Schlagbäumen. Bei Kämpfen hielt er sich seitwärts und trug in einer Büchse, die er an sich hängen hatte, die köstlichen und heilsamen Wundsalben, deren die Ritter so oft bedurften. Zu Hause bediente er seinen Herrn, machte Späße und unterhielt ihn durch Erzählungen, wenn dieser verwundet auf dem einsamen Lager lag und Unmuth und Langeweile ihn quälten. So war er überall zu gebrauchen und zu haben und machte seinen Gebietern sich beinahe unentbehrlich. Auch gehörte seine Form und Gestalt schon in das Reich der romantischen Ritteraben-

teuerlichkeit, wohin die Phantasie der Romanziers ihn verpflanzt hatte *).

Ueberhaupt machten die Romanzendichter jener Zeit viel Gebrauch von den Zwergen, weil diese damals wirklich Mode waren. Hermann von Sachsenheim läßt in der „Mörin" auch ein Zwerglein auftreten, welches in seinen Händen ein Bund von blauer Seide hält, womit dem Hermann Hände und Füße gebunden werden, und das Zwerglein war so bös, daß es ihn gern gehangen hätte. Dieser Zwerg, in Zauberkünsten wohl erfahren, führte ihn mit Hülfe derselben in den Venusberg.

Das Zwerglein — — — —
— nam ein Fläschlin klein mit Oel,
Das mußt ich (Hermann) trinken übermacht,
Gar bald do wird mir finster Nacht,
Daß ich ein Stücklein nit gesah,
Ich weiß nit wohl, wie mir geschah,
Dann daß ich bald davon entschlief,
Das Zwerglein, das nahm her ein Brief,
Daran mit Blut geschrieben was
Viel Caracter, die es do laß,
Damit es das Gezelt beschwur,
Daß es hoch in die Lüfte fuhr,
Durch alle Wolken, Firmament,
Und führt uns hin gen Orient
— — — — — — — — —
In ein das allerschönste Land,

*) Curiositäten III. S. 48. 49.

Darumb das wallend Meer mit Sand,
Begriffen war in Inseln weiß,
Ich meint es wär das Paradeis!

Was nun die Zwerge im Speciellen betrifft, so erzählt Nicephorus, daß zu den Zeiten des Kaisers Theodosius in Aegypten ein Zwerg gezeigt worden, der nicht größer als ein Rebhuhn und ein vortrefflicher Sänger gewesen sei!

Zu Lion sah Cassianus zwei Zwerge, von denen keiner über eine Elle hoch war, der eine derselben hatte einen schönen röthlichen Bart, und man trug sie wie Kinder auf den Armen. Einen eben nicht größeren Zwerg, der in einem Papageikäfig herumgetragen wurde, hat Cardanus gesehen.

Die alten Römer fanden an Zwergen und Morionen einen solchen Gefallen, daß diese Gattung von Menschen einen förmlichen Handelszweig bildeten, und aus dem Vortheil, den man von ihnen zog, entstand eine Art von Grausamkeit. Denn, weil die Händler womöglich sich eine große Anzahl von solch unglücklichen Geschöpfen zu verschaffen suchten, um der häufigen Nachfrage zu genügen, so machten sie künstliche Zwerge, indem sie Kinder durch Binden ꝛc. systematisch verkrüppelten. Die meisten Opfer wurden aber nach überstandener Marter nicht wohlgebildete Zwerge, sondern meist elende und mißgestaltete Geschöpfe. Dieser grausamen Mar-

ter und unnatürlichen Kunst, Zwerge wie kleine Schooßhunde zu machen, gedenkt auch Cardanus. Uebrigens gehört dieselbe schon längst unter die Geheimnisse des Bettlergesindels, welches sehr häufig ihre wohlgestalteten Kinder absichtlich abscheulich verstümmelt oder verunstaltet, um damit das öffentliche Mitleid rege zu machen und somit auch ihren Erwerb zu steigern, wie Beispiele aus London und Paris genügend beweisen.

Die Lüsternheit der Römer nach seltenen Dingen stieg bei ihnen so hoch, daß sie sogar bei ihren Fechterspielen Zwerge auf den Schauplatz führten, um sie mit einander fechten zu lassen. Der Kaiser Domitian gab Fechterspiele bei Nacht, in welchen weibliche Zwerge miteinander fechten mußten.

Marcus Antonius hate einen Zwerg um sich, der gar verständig und klug, aber nicht völlig zwei Fuß hoch war. Zum Spaß wurde er Sisyphus genannt.

Kaiser Augustus ließ die kleinen Menschlein, die jedoch artig und lebhaft sein mußten, in allen Ländern zusammensuchen, sich von ihnen vorplaudern und spielte mit denselben um Nüsse. Unter ihnen war ein gewisser kleiner Lucius, den er in einem Schauspiele auftreten ließ, der nicht 2 Fuß hoch war, nur 17 Pfund wog und dennoch eine sehr starke Stimme hatte. Er ließ ihm ein Standbild errichten.

Ueber den Kaiser Tiberius hatte ein Zwerg, der mit ihm an der Tafel speiste, die vollkommenste Macht und Gewalt. Er konnte sogar Hinrichtungen beschleunigen. *)

Der Kaiser Commodus, Tyrann und Narr zugleich, hatte einen Zwerg, der indirekt die Ursache seines Todes war. Dieser Kaiser erschien oft auf dem Schauplatz in Amazonenkleidung oder in irgend einem andern für ihn ganz und gar unschicklichen Aufzuge. Besonders aber gefiel er sich in Amazonenkleidern, weil er in solchen seine Lieblingsfavoritin Marcia zuerst gesehen hatte. Er schämte sich auch nicht mit den Fechtern auf dem Kampfplatz nackend zu fechten und zu tanzen! Mit allem diesem nicht zufrieden, beschloß er am ersten Tage des Jahrs 946 (nach Chr. Geb. 193) als Consul und zugleich als Fechter zu erscheinen. Er ließ daher die beiden erwählten Consuln ermorden. Dieses Vorhaben theilte er Tags zuvor in einer schwachen Stunde der Favoritin Marcia mit. Diese, Lätus, der Kommandant der Leibwache, und Eclectus, der erste Kammerherr, wendeten ihre ganze Beredtsamkeit an, den Kaiser von diesem Vorhaben abzubringen, allein vergebens; ja statt ihren vernünftigen Vorstellungen Gehör zu schenken, entlud sich der Zorn des Kaisers auch

---

*) Curiositäten III. S. 42. 43.

gegen sie in bedeutungsvollen Drohungen, weil er sie seinem Willen nicht gefügig gefunden hatte. Unmittelbar nach dieser Scene begab sich der Kaiser in sein Schlafgemach, um auszuruhen. Er schrieb daselbst die Namen derjenigen auf einen Zettel, welche er am folgenden Tag wollte hinrichten lassen; als die ersten stunden darauf Marcia, Lätus, Eclectus, sodann eine Menge der vornehmsten Senats-Mitglieder, von denen er wußte, daß sie seinen Absichten entgegen waren. Jenen Zettel legte er auf sein Bette, in der Meinung, es würde Niemand in das Schlafgemach kommen. Nun hatte der Kaiser einen jungen hübschen Zwerg, der von ihm in hohem Grade geliebt wurde und welcher ganz nackt ging und bloß mit Gold und Edelsteinen behangen war, derselbe mußte oft bei ihm schlafen, und er nannte ihn, um ihm seine Zuneigung zu beweisen, Philocommodus (Liebling des Commodus). Als der Kaiser sich ins Bad und nachher zur Tafel begab, ging der Zwerg, wie er gewohnt war, in das Schlafzimmer des Kaisers, wo er den Zettel sah, den er begierig zu sich nahm. Während er damit spielte, begegnete ihm zufällig Marcia und nahm ihm unter allerlei Liebkosungen den Zettel ab, Sie ging ihn durch und fand mit Schrecken sich an der Spitze einer beträchtlichen Todtenliste, wovon sie unverzüglich Lätus und Eclectus in Kenntniß setzte. Alle Drei beschlo-

ßen, dießmal dem Kaiser zuvorzukommen und ihn noch am nämlichen Tage zu ermorden. Marcia mischte ihm eine beträchtliche Dosis Gift in seinen Wein, worauf der Kaiser bald eine ungewöhnliche Schläfrigkeit verspürte, so daß er sich in sein Gemach zurückzog. Er erwachte aber bald wieder, seine starke Natur hatte das Gift besiegt und ein heftiges Erbrechen verschaffte ihm die Gewißheit, daß ihm Gift beigebracht worden sei. Er beschloß die Schuldigen mit augenblicklichem Tode zu bestrafen. Da die Verschworenen richtig vermuthet hatten, der Kaiser möchte das Gift wegbrechen, so ließen sie schnell den berühmten Ringer Narcissus, einen besondern Günstling des Kaisers, holen, den sie durch große Versprechungen dahin brachten, den Kaiser zu erdrosseln.*)

Auch die römischen Damen und Prinzessinnen hielten sich Zwerglein, welche sie bloß der Augenlust wegen in ihren Zimmern nackend umherlaufen ließen. Der Zwerg der Tochter des Kaisers Augustus, der beliebten Julia, hieß Kanopas, ein Figürchen 2 Fuß und eine Hand hoch.

Dieser Geschmack dauerte bis zur Regierung des Kaisers Alexander Servus. Dieser jagte

---

*) Flögel S. 512.

die Zwerge und Zwerginnen von seinem Hofe und die Mode hörte auf, dergleichen Geschöpfe im Umgang für unentbehrlich zu halten.

Am türkischen Hofe waren die Zwerge, Giuge dort genannt, gar sehr beliebt, und einer, der taubstumm und noch dazu verschnitten war, wurde ganz besonders hoch geschätzt. Der Sultan erlustigte sich und spielte mit diesen hochgeehrten Menschlein. Durch einen solchen Zwerg ließ Soliman einen Soldaten, aus Nürnberg gebürtig, ermorden. Das geschah mit vieler Anstrengung von Seiten des Zwergs, mit einem kleinen Säbel, zum erbaulichen Vergnügen der türkischen Zuschauer.*)

In Frankreich waren unter den Königen Franz I. und Heinrich II. am Hofe die Zwerge sehr beliebt. Der kleinste unter ihnen, der hernach Protonotarius wurde, wurde der große Hanns (grand Jean) genannt, so wie man zu Juvenals Zeiten scherzweise einem bekannten Zwerg den Namen des Riesen Atlas gab. Zu dieser Zeit ließ ein Mailänder sich wie ein Papagai in einem Käfig herumtragen, und eine Zwergin aus der Normandie, am Hofe der Königin, war in dem Alter von 18 Jahren nur 18 Zoll hoch. Die Mutter König Ludwigs XIII. führte die Hofzwerge wieder ein.

---

*) Curiositäten, B. III. S. 44.

Die französische Akademie hat ihren Ursprung einem Narren, Boisrobert, Hofnarren des Cardinals Richelieu, und einem Zwerge, dem Bischof Anton Godeau, zu danken. Dieser, der Demoiselle Julie de Rambouillet, nachherigen Herzogin Montausier empfohlen, erhielt durch seine kleine Figur ihre Gewogenheit und nachher sein Bisthum.

Godeau war ein Schöngeist und guter Prediger. Er wurde 1605 zu Dreux geboren, legte sich sehr frühzeitig auf die Dichtkunst und ging später nach Paris, wo er seine Gedichte, die er von Dreux mitgebracht hatte, in einer auserlesenen Gesellschaft von Gelehrten vorlas, aus welcher nachher die französische Akademie entstanden ist. Godeau wollte sich in seiner Vaterstadt verheirathen; weil er aber sehr klein und häßlich war, bekam er überall einen Korb, was ihn voll Mißmuth nach Paris trieb. Hier hielt er sich vorzugsweise an den Dichter Chapelain, der ihn bei Mademoiselle Rambouillet (Julie d'Angennes) nachherigen Herzogin von Montausier, bei welcher sich die Schöngeister von Paris versammelten, einführte, und wo er sich sehr bald beliebt machte, so daß die Dame einst über ihn an einen Freund schrieb: Es ist hier ein Mensch, der um eine halbe Elle kleiner ist, als Sie; aber ich schwöre Ihnen, er ist tausendmal galanter als Sie! Man nannte ihn bald nur den Zwerg der Julie,

was ihm selbst Vergnügen machte und noch lange nachher, als er schon Bischof war, nannte er sich immer noch den Zwerg der Julie.

Nach einiger Zeit trat Godeau in den geistlichen Stand und widmete seine Poesie nur geistlichen Dingen. Im Jahre 1636 machte er eine Paraphrase über den Gesang Daniels: Benedicite omnia opera Domini Domino, welche gut versificirt und in einem edlen Styl gehalten war. Sie gefiel auch dem Cardinal Richelieu, dem er sie überreichte, und der ein Kenner war, so wohl, daß, nachdem er sie in Gegenwart des Verfassers gelesen, er zu ihm sagte: Sie geben mir des Benedicite und ich gebe Ihnen Grasse dafür. Ein Wortspiel aus der Aehnlichkeit des Klangs zwischen grace (Dank) und Grasse (Bisthum) und wirklich schenkte ihm der Cardinal auch ein Bisthum. Uebrigens war damals die Zeit der Wortspiele und man glaubt der Cardinal würde ihm ein einträglicheres Bisthum verliehen haben, wenn er nicht eben jenes Wortspiel hätte anbringen wollen.

Aus den gedruckten Briefen Godeaus sieht man, daß er die Pflichten eines Bischofs nicht allein wohl kannte, sondern auch mit großem Eifer ausübte. Nachher wurde er zu Vence in der Provence Bischof. Zuletzt verlor er das Gesicht und starb 1672 am Schlage. Er hinter-

ließ fünfzig gedruckte Schriften, wovon einige aus mehreren Bänden bestehen.

Als er einst von den Ständen in der Provence an die Königin Anna von Oesterreich, als damalige Regentin von Frankreich geschickt wurde, um ihr vorzustellen, daß diese Provinz eine große, von ihr geforderte Summe nicht bezahlen könne, sagte er unter anderem in seiner Rede: daß die Provence sehr arm sei; und weil sie Jasmin und Pomeranzen trage, so könne man sie eine wohlriechende Bettlerin nennen. Sonst pflegte er von den Einwohnern der Provence zu sagen: sie sind bei wenigem Vermögen reich, bei weniger Ehre geehrt und bei weniger Wissenschaft gelehrt.

Das Schreiben nannte er sehr treffend das Paradies des Schriftstellers, das Wiederdurchlesen und Ausbessern das Fegfeuer und das Lesen der Correcturen aus der Druckerei die Hölle desselben. *)

Zu Richelieu sah der bekannte Reisende Monconnys im Jahre 1645 einen sehr kleinen Zwerg wovon er schreibt: „Ich sah hier einen Diener, nicht höher von Statur als vierzehn Zoll. Er hatte geheirathet und betheuerte mir, daß alle seine Jungen nicht größer wie er, und die Mädchen um die Hälfte kleiner wären."

---

*) Flögel S. 518. 519.

In Italien wurden im sechszehnten Jahrhunderte von den Großen die Zwerge sehr gesucht Ein gewisser Kardinal Vitelli hielt deren 34 als Diener. Diese Mode kam auch nach Deutschland, alle Höfe mußten Zwerge unter den Hofdienern haben. Im Allgemeinen aber wurde dieser lächerlichen Mode bald entsagt.

Am Lothringen'schen Hofe lebte ein Zwerg Namens Nikolaus Ferry, später gewöhnlich Bebe genannt. Er wurde zu Plaisnes den 11. November 1749 geboren. Seine Eltern waren gesunde, wohlgestaltete Bauersleute. Er war bei der Geburt nur 8 oder 9 Zoll lang und wog 12 Unzen und war sehr schwächlich. Auf einer mit Hanf belegten Schüssel trug man ihn zur Taufe in die Kirche. Seine Mutter konnte ihn nicht selbst säugen, weil sein Mund zu klein war. Man gab ihm daher eine Ziege zur Amme, die ihr Amt so treu verrichtete, daß sie bei jedem Geschrei des Kindes selbst herbeilief. Ein hölzerner Schuh diente dem Kinde lange als Wiege. Die Blattern überstand er schon nach sechs Monaten, blos durch die Pünktlichkeit seiner Mutter und der Ziege. In einem Alter von 18 Monaten fing er an zu lallen. Als er zwei Jahre alt war, konnte er stehen und fast ohne Hilfe gehen. Seine ersten Schuhe waren 18 Linien lang. In seinem sechsten Jahre war er ungefähr 15 Zoll hoch und wog nicht mehr als 13 Pfund. Er war wohl ge-

staltet und alle Körpertheile hatten ein richtiges Verhältniß. Er genoß eine gute Gesundheit; sein Verstand ging aber nicht über die Grenzen des Naturtriebs. Der damalige König Stanislaus von Polen ließ ihn nach Lüneville kommen und behielt ihn bei sich. Er gab ihm den Namen Bebe. Bis in das Ater von 15 oder 16 Jahren blieb er ungeachtet seiner veränderten Lebensart, bei guter Gesundheit. Jeder Versuch seiner Lehrer, seine Vernunft und Urtheilskraft zu erwecken, war vergeblich. Er hat nie andere als nur schwache und unvollkommene Merkmale des Verstandes gezeigt. Es war nicht möglich, ihm Religionsbegriffe beizubringen; er konnte keinen zusammenhängenden Schluß machen. Seine Fähigkeit überstieg nie die Fähigkeit eines gut dressirten Hundes. Von dem höchsten Wesen und von der Unsterblichkeit der Seele hatte er keine Idee. Nur an der Musik schien er Geschmack zu finden und zuweilen schlug er den Takt ganz richtig. Mit vieler Mühe hatte man ihn tanzen gelehrt. Wenn er aber tanzte, so hatte er die Augen stets auf den Tanzmeister gerichtet, der durch gewisse Zeichen alle seine Bewegungen leitete gerade wie dies bei abgerichteten Affen und Hunden geschieht. Dagegen äußerten sich bei ihm die Leidenschaften des Zorns, des Neides, der Eifersucht und einer heftigen Begierde in hohem Grade. Er spazierte auf der Tafel des

Königs herum, und hatte seinen Sitz auf den Armen des Lehnstuhls des Königs. Einst befand er sich auf dem Lande auf einer Wiese, wo das Gras höher war, als er selbst: er glaubte daher, sich in einem Walde verirrt zu haben und schrie jämmerlich um Hilfe. Wenn er in seine Leidenschaften verfiel, war seine Rede abgebrochen und unordentlich. Die Prinzessin Fallmond machte den Versuch, ihm einigen Unterricht zu geben: es gelang ihr aber trotz aller Mühe nicht, dem Zwerge irgend einen vernünftigen Begriff beizubringen. Die einzige Folge des Unterrichts war eine stärkere Zuneigung des Zwergs zu seiner Lehrerin welche Zuneigung zuletzt in förmliche Eifersucht überging; denn als die Prinzessin einst in Gegenwart ihres Zöglings einen kleinen Hund streichelte, riß der Zwerg ihr denselben voll Zorn aus den Händen und warf ihn ohne Weiteres zum Fenster hinaus, indem er der Prinzessin zurief: „Warum lieben Sie diesen Hund mehr als mich?"

Im 15. oder 16. Jahre war Bebe 22 Zoll hoch und bis zu dieser Zeit war im Wachsthum der untern Theile seines Körpers keine Störung oder Unordnung vorgekommen, alle Organe waren in regelmäßiger Thätigkeit und seine kleine Gestalt war niedlich und angenehm. Nun aber trat die Periode seiner Entwicklung ein, und diese übte auf sein ganzes Nervensystem einen äußerst nachtheiligen Einfluß. Sein

Nasenbein wurde auffallend groß; der Rückgrat bog sich an fünf Stellen, die Rippen auf der einen Seite wurden größer als auf der andern, der Kopf hing vorwärts, die Füße wurden schwach und das eine Schulterblatt senkte sich.

Bebe verlor nun alle Munterkeit und wurde kränklich, dennoch aber in den vier folgenden Jahren fast noch vier Zoll größer. Der Graf Treßan, welcher den Gang der Natur bei diesem Zwerge genau beobachtete, hatte vorausgesehen, daß er noch vor dem 30. Jahre gleichwohl als alter Greis sterben würde. Wirklich wurde er auch von seinem 21. Jahre an sehr hinfällig, und selbst seine Gesichtszüge nahmen allmählig den Ausdruck des hohen Alters an. In seinen letzten Lebensjahren fiel es ihm schwer, sich aufrecht zu halten, er schien von der Last der Jahre erdrückt zu werden und konnte die frische Luft nur noch bei warmem Wetter ertragen. Man führte ihn an die Sonne, die ihm neue Kräfte zu geben schien, doch konnte er kaum hundert Schritte gehen. Im Mai 1764 war er etwas unpäßlich, eine Unverdaulichkeit mit Husten und Fieber versetzte ihn in eine Art Schlafsucht, die nur durch wenige wache Augenblicke unterbrochen war. Sprechen konnte er nicht mehr, der ganze obere Theil der Luftröhre schien gelähmt zu sein. In den vier letzten Tagen seines Lebens bekam er wieder ein deutlicheres Bewußtsein und die Sprache. Die

schönsten und zusammenhängendsten Gedanken, welche er ausdrückte, setzten Alle, die um ihn waren, in Erstaunen. Er starb den 9. Juni 1764 in einem Alter von beinahe 23 Jahren. Seine Körpergröße betrug damals 33 Zoll. Der Graf Treßan erhielt vom König die Erlaubniß, den Körper zergliedern lassen zu dürfen. Das Skelett wurde durch den Leibarzt des Königs sorgfältig zubereitet, um in der öffentlichen Bibliothek zu Nancy aufgestellt und später in das Kabinet des Königs gebracht zu werden. Beim ersten Anblick scheint es das Gerippe eines drei- oder vierjährigen Kindes zu seyn und bei näherer Betrachtung findet man erst, daß es das eines völlig ausgewachsenen Menschen ist *).

Ebenfalls zu Lüneville befand sich auch der Zwerg Boruslawsky, der nachher nach Paris kam. Dieser war in seinem 22. Jahr nur 28 Zoll hoch. Seine Eltern waren von mehr als mittelmäßiger Körpergröße, und dennoch waren mehrere seiner Geschwister Zwerge, sein älterer Bruder 34 Zoll, seine Schwester 21 Zoll groß. Boruslawsky war klüger als Bebe, hatte ein sehr getreues Gedächtniß und gute Beurtheilungskraft. Er las und schrieb sehr gut, verstand Arithmetik, war lebhaft und kurz ge-

*) Flögel S. 522.

faßt in seinen Antworten, sehr unterhaltend und wirklich ein ganz gut ausgebildeter Zwerg.

Als Herzog Wilhelm von Baiern mit einem Fräulein Renate von Lothringen im Jahr 1568 zu München sein „Beilager" hielt, wobei es sehr hoch herging, wurde als 21. Schauessen auch eine große Pastete aufgetragen, in welcher des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich Zwerglein verborgen war. Als diese Pastete auf die fürstliche Tafel gesetzt und geöffnet wurde, sprang dieses drei Spannen lange Zwerglein in einem wohlgeputzten Küraß und ein Rennfähnlein in der Hand, daraus hervor, ging auf der Tafel umher, sang und bot den fürstlichen Personen „mit gar gebührender und sittsamer Reverenz" die Hand.

Einen ähnlichen Spaß veranstaltete Fürst Mentschikoff, als im Jahre 1710 das herzogl. kurländische Beilager in Petersburg gefeiert wurde. Als Schauessen wurden auf die beiden vornehmsten Tafeln zwei Pasteten aufgetragen, jede etwa $^5/_4$ Ellen lang, aus welchen zwei wohlgekleidete Zwerginnen hervorkamen, deren eine der Czaar Peter bis zur Brauttafel trug, auf welcher beide Zwerginnen ein Menuett tanzten. Dieser Zwergen-Spaß brachte auf den Gedanken, in eben diesem Jahre eine Zwergenhochzeit durch und mit lauter Zwergen zu feiern. Tags zuvor fuhren Zwerge als Hochzeitbitter in Petersburg umher und bei

dem Zuge zur Trauung gingen Zwergenmarschälle voraus. Dem Brautpaar folgten der Czaar selbst und die Vornehmsten des Hofes und eine Reihe von zweiundsiebenzig Zwergen, von denen mehrere über 200 Meilen weit herbeigeholt worden waren. Eine Menge Zuschauer drängte sich mit in die Kirche ein. Dort, als der Priester den Zwergenbräutigam fragte, ob er seine Braut zur Ehe haben wolle? antwortete dieser sich gegen dieselbe wendend; „Dich und keine andere.“ Als nun die Braut gefragt wurde, ob sie diesen Bräutigam zum Mann haben wolle, und ob sie sich nicht etwa mit einem andern versprochen habe, erwiederte dieselbe mit einer ganz klaren, kaum vernehmlichen Stimme: „das wäre ja wohl artig!“ Der Czaar hob selbst den Kranz nach russischer Sitte über ihnen. Der Hochzeitsschmauß, bei welchem es sehr hoch herging, richtete der Czaar auch aus und das Schlafzimmer des kleinen Brautpaares war im Kaiserlichen Palaste.

Diesen Spaß wiederholte im Jahre 1713 des Kaisers Schwester Natalie, die eine Hochzeit für ihre Zwerge veranstaltete, zu welcher alle Zwerge des ganzen Reichs eingeladen wurden. Es erschienen 93. Diese wurden in kleinen mit kleinen schottländischen Pferden bespannten Kutschen herbeigeholt, und in großer Prozession, mit Musik durch die Straßen von Moskau geführt, begleitet von zwei Schwa-

dronen Dragonern, um das andrängende Volk in Respekt zu halten. Die Versammlung von so vielen Zwergen war ein höchst seltsamer Anblick. Nach der Tafel folgte ein Ball und die Prinzessinnen selbst führten die Zwergbraut zu Bette.

Ebenso prächtig und ausgezeichnet ließ der Czaar 1715 einen seiner Lieblingszwerge begraben.

Als die Gräfin D'Aunoy (1679) nach Spanien kam, fand sie daselbst die Gewohnheit, daß vornehme Damen sich von Zwerginnen bedienen ließen; und am königlichen Hofe war ein Zwerg, genannt Louisillo, aus Flandern gebürtig, den die Gräfin so artig fand, daß sie sagte, sie habe nie etwas Artigeres gesehen. Er war wohlgestaltet, proportionirt, und hatte eine ausgezeichnete wissentschaftliche Bildung. Ging er spazieren, so begleitete ihn ein Reitknecht zu Pferde, der ein kleines niedliches Zwergpferdchen trug, bis Louisillo Lust bekam, dasselbe zu besteigen, denn das Pferdchen würde sonst zu müde geworden sein, wenn es stets hätte gehen müssen. Das Zwerglein verstand es wohl gut zu reiten, regierte das Pferdlein mit Klugheit und Verstand und war, wenn er darauf saß, mit sammt demselben nicht über anderthalb Ellen hoch. Er wußte auch gar zierlich seine Nationaltänze zu tanzen.

Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg hatte einen Zwerg, genannt Just Bertram, der nur zwei Fuß hoch war. Er starb im Jahr 1617, fünfzehn Jahre alt, an einem Sturz vom Pferde.

Erzherzog Leopold von Oesterreich hatte an seinem Hofe zu Inspruck einen Zwerg, der 24 Jahre alt, nur 4 Spannen hoch, und dessen Schwester, 28 Jahre alt, nicht größer als er war. So sieht man sie wenigstens in Lebensgröße abgemalt. Auf dem Schlosse zu Ambras ist ein Zwerg abgebildet, Thomas genannt, der nur drei Querhände lang war, und ein anderer in männlichem Alter, einen Ellenbogen lang.

Im Jahr 1622 wurde auch zu Wien eine Zwergenhochzeit gefeiert, zu der nur Zwerge eingeladen waren.

Der Cardinal Bonzi verehrte 1679 der königlich spanischen Braut einen Zwerg, einen Ellenbogen lang, welcher derselben gar wohl gefiel und ihr große Freude machte.

Jeffery Hudson, geboren 1619 zu Abham in England, war im 24. Jahre seines Alters nicht größer als zwei Fuß. Er wurde auch von dem Koche des Herzogs von Buckinham in eine Pastete gesetzt. Er war in Diensten König Carl II. und starb, 63 Jahre alt, im Gefängnisse, weil er in eine Verschwörung verwickelt war.

Ein Zwerg zu Briſtol, der 1751 in ſeinem 15. Jahre 31 Zoll lang war, hatte damals ſchon an allen Zufällen des Alters zu leiden. Ein anderer aus Norfolk, 22 Jahre alt, hatte einen wohlgebildeten Körper von 38 Zoll und wog nur 28 Pfund.

Ein friesländiſcher Bauer Wiebe Lolkes zeigte ſich im Jahr 1751 zu Amſterdam und war in einem Alter von 26 Jahren nur 29 Zoll lang.

Im Jahre 1760 ließ ſich zu Paris ein polniſcher Edelmann ſehen, 22 Jahre alt und nur 28 Zoll hoch. Er hatte viel Verſtand und beſaß gute Sprachkenntniſſe. Sein älterer Bruder hatte 34 Zoll und ſeine ſechsjährige Schweſter 21 Zoll Länge, alſo ungefähr die Größe eines neugebornen Kindes.

Im Jahr 1783 zog ein kleiner Huſar, Johann Hermann, 42 Jahre alt, in Deutſchland umher. Er war zwei Fuß acht Zoll hoch, alſo nicht größer als ein Kind von zwei oder drei Jahren, und wohl proportionirt. Er tanzte ſehr gut und war lebhaft und unterhaltend. Sein Vater war einen Zoll kleiner und ſeine Mutter nur drei Zoll größer als er.

Im Jahre 1787 ließ ſich in Berlin ein kleiner Mann von 30 Jahren ſehen, 2 Fuß und einige Zoll hoch.

Eine gewiſſe Magdalena Schramm zu Bor-

desholm unweit Kiel, geboren 1781, war 1790 nicht größer als 2 Fuß 9 Zoll. Eine andere Zwergin, Helena Stüber aus Nürnberg, zeigte sich 1795 in Deutschland. Damals war sie, 36 Jahre alt, nicht völlig 3 Fuß hoch. Ihre Glieder waren verhältnißmäßig sehr schön und ihre Gestalt sehr fein.

In Sibirien sah Müller einen Zwerg, der einem dortigen Woiwoden gehörte, über 50 Jahre alt, eine Elle groß war und der bereits die zweite Frau und fünf Kinder hatte.

Ein Zwerg Namens Michael Buster und seine Schwester, eine Zwergin, waren Beide jedes nur 4 Spannen hoch.

Auch im fünften Welttheile scheinen die Zwerge zum Hofstaat zu gehören, denn im Gefolge des Königs Pomärri auf Otahaite befand sich ein solches Männlein, völlig ausgewachsen, dessen Glieder in jeder Hinsicht ihr gehöriges Ebenmaß hatten, nur 39 Zoll hoch. Er war 24 Jahre alt.

Aus den Hof- und Staatskalendern scheinen jetzt die Zwerge verschwunden zu sein, aber sehen lassen sich hie und da noch welche. Von dem Zwerge Akenheil, der die Aufmerksamkeit der Pariser im Jahr 1788 sehr zu gewinnen wußte, erzählt das damalige Journal des Luxus und der Moden*) folgendes: „Der deutsche Zwerg,

*) 1788 S. 285.

der hier (in Paris) so sehr bewundert wird und den zu sehen Alles in's Palais Royal wallfahrtet, heißt Akenheil und ist auf dem Schwarzwald von ganz gemeinen Eltern geboren. Er ist 13 Jahre alt und nur 28 Zoll hoch, man weiß aber bis jetzt noch nicht, ob er Knabe oder Mädchen ist. Er ist gar nicht ungestaltet oder schwachsinnig, wie gewöhnlich die Zwerge, sondern wirklich recht wohlgestaltet, zierlich an Leib und Seele und sehr lebhaften Geistes. Deßhalb auch und vieler artigen Talente und Geschicklichkeiten wegen, die er besitzt, ist er der Liebling und Joujou unserer Damen. Er spricht deutsch, französisch und italienisch, spielt auf der Mandoline, singt dazu, macht Taschenspielerkünste und schlägt die Trommel à merveille. Mit so vielen ausgezeichneten Talenten und der Zwergheit noch dazu, hat man doch wohl begründete Ansprüche darauf, das Publikum und vorzüglich die Damen zu amüsiren."

Der Zwerg Stephan Rudolf war in seinem 22. Jahre nicht größer als ein zweijähriges Kind. Er war zu Birkendorf im Windischen Theile von Steyermark geboren, wo er im Jahre 1807 noch lebte, und da er zu keiner Arbeit fähig war, von dem Dechant des Orts aus Mitleiden ernährt wurde. Er las sehr geläufig und schrieb eine leserliche Handschrift.

Zu den merkwürdigen Zwergen gehört auch

der kleine Schweizer Hans Worrenberg, der zu seiner Zeit viel Aufsehen erregte. „Im Jahr 1687," erzählt die Chronik, „kam ein kleines Männlein aus der Schweiz nach Deutschland, genannt Hans Worrenberg, geboren im Canton Schaffhausen, eine halbe Meile vom Bodensee, damals 36 Jahre alt und nur 2 Fuß und 7 Zoll groß. Sein Erscheinen erregte Aufsehen, er wurde abgebildet, sein Bild öffentlich verkauft und in Sammlungen aufbewahrt. Dabei befanden sich kurze Lebensnachrichten von ihm, welche sagten, er sei eines armen Bauern Sohn und habe mit Spinnen sich ernähren müssen, wo ihm einst etwas Ausfall vom Flachse in das rechte Auge fiel, wovon er endlich auf demselben blind wurde. Der Apfel saß zwar noch im Auge, aber ganz eingeschrumpft. Im zweiten Jahre seines Alters war er todt krank gewesen und von einem Marktschreier curirt worden. Er wuchs zwar noch ein wenig, kam aber jedoch nur zu der Größe, die er nachher behielt. Seiner kümmerlichen Existenz zu entgehen, begab er sich auf Reisen, ließ sich in einen Kasten stecken und in Holland und Deutschland herumtragen. Wollte man ihn sehen, so kam er aus dem Kasten heraus, grüßte die Zuschauer höflich, sang und tanzte. Seine Arme konnte er nicht so leicht wie die Beine bewegen und sein Kopf war ungemein dick. Er trug nach

damaliger französischer Mode ein blaues mit silbernen Schnüren besetztes Kleid, Hut und Degen. Seine langen schwarzen Haare bedeckten den Rücken, aber sein Bart war nicht stark; übrigens war er von gesunder und guter Natur."

Herzog Wilhelm Heinrichs von Sachsen Gemahlin, Sophie Charlotte, Tochter des Markgrafen von Schwedt, amusirte sich mit einem wohlgestalten Zwerge Namens Stein, aus der Ruhl gebürtig (im Jahr 1740).

In London wurde im Mai 1815 der Königin ein Zwerg vorgestellt Namens Simon Papp, ein Holländer, 26 Jahre alt und nur 28 Zoll groß. Er wog 27 Pfund. Als ein Gegenstück zeigte man ein Mädchen, noch nicht ein Jahr alt, 50 Pfund schwer, 2 Fuß 10 Zoll hoch und um den Leib 2 Fuß 5½ Zoll messend *).

---

*) Curiositäten, Bd. III. S. 40 ff. Bd. V. S. 556. Bd. VIII. S. 466.

Kurzes Sachregister.

A.

Seite

Abnahme des Geschmacks an den Hofnarren 60
Aegypter, die alten, forderten bei Gastmahlen zur Heiterkeit auf 3
Aizinger, Michael, Hofnarr bei König Philipp II. von Aragonien 367
Akenheil, Zwerg 608
Alexander der Große war ein großer Freund und Liebhaber der Possenreißer . 93
— hörte es gerne, wenn man ihn einen Gott nannte 116
— seine Antwort auf eine dicke Schmeichelei 117
Alphons, König von Aragonien, dessen Hofnarr 366
Amarill, Hofnarr bei dem König Franz I. von Frankreich 416
Anaxarches, Philosoph und Schmarotzer bei Alexander dem Großen 117
Ansbach, Narren am Hofe daselbst . . 194
Angeli, der letzte besoldete Hofnarr am französischen Hofe unter Ludwig XIV. . . 454
Aretalogus (der Tugendschwätzer), eine Art Lustigmacher bei den Römern . . 121

Seite

Aristophanes, Lustspieldichter der Griechen 5
Aristipp, von Cyrenne, Tugendschwätzer bei dem Tyrannen Dionysius 124
Arkadion, Schmarotzer bei dem König Philipp von Macedonien 115
Arlotto, Pfarrer, Volkslustigmacher; dessen Schwänke 553
Attila, König der Hunnen, hatte schon Hofnarren 139

B.

Baden, Hofnarren bei den Markgrafen . 145
Balduin, der F..zer! 38
Balhalul, hochberühmter Narr des Khalifen Al Harun 140
Balhalul's Schwänke . . . . . 141—143
Barciacca, Possenreißer im Hause des Kardinals Hippolito Medicis 529
Barlacchi, Domenico, Volkslustigmacher . 569
Bayer, Hofnarr zu Ansbach 194
Bayern, Narren am Hofe der bayerischen Herzoge 196
Bartholdi, Dr., Lustigmacher am Brandenburgischen Hofe 215
Bärenhaut, Peter, Hofnarr des Landgrafen Philipp von Hessen 240
Bean Nash, Spaßmacher zu Bath in England 579
Bebe, Hofzwerg des Königs Stanislaus von Polen 598
Belustigungen, öffentliche, mit Narren . 82
Benedict XIV., Papst, war ein lustiger Kopf und ein Freund von Narrenpossen 523
Betrüger (Planus), eine Art von Lustigmacher bei den Alten 120

Seite

Bonneval, Graf, bringt Alles unter den Begriff der Narrheit 8
Borra, Hofnarr des Königs Martin von Aragonien 365
Böhmen, Narren am böhmischen Hofe . 198
Boisrobert, Hausnarr bei dem Kardinal Richelieu 533
Boruslawsky, merkwürdiger Zwerg in Paris 602
Brandt's Narrenschiff 6
Brandenburg, Hofnarren am Brandenburgischen Hofe 204
Breschi, Clewe, Bauer, Volksspaßmacher in der Schweiz 576
Briandas, Hofnarr bei dem König Franz I. von Frankreich 420
Brusquet, der berühmteste und geistreichste Hofnarr bei mehreren Königen von Frankreich 425
— dessen Schwänke und Possen . . 425—447
Bythus, der Parasit des Königs Lysimachus macht den König fürchten mit einem einzigen Wort 119

C.

Cailette, blödsinniger Hofnarr bei dem König Franz I. von Frankreich 416
Camillo Guerno, Possenreißer bei dem Papst Leo X. 520
Capuchio, Hofnarr bei dem König Heinrich II. von Frankreich, wird hingerichtet 424
Carafulla, Hausnarr bei dem Kardinal Medici 529
Carl II., König von England, ließ von den Kanzeln herab befehlen, lustig zu sein 4

Seite

Carl Ludwig, Churfürst von der Pfalz, warum er keinen Hofnarren hatte . . 16
Carl der Kühne von Burgund wird von seinem Narren verhöhnt 49
Chicot, Hofnarr bei König Heinrich IV. von Frankreich 450
Chörilus, Hofpoet und Schmarotzer bei Alexander dem Großen, wird von diesem wegen eines Lobgedichts auf ihn laut Vertrag zur Belohnung beohrfeigt, woran der würdige Poet stirbt 118
Christian I., König von Dänemark, hält keine Hofnarren, weil im Nothfall seine Hofleute narriren können 56
Ciajesius, Johann Dominicus, Hofnarr bei dem Großherzog Ferdinand von Florenz 380
Cicero's Ausspruch über die Narrheit . 6
Cicero ward von seinen Gegnern nur der consularische Scurra genannt 126
Cicero's Schwänke und Stachelreden wurden von seinem Freigelassenen Tyro in 3 Büchern gesammelt 126
Cicala von Forli, Volkslustigmacher . . 572
Claus Hintze, Narr am Hofe des Herzogs Johann Friedrich von Pommern . . . 261
Claus Narr, Hofnarr des Erzbischofs Ernst von Magdeburg 540
Cleopatra belustigt den edlen Markus Antonius auf alle Weise 129
Commodus, Kaiser, war ein vollkommener Scurra 133
Condé, Prinz, belustigte sich gerne auf Kosten Anderer 38
Constantin, Volksnarr 579

Seite

Coprä, die, waren Scurren der niedrigsten Art 134
Courtisan war ehemals auch die Bezeichnung der lustigen Person auf dem Theater 170

D.

Dänemark und Schweden, das Hofnarrenwesen daselbst 504
David, König, benützt die Narrenfreiheit zu seinen Gunsten 17
Demetrius, ein berühmter Lacher . . . 37
— konnte die Schalksnarren und Possenreißer nicht entbehren 94
Demokrit, ein berühmter Lacher . . . 37
Demokles, Parasit bei Dionysius d. Jüngern 113
Dionysius der Jüngere von Syrakus konnte die Schalksnarren nicht entbehren 112

E.

England, Hofnarren und Lustigmacher am englischen Hofe 464
Erasmus von Rotterdam, Lob der Narrheit 6
Ernst der Fromme nannte die Narren eine Schande der Fürsten 56
Erbas, Pedro de San, Hofnarr in Spanien 369
Eselsohren an den Narrenkappen waren ein Schmuck der Narren 68
Eulenspiegel, Volksnarr 547

F.

Faßmann, David, lustiger Rath am Brandenburgischen Hofe 224
Fatznarr, die Ableitung dieses Worts und sein Begriff 169
Feo, Hofnarr bei dem Herzog Andrea Doria zu Genua 381

Seite

Ferdinand, Kaiser, war ein Feind der Narren und Possenreißer 56
Ferry, Nikolaus, Zwerg am Lothringenschen Hofe, genannt Bebe 598
Frankreich, Hofnarren und Lustigmacher am französischen Hofe 390
Frauenzimmer als Lustigmacherinnen . 95
Friedrich der Rothbart konnte die Schalksnarren nicht leiden 55
Friedrich III., Churfürst von der Pfalz war auch kein Freund derselben . . . 56
Friedrich Wilhelm I. von Preußen erlaubte seinem Hofnarren nichts Unanständiges 57
Friedrich, Kaiser, der Rothbart, ist in Gefahr, durch einen Stocknarren um's Leben zu kommen 174
Friedrich II., Enkel des Rothbarts, mochte die Lustigmacherei wohl leiden . . . 175
Frohsinn ist ein Lebensbalsam 3
— und Freude vertreibt die Langeweile . 4
Fröhlich, Joseph, Hofnarr bei König August II. 347
Fuchs, Neidhard, lustiger Rath bei Herzog Otto dem Fröhlichen von Steyermark 251

G.

Galba, Cäcilius, ein lustiger Scurra des Kaisers Augustus 131
Gallizin, Prinz, russischer Hofnarr . . 502
Geiler von Kaisersberg, 110 Predigten über Narren und Narrheit 7
Gelehrte, pedantische, werden oft Narren genannt 15

Seite

Gillaume, Maitré, Hofnarr bei dem König Heinrich IV. von Frankreich . . . 448
Godeau, Anton, Bischof, genannt der Zwerg der Julie 595
Gonella, Hofnarr bei dem Herzog von Ferrara 370
Gonella's Schwänke . . . . . 371—377
Gugel oder Narrenkappe 65
Guirioten heißen die Possenreißer der Neger an der westlichen Küste Afrika's . 156
— deren Thun und Treiben . . . 157—159
Gundling, lustiger Rath bei König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 205

H.

Hackmann, von, Friedrich August, lustiger Rath am Brandenburgischen Hofe . . 219
Hagen, Georg, oder der dicke Sailer von Straßburg, Lustigmacher 575
Hahnenkamm, ein solcher war ein Narrenputz im 15. Jahrhundert 69
Halbnarren sind Gegenstand der Komik 14
Hamedi Kermanni, Dichter und Spaßmacher bei Tamerlan, machte eine vortheilhafte Ausnahme 152
Hans Narr, die älteste deutsche Benennung für Narr 168
— ein Volkslustigmacher in Paris . . . 573
Hans der Große (grand Jean) Hofzwerg bei König Franz I. von Frankreich . . 594
Hanswurst, die lustige Person auf dem Theater 171
Hansel von Gingen, Narr des Markgrafen Philipp von Baden 195

Seite

Harlekin, komischer Charakter auf der deutschen Bühne 171
Harun, Kalif, hatte einen berühmten Narren Namens Balhalul 140
Heinrich III., Kaiser, war ein Feind der Narren 55
Heliogabalus, Kaiser, wie er seine Schmarotzer und Possenreißer und sonstiges Gesindel behandelt 107
— seine närrischen Gastmahle 136
Hermann, Johann, herumziehender Zwerg 607
Hessen, Hofnarren und Lustigmacher am hessischen Hofe 240
Heywood, Lustigmacher bei dem König Heinrich VIII. von England 481
Hieronymus, Hofnarr zu Mantua . . 384
Hofnarren und Lustigmacher 23
— ihr eigentlicher Ursprung 25
— zu König Davids Zeiten 28
— ihre Bildung und Talente 30
— Ursache des Wohlgefallens an ihnen . 33
— ihr Treiben, Nutzen und ihre Eigenschaft 45
— gaben bisweilen Anlaß zu Entdeckung von Mißbräuchen 53
— am deutschen Kaiserhof 173
— Kaiser Karls des Großen 173
— am Hofe zu Anspach 193
— am Hofe zu Baden 195
— des Königs Georg Podiebrad . . . 202
— am Brandenburgischen Hofe 204
— am hessischen Hofe 240
— am österreichischen Hofe 241
— am Hof der Churfürsten von der Pfalz 255
— in Pommern 261

Sei
Hofnarren und Lustigmacher bei den Churfürsten von Sachsen 270
— bei den Herzogen von Schlesien . . . 349
— bei den Herzogen von Würtemberg . 351
— am Hofe des Deutsch-Ordens-Hochmeisters zu Marienburg 353
— bei italienischen Fürsten 370
— in den Niederlanden, Ungarn u. Polen 488
— in Rußland 495
Hofschnakenmacher hieß der Narr am churfürstlichen Hofe zu Mainz 524
Hudson Jeffrey, merkwürdiger Zwerg in in England 606

J.

Ideen, fixe, machen die meisten Narren . . 15
Jean, Hofnarr bei König Carl dem Einfältigen von Frankreich 410
Jenny von Stocken, Hofnarr bei Herzog Leopold dem Frommen von Oesterreich 253
Johannes, Narr des Abts Georg zu Zwiefalten 545
Jonas, Hofnarr bei Kaiser Ferdinand II. 192
— Hofnarr bei dem Churfürsten Maximilian von Bayern 196
Joubert, Niklas, Hofnarr am Hofe Heinrich IV. von Frankreich 452
Judenhochzeiten mit Narren (in Schlesien) 80

K.

Kaiser, türkische, haben von jeher immer Hofnarren gehabt 145
Kalenberg, der Pfaff von, oder Wigand von Theben, Lustigmacher am Wiener Hofe bei Otto dem Fröhlichen . . . 241

Seite

Kammerdiener, ein solcher wird durch einen Hofnarren empfindlich gedemüthigt 53
Kanopas, Zwerglein der Tochter des römischen Kaisers Augustus 593
Käuze, lustige, sind meistens Gegenstand der Belustigung 81
Kennzeichen der griechischen Schmarotzer 111
Kilian, Hofnarr in Ungarn 488
— Hofnarr des Markgrafen Albrecht von Oesterreich 254
Killigrew, Spaßmacher des Königs Carl II. von England 486
Klaus Narr, Hofnarr am Hofe des Churfürsten von Sachsen 270
Kleidung und Trachten der Narren und Lustigmacher 65
Klisophus, Schmarotzer bei dem König Philipp von Macedonien 115
König von Sibirien hieß ein Hofnarr Peter des Großen von Rußland . . . 494
König der Samojeden, diesen Titel führte ein anderer Hofnarr des Kaisers Peter . 499
Konrad, der närrische, in Frankfurt . . 575
Kopf, der beschorene, war das Hauptkennzeichen eines Narren 65
Kornemann, Lustigmacher bei König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 219
Kragen, derselbe war ein besonderer Narrenschmuck 72
Kyau, Baron Friedr. Wilhelm von . . 346
Kunz von der Rosen, Hofnarr bei Kaiser Maximilian I. 176
— dessen Anhänglichkeit und Aufopferung für seinen Herrn 177, 178

Seite

Kunz von der Rosen will den Kaiser aus der Gefangenschaft retten 179
— behauptet und beweist, daß er 200 Jahre alt sei 184
— veranstaltet ein Possenspiel 184
— entdeckt eine Geldquelle 185
— beweist seine nahe Verwandtschaft mit dem Kaiser 187

L.

Lachen, der Nutzen des Lachens 1
La Costa, Hofnarr bei Peter I. v. Rußland 499
Lacher, berühmte 37
Lamparter, Dr., Gregorius, Ansicht von den Hofnarren 52
Leppert, Hofnarr bei König August II. . 349
Lewen, Peter, Pfarrer, Volkslustigmacher 566
Lips, Hofnarr bei den Markgrafen von Baden 195
Lockles, friesländischer Zwerg 607
Lollius, der Scurra am Hofe Augustus, wird von Horaz lächerlich gemacht . . 126
Lootes hießen die Possenreißer in Persien . 153
Löffler, des Herzogs von Bayern Narr . 196
Lopez, Louis, Hofnarr in Spanien . . . 368
Louisillo, Hofzwerg am spanischen Hofe . 605
Ludwig XI. Hofnarr entdeckt ein Geheimniß 413
Lustigmacher und Hofnarren 23
— der Griechen und Römer 89
— bei orientalischen Völkern 139
— bei ungebildeten Völkern neuerer Zeit 154
— und Narren an deutschen Höfen . . 168
Lustigmacherei und Narrenwesen am Fürstenhofe des Deutschordens-Hochmeisters zu Marienburg 353

Seite

Lustigmacherei und Hofnarrenwesen in Spanien 364

M.

Mantua, der Herzog Carl von Mantua, fand ein großes Vergnügen daran, sich tüchtig ausschelten zu lassen 39
— Hofnarren am Hofe daselbst 383
Marcus Aurelius konnte die Theaternarren nicht leiden 56
Marcus Antonius war ein sehr großer Freund der Scurren, benahm sich unter ihnen als Schweinigel und kannte in Späßen und Schwänken weder Maaß noch Ziel 128
Maret, Hofnarr Ludwig XIII. v. Frankreich 453
Marienburg, Lustigmacherei und Hofnarrenwesen am Hofe des Deutsch-Ordens-Hochmeisters daselbst 353
Marrot, Clement, lustiger Rath bei König Franz I. von Frankreich 416
Marquesin, Hofnarr des Herzogs Franz Sforza zu Mailand 382
Matthias, Narr des Abts zu Marchthal . 545
Mathurine, Hofnärrin am Hofe Heinrich des IV. von Frankreich 452
Maximilian, Kaiser, seine Ansicht von der Narrheit 6
— wäre in seinen jüngern Jahren durch einen Narren beinahe verunglückt . . 175
— bei demselben war Kunz von der Rosen Hofnarr 176
Menekrates, ein närrischer Arzt . . . 92
Menicucci, Hofnarr des Großherzogs Ferdinand von Florenz 378

Seite

Miesko, Hans, Hofnarr am Hofe des Herzogs Philipp zu Stettin 263
Minstrels in Frankreich 390
— in England 464
Montague, Lord, bereiste in seiner Jugend Spanien als Knecht eines Maulthiertreibers 43
Montezuma, mexikanischer Kaiser, hatte stets Lustigmacher an seiner Tafel . . 154
Morgenstern, Himon Jakob, Lustigmacher am Brandenburgischen Hofe 237
Morio's, oder mißgestaltete, blödsinnige Menschen, dienten bei den Römern zur Belustigung 135
Morionen-Märkte bei den Römern . 135
Morus, Thomas, der berühmte englische Kanzler, hatte einen Hausnarren . . 513

N.

Nachtstuhlverwalter, diesen schönen Titel hatte der Hausnarr des Bischofs von Würzburg 543
Nanny, der Eulenspiegel der Neger . . 161
— dessen Ränke, Schwänke und Schelmenstücke . . . . . 161—167
Narr, der, im „König Lear" ist eine Dichtung 481
— der, im „Hamlet" ist wahrscheinlich eine Dichtung 509
— der, des Grafen Ulrich von Regensburg 511
— des Marquis de Guast 513
— des Churfürsten Brendel zu Mainz . 525
— eines Bischofs zu Cöln 526
— eines Erzbischofs von York 532
— des Erzbischofs von Bamberg, hatte die fixe Idee, er sei der Bruder von Christus 541

Seite

Narr, der, des Bischofs von Münster . . 543
— des Bischofs Julius von Würzburg . 543
— des Abts von Einsiedeln 544
Narren, die Welt ist voll davon . . . 6
— gemalte, am Hause eines Professors . 7
— sind die Glücklichsten der Sterblichen . 20
— der Griechen und Römer 89
— verschiedene, bei dem Kalifen Harun . 143
— an deutschen Höfen 168
— deren deutsche Benennungen 168
— und Lustigmacher bei vornehmen Personen weltlichen Standes 511
Narrenchronik des Hofnarren des Königs Alphons von Arragonien 366
Narrenfeste 78
Narrenfreiheit, ihre verschiedenen Vortheile 16
Narrengericht in Grosselfingen . . . 80
Narrenkappe oder Gugel 65
Narrenkönig, dessen weites Reich . . . 8
Narrenkolben, waren besondere Ehren- und Abzeichen der Narren 70
Narrenwesen am Fürstenhofe des Deutsch-Ordens-Hochmeisters zu Marienburg . 353
— in Schweden und Dänemark . . . 505
— und Lustigmacherei bei Päpsten, geistlichen Churfürsten, Cardinälen, Erzbischöfen und Aebten 515
Narrheit im Allgemeinen 1
— ihr Sitz liegt im Denken 5
— die komische, hört beim Blödsinn auf . 5
— Senekas und Demokrits Ansicht hierüber 6
— die, war stets die Zielscheibe des Humors 7
— Ausspruch Salomons darüber . . . 10

Seite

Narrheit, Reichthum deutscher Ausdrücke über dieselbe 11
Nasuddin, oder Nasureddin Codscha, der türkische Eulenspiegel, war Hofnarr bei Kaiser Bajazet 147
Nasureddin's Streiche . . . . 148—152
Neapel, Hofnarr des Königs Alphons von Neapel 385
Neger, die Neger an der Küste Afrika's haben eine Art Possenreißer, die sie Guirioten nennen 156
Nelle, Hofnarr des Kaisers Matthias . . 191

O.

Ober-Hofnarr, einen solchen hatte die Kaiserin Anna von Rußland 499
Oesterreich, Hofnarren am österreichischen Hofe 241
Orientalische Völker, ihre Lustigmacher und Possenreißer 139

P.

Pace, Narr am Hofe der Königin v. England 484
Pape-Theun, Hofnarr bei Kaiser Karl V. 190
Papst Leo X. war meist von Possenreißern und Narren umgeben 518
Papst Benedict XIV. war ein Freund von Narrenpossen 523
Päpste, Hofnarren derselben 515
Papp, Simon, merkwürdiger Zwerg in England 611
Parasit, der Schmarotzer bei den Griechen 95
Parasitika, die Kunst des Schmarotzens 101
Parasitinnen des Alterthums . . . 119
Pastore, Hofnarr des Cardinals und Churfürsten Albert von Mainz 525

Seite

Patriarch von Rußland, diesen schönen Titel führte ein Hofnarr Peters des Großen 499
Pedro de San Erbas, Hofnarr bei Kaiser Karl V. 189
Peter der Große belustigt sich mit Zahnausziehen 40
— hatte eine Menge Hofnarren . . . 494
Peter, Junker, kurzweiliger Rath des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg . 258
Peter Lewen, Pfarrherr, Volkslustigmacher 566
Pfaff Cappador, Hofnarr bei Kaiser Rudolf I. 175
Pfaff von Kalenberg, lustiger Rath bei Herzog Otto dem Fröhlichen v. Steyermark 241
— dessen Schwänke . . . . . 241—251
Pfalz, Churfürsten von der Pfalz, deren Hofnarren 255
Pfingstschießen in Schlesien 79
Phastiäer, dieselben waren geschickte Possenreißer 25
Philander von Sittewald's Urtheil über die Hofnarren. 58
— dessen Beschreibung von dem Quartier der Hofnarren in der Hölle 59
Philipp, König von Macedonien, war ein großer Freund des Lächerlichen . . . 37
— bewirthet eine närrische Gesellschaft . 93
— war selbst ein sinnreicher Spötter . . 114
Philipp IV. Königs von Frankreichs Hofnarr bringt dem König die Niederlage seiner Flotte auf eine feine Weise bei . 410
Pickelhäring, diese Benennung stammt aus Holland 169

Seite

Planus (der Betrüger), eine Art Lustigmacher bei den Griechen 120
Pocher, Conrad, Hofnarr bei dem Churfürsten Philipp des Redlichen von der Pfalz 255
Polite, Hofnarr am französischen Hofe . 416
Pomeranus, Andreas, Hofnarr bei König Franz I. von Frankreich 416
Pöllnitz, Freiherr, lustiger Rath am preußischen Hofe 230
Possenreißer, persische, genannt Lootes . 153
— ungebildeter Völker neuerer Zeit . . 154
Possendiarhöe, war ein Ausdruck bei den Griechen 95
Pritschen-Peter, lustiger Rath bei dem Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz 257
Procida, Johannes von, spielte die Rolle eines Wahnsinnigen 20
Prosch, Tyroler, Lustigmacher bei dem Bischof Julius von Würzburg, hatte den schönen Titel „Nachtstuhlverwalter" . . 543
Putzmann, lustiger Rath bei König Friedrich I. von Preußen 204

R.

Rhodus, Professor zu Marburg, ließ sich unter einem Haufen Narren an sein Haus malen 7
Richelieu, Cardinal, war ein Freund von Possen und Schwänken 534
Roquelaure, Herzog von, Lustigmacher am Hofe des Königs XIV. von Frankreich . 454
Roquelaure's Schwänke . . . . 454—463
Rudolf II., Kaiser, konnte keine Schalksnarren um sich leiden 56
Rudolf I., dessen Hofnarr Pfaff Cappador 175
Rudolf, Stephan, Zwerg 609

Seite

S.

Sailer, der dicke, von Straßburg . . . 575
Salomo's Ausspruch über die Narrheit . 10
Santonen, närrische Schwärmer bei den Türken, werden von diesen als von Gott inspirirt angesehen 14
Sarmentus, Scurra bei dem Kaiser Augustus 131
Savoyen, Hofnarren am Hofe daselbst unter Herzog Victor Amadeus 386
Schalksnarren, stumme, am türkischen Hofe 146
Schattenseite des Hofnarrenwesens . . 55
Schellen waren ein eigenthümlicher Putz der Narren im 15. Jahrhuudert . . . 72
Schmarotzer (Parasiten bei den Griechen 95
Schmarotzerei war eine Kunst b. d. Griechen 101
Schneider, Kunz, von Bacherach, Volkslustigmacher 576
Schönbartlaufen in Nürnberg 81
Schramm, Magdalene, merkwürdige Zwergin 607
Schuppius, Prediger, dessen Ansicht über Narren und Narrheit 7
Schweden und Dänemark, das Hofnarrenwesen daselbst 504
Scurra (der Spötter), eine Art Lustigmacher bei den Römern 125
Scoggan, der berühmte Lustigmacher der Königin Elisabeth von England . . . 482
Sechziger, die, eine lustige Gesellschaft in Athen 92
Sibilot, Hofnarr bei dem König Heinrich dem III. von Frankreich 448
Skalden, die, Lustigmacher in Schweden und Dänemark 508

Seite

Solon, der weise, spielte die Rolle eines Narren 17
Sotof, Hofnarr bei dem Kaiser Peter I. von Rußland 500
Spaßmacher, der privilegirte, b. d. Griechen 89
Spanien, Hofnarren daselbst 364
Speivogel hieß ehemals ein lustiger Schwätzer 169
Sprüchwörter, hundert Sprüchwörter in Bezug auf Narren und Narrheit . . 83
Stein, merkwürdiger Zwerg der Prinzessin Sophie Charlotte 611
Steffen, Hofnarr bei Kaiser Karl VI. . . 193
Stichelreden, die, Cicero's, wurden von seinem Freigelassenen Tiro in 3 Büchern gesammelt 126
Stocknarren, Ableitung und Begriff dieses Ausdrucks 169
Sully, Minister, meinte, er sei nicht der einzige Narr in Frankreich 8
Sylla, Lucius Cornelius, römischer Feldherr, war ein großer Freund der Scurren und machte sich lustig mit ihnen bis zur Gemeinheit 127

T.

Tamerlan, der sonst nichts leiden mochte, konnte den Spott von Gelehrten, Dichtern und Narren ertragen 140
Taubmann, Friedrich, lustiger Rath bei Churfürst Christian II. von Sachsen . . 284
— seine vielen Schwänke . . . . 288—346
Teichmann, Bäcker, blödsinniger Narr . 12
Thirynthier, Spaßmacher von Haus aus . 24
— sind nicht im Stande, ohne Lachen dem Neptun ein Opfer zu bringen . . . 24

Seite

Thomas, Zwerg 606
Thony, Hofnarr bei König Heinrich II. von Frankreich 424
Thorheit wird oft zu einer Seelenkrankheit und ist dann Narrheit 5
Thrasykles, der Tugendschwätzer, geschildert von Lucian 123
Tiro, der Freigelassene Cicero's, sammelt die Stichelreden und schlechte Witze Cicero's in 3 Büchern 126
Trachten der Narren und Lustigmacher . 65
Triboulet, Hofnarr bei Ludwig XII. und Franz I. von Frankreich 414
Triboulet's Schwänke . . . . . 414—416
Tricomini, Hofnarr der Gemahlin des Königs Ludwig XIV. von Frankreich . 453
Troubadour's in Frankreich 395
Troyes, die Stadt, hatte das Privilegium, die Könige von Frankreich mit Hofnarren zu versehen 29
Tugendschwätzer (Aretalogus) eine Art Lustigmacher bei den Römern 121

V.

Vermächtniß, närrisches, eines englischen Kaufmanns 43
Verona, Hofnarren und Possenreißer am Hofe daselbst 388
Vespasian, Kaiser, erhielt von einem Scurren keine schmeichelhafte Antwort . . . 133
Vesper, sicilianische 20
Volksnarren und Volkslustigmacher . . 548

W.

Wießweiler, Junker, lustiger Rath bei dem Churfürsten von Cöln 527

Seite

Wigand von Theben, oder der Pfaff von Kalenberg, lustiger Rath bei Herzog Otto dem Fröhlichen von Steyermark . . . 241
Witaschi, Hofnarr bei Peter I. v. Rußland 500
Witzel, Narr des Churfürsten Wolfgang zu Mainz 525
Worrenberg, Hans, merkwürdiger Zwerg 610

Z.

Zapata, Hofnarr bei Kaiser Karl V. . . 190
Zerkon, Possenreißer des Königs Attila . 29
Zweibrücken, Herzog von, war ein komischer Kauz 45
Zwerge 582
Zwerg des Kaisers Commodus 591
— in einer Pastete 603
— des Erzherzogs Leopold von Oesterreich 606
— ein solcher als Geschenk für eine Prinzessin 606
Zwergenhochzeiten in Petersburg . . 603
Zwergenhochzeit in Wien 606
Zytho, Hofnarr bei Kaiser Wenzeslaus zu Prag 148

Durch **J. Scheible** in **Stuttgart**, sowie durch alle Buchhandlungen können ferner folgende Werke bezogen werden:

Bibliothek
der
ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur.
Zur Kultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild.

14 Bände

(von denen jeder ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet).

Mit einer großen Menge von Abbildungen.

Preis jedes, etwa **1000** Seiten starken Bandes **nur 3** fl. oder **1** Thlr. **22½** Sgr.

Diese Bibliothek bietet dem deutschen Publikum das Namhafteste und Interessanteste der alten Volksliteratur, wie es (wenn es auch von zahlreichen Liebhabern mit bedeutenden Geldopfern gesucht) in Original-Sammlungen vielleicht in keiner öffentlichen Bibliothek in gleicher Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit vorhanden sein dürfte, — musterhaft, mit seltenem Fleiß und gründlicher Sachkenntniß zusammengestellt und mit unzähligen Abbildungen ausgestattet, für einen Preis (mehr als 1000 Seiten für nur 3 fl. oder 1 Thlr. 22½ Sgr.), wie er in solcher Billigkeit wohl ohne Beispiel im Buchhandel ist.

Erste Abtheilung.
Faust-Literatur.

1. I. Band. Doctor Johann Faust. — Wortgetreuer Abdruck der ersten Auflage des ersten Buches über Faust von 1587. (Bisher in Zweifel gezogen,

nun aufgefunden.) — Faust u. seine Vorgänger: Theophilus, Gerbert, Virgil 2c. zur Geschichte, Sage u. Literatur. — G. R. Widmanns Hauptwerk über Faust. Vollständig und wortgetreu. — Faust's Höllenzwang. Jesuitarum libellus, oder der gewaltige Meergeist. — Mirakul-, Kunst- u. Wunderbuch. — Schlüssel zum Höllenzwang. Mit 155 Abbildungen. 3 fl.

2. II. Band. Christoph Wagner, Faust's Famulus. — Don Juan Tenorio von Sevilla. Die Schwarzkünstler verschiedener Nationen und die Beschwörer von Himmel und Hölle um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Lust. Mit 180 Abbildungen. 3 fl.
3. III. Band. Die Sage vom Faust bis zum Erscheinen des ersten Volksbuchs, mit Literatur u. Vergleichung aller folgenden; Faust auf der Volksbühne, in den Puppen- u. Marionettenspielen; Zauberbibliothek des Magiers; Höllenzwang. — — Drei- u. vierfacher Höllenzwang. — Der große Meergeist. — Wunderbuch. — Der schwarze Rabe. — Geister-Commando. — Praxis magica. — Schätzeheber 2c. Mit ungezählten Abbild. 3 fl.
4. IV. Band. Die Geschichte vom Faust in Reimen, nach dem einzigen bekannten Exemplar von 1587 in der k. Bibliothek zu Kopenhagen. — Die deutschen Volksbücher von Faust und Wagner und die Historien von den Zauberern Baco, Zyto, Bruder Rausch und vielen Andern. 3 fl.
5. V. Band. Die deutschen Volksbücher von Joh. Faust, dem Schwarzkünstler, und Christoph Wagner, dem Famulus, nach Ursprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung, mit steter Beziehung auf Göthe's Faust u. einigen kritischen

Anhängen von K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg, Professor zu Heidelberg; in drei Abtheilungen. — Die Sage von Doctor Johann Faust. Untersucht von H. Düntzer. 3 fl.

Zweite Abtheilung.

Die Fischart- und Murner-Literatur, die satyrischen Volksprediger der Reformationszeit, nebst Pfinzing's berühmtem Theuerdank.

6. Band I. Volksprediger u. Moralisten. — Sebastian Brandt's Narrenschiff mit Geiler's von Kaisersberg Predigten darüber und Thomas Murner's Schelmenzunft, vollständig nach den alten Drucken und ihren bildlichen Darstellungen auf 72 Tafeln. 3 fl.
7. II. Band. Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1516 (mit sämmtlichen Holzschn. nach Hans Scheuflein). — Thomas Murner's Schriften und sein Leben, nebst dessen Narrenbeschwörung, und der Spottschrift: Ob der König von England ein Lügner sei oder Luther. Mit 214 Abbild. 3 fl.
8. III. Band. Johann Fischart's Geschichtklitterung und aller Praktik Großmutter. — Thomas Murner's Gäuchmatt, nebst mehreren Satyren wider ihn: Concilium und Reichstag von Utz Eckstein, Novella u. s. w. Vollständig und wortgetreu. Mit 59 Holzschnitten 3 fl.
9. IV. Band. Johann Fischart's Flöhhatz, Weibertratz, Ehezuchtbüchlein, Podagrammisch Trostbüchlein, sammt zehn kleineren Schriften. — Thomas Murner's, vom lutherischen Narren, Kirchendieb- und Ketzerkalender, und sieben Satyren wider ihn; Karsthans, Murnarus Leviathan u. s. w. Mit 102 Abbild. 3 fl.

Dritte Abtheilung.

Zur Sitten-, Kultur- und Kunstgeschichte des Mittelalters, die Sagen, Gebräuche und die Volksmedizin der Deutschen.

10. I. Band. Die gute alte Zeit, geschildert in historischen Beiträgen zur nähern Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkart vornehmlich des Mittelstandes in den letzten fünf Jahrhunderten; nach großentheils alten und seltenen Druckschriften, Manuscripten, Flugblättern 2c. (Zur Geschichte hauptsächlich des Stadtlebens, der Kleidertrachten, des Hauswesens, der Kinderspiele, Tanzfreuden, Gaukler, Bankette, Frauenhäuser, Pilgerfahrten 2c.) Aus Wilh. v. Rheinöhl's handschriftlichen und artistischen Sammlungen herausgegeben. Mit vielen Abbildungen auf 71 Tafeln und mit 33 Holzschnitten. 3 fl.

11. II. Band. Der Festkalender, enthaltend: die Sinndeute der Monatszeichen, die Entstehungs- und Umbildungsgeschichte von Naturfesten in Kirchenfeste; Schilderung der an denselben vorkommenden Gebräuche u. Deutung ihrer Sinnbilder; Charakteristik der an den 366 Tagen des Schaltjahrs verehrten Blutzeugen u. Glaubenshelden mit Wort und Schwert; Deutung vieler Wundererzählungen 2c. Von F. Nork. Mit 37 Tafeln Abbildungen. 3 fl.

12. III. Band. Mythologie der Volkssagen und Volksmährchen; eine Darstellung ihrer genetischen Entwickelung, mit vorzugsweiser Berücksichtigung jener durch Deutungsversuche von Naturerscheinungen, Lokaleigenthümlichkeiten, Orts- und Personennamen, Wahrzeichen von Städten,

Wappenbildern ꝛc. erzeugten Sagenbildungen. Von F. Nork. 3 fl.

13. IV. Band. Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker, mit Bezugnahme auf die, aus den kirchlichen, abergläubischen ꝛc. und Rechtsgebräuchen hervorgegangenen Mythen u. Volkssagen. Von F. Nork. 3 fl.

14. V. Band. Flagellum salutis, oder Heilung durch Schläge in allerhand schweren Krankheiten. Von K. F. Paullini. (Nach der Ausgabe von 1698). — Wunderbare Kuren durch Musik. Von F. E. Niedten. — Lebensverlängerung bis auf 115 Jahre durch den Hauch junger Mädchen. Von M. J. H. Cohausen. Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerei 1753. — K. F. Paullini's heilsame Dreck-Apotheke in zwei Abtheilungen. — Die Baseler Todtentänze von J. F. Maßmann; mit einer Menge Kupfer u. s. w. u. s. w. 3 fl.

Eros,
oder Wörterbuch
über
die Physiologie und über die Natur- und Culturgeschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität.

Zwei Bände. 8. 1848. Jetziger Preis 4 fl. 48 kr.
oder 2 Thlr. 24 Sgr.

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnisse dieses so umfassenden, als rennomirten Werkes:

Amor. Aphrodite. Alter. Amulet. Anmuth. Apathie. Aphrodisiaca. Athem. Auge. Augenbraunen.

Augenwimpern. Ausdünstung. Ausschweifung. Backe. Bad. Bart. Bastard. Befruchtung. Begattung. Bein. Beischlaf. Beschnittene. Bette. Blond. Blondine. Brautnacht. Brille. Brünet. Brünette. Brust. Buckel. Busen. Callipädie. Castrat. Cicisbeat. Cicisbeo. Cölibat. Cul de Paris. Defloration. Diablotie. Dirne. Ehe. Eifersucht. Embonpoint. Empfängniß. Enthaltsamkeit. Entjungferung. Entwicklungsjahre. Erektion. Erotomantie. Eunuchen. Erzeugung. Fettleibigkeit. Finger. Flagellation. Frau. Freudenhaus. Freudenmädchen. Frisur. Fruchtbarkeit. Frühling. Fuß. Fußbekleidung. Galan. Galanterie. Gang. Geilheit. Geißelung. Geruch. Geschlecht. Geschlechtstheile. Geschlechtstrieb. Gesicht. Griechische Liebe. Gürtel. Haar. Hagestolz. Hahnrei. Hals. Halstuch. Hand. Haut. Hemde. Hermaphrodit. Hetäre. Hochzeit. Hosen. Hüften. Infibulution. Italienische Schlösser. Jugend. Jungfrau. Jungfrauschaft. Kahlkopf. Keuschheit. Keuschheitsgürtel. Kinn. Kleidung. Knabenliebe. Knie. Kopf. Kupido. Kuß. Lesbische Liebe. Liebestränke. Liederlichkeit. Lippen. Mädchen. Mann. Mannbar. Mannbarkeit. Matrone. Megalanthropogenesie. Mensch. Mieder. Milytta. Minne. Mode. Mönch. Monatskrise. Mond. Monogamie. Mund. Nacht. Nackt. Nägel. Nase. Natürliches Kind. Negligé. Nestel. Nestelknüpfen. Nonne. Nuditäten. Nymphomanie. Odaliske. Ohr. Orgien. Paederastie. Pantoffel. Perrücke. Phallus. Phantasie. Philtra. Physiognomie. Platonische Liebe. Polygamie. Pollution. Pubertät. Putz. Reife. Reifrock. Reinlichkeit. Reize. Ringen. Runzeln. Schaam. Schlaf. Schminke. Schnupftuch. Schnurrbart. Schnürleib. Schönheit. Schönpflästerchen. Schürze. Selbstbe-

fleckung. Serail. Seufzer. Sexualorgane. Shawl. Sinne. Sinnenkälte. Sohle. Sonnenjungfrau. Sopha. Spadonen. Statur. Stirn. Strumpf. Strumpfband. Superfötation. Schwangerschaft. Sybarit. Tändeleien. Taille. Tanz. Tastsinn. Teint. Temperament. Thierliebe. Toilette. Tribaden. Troubadurs. Ueberfruchtung. Unfruchtbarkeit. Unmäßigkeit. Unschuld. Unterrock. Unvermögen. Verliebt. Verschnittene. Vestalin. Vielweiberei. Waden. Wange. Wäsche. Weib. Wittwe. Wohlbeleibtheit. Wohlgeruch. Wollust. Wuchs. Zähne. Zeugung. Zeugungstrieb. Zunge. Zwitter.

Scheible, J., Das Schaltjahr, welches ist „der deutsch Kalender mit den Figuren, und hat 366 Tag.“ Mit einer großen Anzahl komischer, satyrischer, magischer und anderer Abbildungen. 5 Bände. 8. Stuttg. 1849.

5 fl. 45 kr. oder 3 Thlr. 15 Sgr.

Dieses Werk ist so pikanten Inhalts und enthält so viele Curiositäten in Wort und Bild, daß Diejenigen, welche in vollem Maße sich ergötzen und Raritäten gesammelt besitzen wollen, die sie einzeln, selbst zu enormen Preisen, niemals bekommen könnten, es nicht werden entbehren wollen, zumal es für einen so billigen Preis zu erwerben ist. Unter einer Menge hier nicht aufzuzählender Rubriken sind am reichsten folgende vertreten: Die heitern Feste des ganzen Jahres: Eselsfeste,

Fastnachtsgebräuche, Bohnenkönig, Narrenfeste, Fischerstechen, Scheibenschießen u. s. w. — Altdeutscher Witz, Schwank und Spott von Seb. Brandt, Geiler von Kaisersberg, Fischart, Murner, Hans Sachs u. s. w. — Die Wundermänner und die Wundermittel: Theophrastus Paracelsus, Albertus Magnus u. s. w. — Magie, Alchemie, Sympathie 2c. — Besondere Sitten u. Gebräuche: Die Frauenhäuser und die Frauenwirthe, Probenächte der deutschen Bauernmädchen 2c. — Volks- und Fürstenlust: Turniere, Aufzüge, Fastnachtsspiele 2c. — Spottschriften, Spottbilder und illustrirte fliegende Blätter. — Handwerker-, Künstler- und Studenten-Ceremoniel: Gebräuche, Liederlust 2c. — Häusliches Leben: Essen u. Trinken, Küchen- u. Kellermeisterei, Moden u. Luxus 2c. — Abenteurer und Unholde: Fahrende Schüler, Vaganten, fahrende Frauen, Goldmacher, Teufelsbeschwörer, die Losungen und Zeichen der Mordbrenner 2c. — Curiositäten aus dem Gebiete der Justiz: Feuer- und Wasserproben, peinliches Halsgericht 2c. — Die mittelalterliche Kalenderweisheit in ihrem ganzen Umfange; Prognostikon, Aderlaß-, Schröpf-, Bad- und andere medizinische Vorschriften, Wetterregeln, Bauernphilosophie u. s. w.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erstaunliche Geschichten und unheimliche Begebenheiten.

Von **Edgar Allan Poe.**

Nach der 7. Auflage des amerikanischen Originals.
1859. 456 Seiten stark. 48 kr. oder 14 Sgr.

Dieses merkwürdige, spannende und außerordentliche Buch, das in Amerika und England so ungewöhnliches Aufsehen erregt, daß dort so eben die 7. Auflage erschien (trotz des hohen Preises von 7 fl. 12 kr.), liefern wir hier in gediegener Uebersetzung, um jede Concurrenz vornweg unmöglich zu machen, in hübscher Ausstattung für **nur 48 kr. od. 14 Sgr.!**

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnisse:

Der geheimnißvolle Goldkäfer im Todtenkopfe oder der gehobene große Schatz des amerikanischen Seeräubers auf dem Eilande. — Hans Pfaalls in Rotterdam höchst wundersame Abenteuer und Leiden während einer neunzehntägigen Luftreise. — Visionen eines Magnetisirten der außerordentlichsten Art und sein merkwürdiges Ende. — Die Schreckniss im Malström. — Die eigenthümlichen Morde in der Morguestraße und der so unheimliche als scharfsinnige Entdecker. — Der Drang-Utang als Verbrecher. — Höchst merkwürdige Wirkungen des Mesmerismus, wahrgenommen an einem Sterbenden. — Einige Worte in nächtlicher Stunde mit einer Mumie. — Wie man allzu früh begraben werden kann: beredte und stumme Erzählungen scheintodt Beigesetzter. — Die mysteriöse Entwendung des gefährlichen Briefes im königl. Residenzschlosse u. dessen beispiellose Wiedererwerbung 2c.

Unbegreifliche Ereignisse und geheimnißvolle Thaten.

Von **Edgar Allan Poe.**

580 Seiten starkes, achtzehn der merkwürdigsten Erzählungen enthaltendes Werk. 12. Stuttg. 1861.

1 fl. 12 kr. oder 21 Sgr.

Inhalt: — Der schönen Marie Rogets mysteriöses Ende. — Du bist der Mann! oder der beredt anklagende Leichnam in der Weinkiste. — Das Rendez-vous, oder die nächtlichen Abenteuer bei der Seufzerbrücke in Venedig. — Die Brille, oder eine Täuschung der ungeheuerlichsten Art. — Der schwarze Kater, oder die böse That im Keller. — Der Fall des Hauses Usher, oder die Schreckensnächte in der unheimlichen Behausung. — Drei Sonntage in einer Woche. — William Wilson, oder das gemordete Ebenbild. — Der Abgrund und der Pendel, oder die beispiellosen Qualen in dem Inquisitionskerker zu Toledo. — Das Faß Amontillado, oder der in den Katakomben Angeschmiedete. — Das anklägerische Herz. — Morella, die Wiedererstandene. — Die seltsamen Visionen in den amerikanischen Bergen. — Die längliche Kiste in der Cajüte. — Der mysteriöse Fremde, der nie allein sein kann. — Setz' dem Teufel nie den Kopf zum Pfand! — Hofnarr und Zwerg. — Der Sphinx, oder der monströse Todtenkopf auf dem kahlen Berge.

H. J. Ali.

LOIS SCHEDL
uchbinderei
chreib-u.Bürobedarf
MÜNCHEN Ludwigstr.5